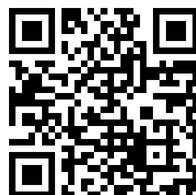
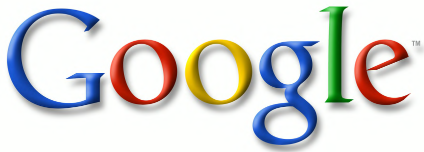






Behrens-Festschrift

Supplementheft
der
Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur
herausgegeben von
Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität Gießen.

Behrens-Festschrift

Dietrich Behrens

zum Siebzigsten Geburtstag dargebracht
von
Schülern und Freunden

Jena und Leipzig
Verlag von Wilhelm Gronau
W. Agricola
1929


TRANSOZEAN, BERLIN W

Hochverehrter Herr Kollege!

Zur Feier Ihres siebzigsten Geburtstages am 12. Januar 1929 haben sich Schüler, Freunde und Fachgenossen, die sich Ihnen als Mitarbeiter oder Mitstrebende verbunden fühlen, mit dem Ihnen in jahrelanger Freundschaft zugetanen Inhaber des Verlags Gronau, Herrn Walter Agricola, zusammengeschlossen, um durch die Darbietung dieses Festbandes ihre aufrichtige Verehrung für Ihre Persönlichkeit und für Ihr Wirken zum Ausdruck zu bringen.

Fünfundvierzig Jahre lang dienen Sie der Wissenschaft der neueren Philologie und dem akademischen Unterricht. Weit ist der Weg und zahlreich sind die Stufen, die von Ihrer von Gaston Paris so günstig beurteilten Straßburger Dissertation über „Unorganische Lautvertretung innerhalb der formalen Entwicklung des französischen Verbalstammes" (1882) und von Ihrer Habilitation in Greifswald (1884) über Ihr kurzes Extraordinariat in Jena zu Ihrer Berufung nach Gießen (1891) und zu Ihrem jüngsten Werke „Über englisches Sprachgut im Französischen" (1927) führen. Der französischen Mundartforschung und Wortgeschichte, insbesondere der Einwirkung fremder Sprachen auf den Wortschatz des Französischen und der wechselseitigen Beeinflussung des französischen und englischen Wortschatzes, hat Ihre Arbeit vor allem gegolten. Allen Romanisten unentbehrlich ist Ihre „Altfranzösische Grammatik", der „Schwan-Behrens", der durch Ihre nimmermüde, kritische Arbeit ein mustergültiges Lehrbuch geworden ist. Ihre wissenschaftliche Methode ist ebenso durch sorgsamste Be-

obachtung der Tatsachen gekennzeichnet wie durch das Streben, die in der Sprachentwicklung wirkenden tieferen Kräfte zu erkennen. Neuerdings haben Sie auch den gesellschaftlichen und kulturgeschichtlichen Faktoren, die das Leben der Sprache bestimmen, fruchtbare Untersuchungen gewidmet. Den Arbeiten Ihrer Fachgenossen haben Sie stets bereitwillige Aufnahme gewährt in den stattlichen Bänden der „Zeitschrift für französische Sprache und Literatur", an deren Herausgabe Sie seit dem siebenten Bande (1885) beteiligt waren und die Sie seit dem dreizehnten Bande (1891) als alleiniger Herausgeber leiten. Was Sie vielen Gießener Studentengenerationen waren und sind, dafür legen eine große Reihe von Dissertationen und seit 1921 die „Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie" beredtes Zeugnis ab.

Nun haben Sie das achte Jahrzehnt Ihres Lebens erreicht, in rüstiger Gesundheit und begrüßt von der Dankbarkeit Ihrer Schüler und Freunde. Mit ihren herzlichen Glückwünschen verbinden die Herausgeber, Mitarbeiter und der Verleger dieser Festschrift die zuversichtliche Hoffnung, daß es Ihnen vergönnt sein möge, in den kommenden Jahren mit gewohnter Schaffenskraft alle die wissenschaftlichen Pläne zu verwirklichen, zu deren Ausführung Sie sich eben anschicken.

Walther Fischer.

Kurt Glaser.

Wilhelm Horn.

INHALT.

Seite

Appel, K. Die Fortführung des Provenzalischen Supplement-Wörterbuches von Emil Levy 168-182

Becker, Ph. A. Das geistliche Morgenlied von Fleury-sur-Loire . . . , ... 205-217

Behaghel, O. Lingua materna . , ... 13-15

Ebeling, G. Auslassung eines Zwischengedankens? . . 77-85

Gamillscheg, E. Zur Frage der Auswahl bei der suffixalen Ableitung 56-76

Glaser, K. Emile Verhaeren und Frankreich 310-327

Goetze, A. Konversation 114-118

Gottschalk, W. Die Heiligen in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache 131-158

Heiss, H. Zu Molières Misanthrope 275-287

Holthausen, F. Gotische Wörter im Romanischen . . 106-109

Horn, W. Baumnamen in adjektivischer Form 110-113

Kalepky, Th. Von den sogenannten „Konjunktionen“ im Neufranzösischen 86-105

Karstien, K. Germanisches *ai* im Friesischen 183-202

Kredel, E. Verzeichnis der Schriften von Dietrich Behrens 1-9

— Chevalier d'industrie 119-130

Lommatzsch, E. La hystoria di Piramo et Tisbe von Giovanni Sabadino degli Arienti, um 1470 231-274

Meyer-Lübke, W. Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel 16-36

Rohlfs, G. Lautwandel und Satzaccent 37-47

Schulze, A. Nochmals altfranz. *chauf* und *chaille* . . . 159-167

Suchier, W. Die Quellen von Vignys Gedicht 'Le Cor' . 288-309

v. Wartburg, W. Das Schriftfranzösische im Französischen Etymologischen Wörterbuch 48-55

Zenker, R. James Douglas Bruce und die Mabinogionfrage . . : 218-230

Folgende Beiträge, die in diesem Bande keine Aufnahme mehr finden konnten, erscheinen an anderer Stelle:

Brüch, J. Die Entstehung des lat. *-ilium, -ilia* im Französischen.

Brugger, E. Der sog. Didot-Perceval.

Fischer, W. und Ruppert, R. Amor y Obligación. Ein ungedrucktes Jugendwerk von Antonio Solís y Rivadeneira. Herausgegeben von Walther Fischer und Ricardo Ruppert y Ujaravi.

Franz, A. Ibo. Victor Hugo, Les Contemplations. VI. II.

Friedwagner, M. Nusi Tuliiu.

Hämel, A. Zu Delavignes Vêpres Siciliennes.

Jordan, L. Über richtige und falsche Bildung von Einzel- und Allgemeinbegriffen in der Wissenschaft, insbesondere in Sprach- und Begriffskunde.

Krüger, F. Über volkstümliche Namengebung.

Neubert, F. Angelsachsentum im französischen Drama des 19. Jahrhunderts.

Ruppert, R. s. o.

Tappolet, E. Das Futurum von *aller*, ein Studienerlebnis.

Voretzsch, K. Aphärese und Elision im Provenzalischen.

Winkler, E. Vom ältesten französischen Theater.

Verzeichnis der Schriften von Dietrich Behrens.

1882—1928.

Zusammengestellt von E. Kredel.

1882.

Unorganische Lautvertretung innerhalb der formalen Entwicklung des französischen Verbalstammes. [Französische Studien III.]

1883.

R. Kreutzberg, Böhmers phonetische Transcription und ihre Verwendbarkeit beim französischen Schulunterricht. [ZfSL V². 62.]
A. Risop, Die analogische Wirksamkeit in der französischen Konjugation. [ZfSL V². 65-80.]
E. Martin, Le roman de Renard. 1er vol. 1ère partie du texte: L'ancienne collection des branches. [ZfSL V². 81.]
R. Püschel, Le livre du chemin de long estude p. Cristine de Pizan, publié pour la 1ère fois d'après sept manuscrits de Paris, de Bruxelles et de Berlin. [ZfSL V². 81-83.]
Sammlung französischer Neudrucke. 2. Armand de Bourbon, Prince de Conti. Traité de la Comédie et des Spectacles. Neue Ausg. von K. Vollmöller. — 3.-5. Robert Garnier, Les Tragédies hrsg. v. W. Foerster, [ZfSL V². 83.]
Zeitschriftenschau (enthält Besprechungen und Anzeigen folgender Zeitschriften: Zeitschr. f. roman. Philologie VI, 1-4: Romania XI, 1-4; Revue des langues romanes 1882. 1883; Litteraturblatt f. german. u. roman. Philologie 1882. 1883; Revue polit. et littér. 1882. 1883; Magazin f. d. Litterat. des In- u. Auslandes 1883; L'Athénaeum belge 1883; Revue scientifique 1883; Le Correspondant 1883; Annales de la Faculté de Lettres de Bordeaux III, 5. IV, 3-6; Le Livre 1883; Bulletin du bibliophile 1882. 1883.) [ZfSL V². 96-109.]

1884.

R. Zeitschriftenschau (enthält Besprechungen und Anzeigen folgender Zeitschriften: Zeitschr. f. roman. Philol. 1883; Romania 1883; Litteraturblatt f. german. und roman. Philologie 1883; Magazin f. d. Litterat. des In- u. Auslandes 1884) [ZfSL VI². 95-100.]
Zeitschriftenschau (enthält Besprechungen und Anzeigen folgender Zeitschriften: Revue polit. et littér. 1883; Revue critique 1883; Deutsche Litteraturzeitung 1883). [ZfSL VI². 169-172.]

1885.

Hg. Zeitschrift für [neu]französische Sprache und Litteratur, begründet von G. Körting u. E. Koschwitz 1879. Von Bd. VII (1885) hrsg. von D. Behrens u. H. Körting, von Bd. XIII (1891) ab von D. Behrens allein. (Bis jetzt 51 Bde. und 12 Suppl.-Hefte.) Hierin (von Bd. VII-XLIV) Novitätenverzeichnisse von Behrens.

1886.

R. W. Köritz, Über das s vor Konsonant im Französischen. [ZfSL VII². 120.]

Litteraturblatt f. german. u. roman. Philologie 1884. [ZfSL VII². 249. 250.]

1887.

Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England. I. Zur Lautlehre der französischen Wörter im Mittelenglischen. [Französische Studien V. Heft 2.]

Grammatische u. lexikalische Arbeiten über die lebenden Mundarten der langue d'oc u. der langue d'oïl. [ZfSL IX¹. 92-214.]

1888.

Über reziproke Metathese im Romanischen. Greifswald, Julius Abel.

andare, andar, annar, aller. [ZfSL X². 84. 85.]

1889.

Norm. *non, nou, no* = *n'on.* [ZrP XIII. 322. 323.]

Etymologisches (1. ostfrz. *zwayi* [audire]. 2. ostfrz. *zway'* [auca]. 3. frz. *sépoule.* 4. frz. *étnette.* 5. frz. *ous, os* statt *vous.* 6. ostfrz. *deto d'.* 7. frz. *itou.* 8. dauph. *councou.* 9. apr. *avais(sa).* 10. frz. *coche* [Sau]. 11. morv. *auve.* 12. frz. *annille.* 13. frz. *hallope.* 14. afr. *bracon.* 15. ital. *guanto.* 16. ital. *bricco.* 17. prov. *brac.*) [ZrP XIII. 404-415.]

R. K. Armbruster, Geschlechtswandel im Französischen. Maskulinum u. Femininum. [ZfSL XI². 155-173.]

J. U. Jarnik, Neuer vollständiger Index zu Diez' etymologischem Wörterbuch der romanischen Sprachen mit Berücksichtigung von Scheler's Anhang z. 5. Aufl. [ZfSL XI². 236.]

A. Schulze, Der afr. direkte Fragesatz. Ein Beitrag z. Syntax des Französischen. [Götting. gelehrte Anzeigen 1889. Nr. 13. S. 507-533.]

1890.

Bemerkungen zur Lautlehre. [ZfSL XII¹. 67-89.]

Etymologisches (18. frz. *mazette.* 19. Berry *sener, cener.* 20. afr. *maufé.* 21. frz. *accon.* 22. frz. *flétrir.* 23. norm. *flet.* 24. sp. pg. *tepe.* 25. pg. *gomo.* 26. frz. *mat.* 27. it. *calafatare*) [ZrP XIV. 363-370.]

1891.

Die französischen Elemente im Englischen. [Paul's Grundriß der german. Philologie. 1. Aufl. Straßburg, Trübner. I. 799-836.]

R. E. Étienne, La langue française depuis les origines jusqu'à la fin du XIe siècle. T. I. [Götting. gelehrte Anzeigen 1891. Nr. 21. S. 874-876.]

J. Vogels, Handschriftliche Untersuchungen über die englische Version Mandeville's. [Lbl. 1891. Nr. 7. 226. 227.]

G. Caro. Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache im Roman champêtre. [ZfSL XIII². 221. 222.]

1892.

R. A. Dagnet, Le patois manceau tel qu'il se parle entre Le Mans et Laval. [ZfSL XIV². 24. 25.]

Baron de Vinols, Vocabulaire patois vellavien-français et français vellavien. [ZfSL XIV². 25-31.]

J. Fleury, La presqu'île de la Manche et l'archipel anglo-normand. Essai sur le patois de ce pays. Suppl. à l'essai sur le patois normand de la Hague. [ZfSL XIV². 31-33.]
N. du Puitspelu, Dictionnaire étymologique du patois lyonnais. [ZfSL XIV². 33-35.]
J. B. Jouancoux et Devauchelle, Études pour servir à un glossaire étymologique du patois picard. Deuxième partie. [ZfSL XIV². 35. 36.]
Abbé Rousselot, Patois de Cellefrouin. Étude expérimentale des sons. [ZfSL XIV². 36-44.]

1893.

Bibliographie des Patois gallo-romans. 2e éd.[1] **trad. en français par E. Rabiet. [Französische Studien. Neue Folge. Heft I.]**

R. Anseïs von Karthago hrsg. von J. Alton. [ZfSL XV². 191-201.]

1894.

Friedrich Diez. Festrede zur Feier von Diez' 100stem Geburtstage gehalten. Mit einem Porträt und bisher nicht veröffentlichtem biographischem Material. Gießen, K. v. Münchow.

R. Suchier u. Wagner, Rathschläge f. die Studierenden des Französischen und des Englischen a. d. Universität Halle. [ZfSL XVI². 270. 271.]
A. Philippi, Neusprachlicher Unterricht. Scholien zur Diez-Gedenkfeier. [ZfSL XVI². 271.]

1895.

Galloromanische Patois. [Vollmöllers krit. Jahresbericht. I. Jahrg.: 1890. München u. Leipzig 1892-1895. S. 338-347.]
Mitteilungen aus Carl Ebenau's Tagebuch. [ZfSL XVII¹. 129-187.]

R. W. Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen. II. Bd. Formenlehre. [ZfSL XVII². 65-89.]
E. Spirgatis, Verlobung u. Vermählung im afr. volkstümlichen Epos. [ZfSL XVII². 138.]
E. Erzgraeber, Elemente der historischen Laut- u. Formenlehre des Französischen. [ZfSL XVII². 173-175.]

1896.

R. L. Gautier, La chevalerie. [ZfSL XVIII². 21.]

1897.

Arbeiten über galloromanische Patois, das Verhältnis der Patois zur Schriftsprache usw. [Vollmöllers krit. Jahresbericht. II. Bd. 1. H. 1891-1894. Leipzig 1896-1897. S. 226-241.]

R. Publications of the Modern Language Association of America. X. XI 1,2. [ZrP 300-305.]

1898.

Grammatik des Altfranzösischen von E. Schwan. Neu bearb. von D. Behrens. 3. Aufl. Leipzig, Reisland.

---

[1]) Als 1. Aufl. gilt die unter 1887 aufgeführte Abhandlung: „Grammatische und lexikalische Arbeiten über die lebenden Mundarten der langue d'oc und der langue d'oïl".

R. A. Thomas, Essais de philologie française. [ZfSL XX². 245-247.]
A. Dauzat, Études linguistiques sur la Basse-Auvergne. Phonétique historique du patois de Vinzelles (Puy-de-Dôme). Précédé d'une préface de A. Thomas. [ZfSL XX². 247. 248.]

1899.

Grammatik des Altfranzösischen. 4. Auflage. Leipzig, Reisland [2]).

Zur Wortgeschichte des Französischen (*berme*; lothr. *barge*; norm. *cãonchieire; se doguer*; afr. *doukes, dokes*; afr. *esclaidage*; *flet*; altwallon. *hamelète*; wallon. *labaie*; ostfrz. *loure*; afr. *lurelle*; *lusin*; *nevre*; *pacant*; lothr. *pudã;* wall. *répe*; lothr. *resse*; Malmédy *strompe*; afr. *tierre*; *varlope, wague*; pikard. *wèpe*). [Beiträge zur Romanischen Philologie. Festgabe f. G. Groeber. Halle a. S. Niemeyer. S. 149-170.]

1900.

R. Ch.-R. Comte de Montesson, Vocabulaire du Haut-Maine. [ZfSL XXII². 80-83.]
G. Dottin, Glossaire des Parlers du Bas-Maine (Département de la Mayenne). [ZfSL XXII². 80-83.]
E. Mâzuc, Grammaire languedocienne, dialecte de Pézénas. [ZfSL XXII². 83.]

1901.

Grammatik des Altfranzösischen. 5. Auflage. Leipzig, Reisland.

Die französischen Elemente im Englischen. [Paul's Grundriß der german. Philologie. 2. Aufl., Straßburg, Trübner I, 950-989.]

R. Publications of the Modern Language Association of America. XII-XV. [ZrP XXV. 758-762.]
A. Hatzfeld, A. Darmesteter, A. Thomas. Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIᵉ siècle jusqu'à nos jours, précédé d'un traité de la formation de la langue. [ZfSL XXIII². 1-45.]
D. Haigneré. Le patois boulonnais comparé avec les patois du nord de la France. I. [ZfSL XXIII². 205.]

1902.

Zur Wortgeschichte des Französischen (*bacile*; norm. *canique*; *élinguet*; *germia, germe*; *guiche*; *guignette*; pik. *herméric*; ostfrz. *jauterelle*; *lutrone*; ostfrz. *tchille*). [Beiträge z. romanischen u. englischen Philologie. Festgabe f. Wendelin Foerster zum 26. Oktober 1901. Halle a. S., Niemeyer. 233-246.]

Montbél. *oue*. [ZfSL XXIV². 217. 218.]

Afr. *grenotes*; ostfrz. *guèguelle*; *jaumière*; voges. *lur*. burg. *lovre*; *tondelin*. [ZrP XXVI 110-114.]

Ital. *andare*, frz. *aller*; afr. *estrique*; *lioube*; wallon. *zwère*. [ZrP XXVI. 243-247.]

Wortgeschichtliches im Anschluß an G. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. [ZrP XXVI. 652-669.]

Frz. *coudrer*; afr. *daigne*; frz. *rémoulade*; afr. *sopier*; *tendelin*. [ZrP XXVI. 722-726.]

R. M. Grammont, Le patois de la Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté). [ZfSL XXIV². 79.]
S. Simon, Grammaire du patois wallon du canton de la Poutroye (Schnierlach) Haute-Alsace. [ZfSL XXIV². 79-81.]

---

[2]) Danach frz. Übersetzung v. O. Bloch (1. Aufl.), Leipzig, Reisland.

1903.

Grammatik des Altfranzösischen. 6. Auflage. Leipzig, Reisland.

Wortgeschichtliches (*bunette*; *mancor*; *normelle*; vendôm. *nouince*; afr. *reterquier*; afr. *vizee*). [ZfSL XXV¹. 122-126.]

[Zusammen mit J. Jung.] Bibliographie der französischen Patoisforschung f. die Jahre 1892-1902 mit Nachträgen aus früherer Zeit. [ZfSL XXV¹. 196-266.]

R. A. Thomas, Mélanges d'étymologie française. [ZfSL XXV². 49-53.]

1904.

Die französischen Elemente im Englischen. [Paul's Grundriß der german. Philologie. 2. Aufl. 2. Abdr. Straßburg, Trübner, I, 950-989.]

Norm. *cacoue*. [ZfSL XXVII². 103. 104.]

R. Publications of the Modern Language Association of America. XVI-XVIII. [ZrP XXVIII. 126-128.]

F. Gohin, Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIIᵉ siècle. [ZfSL XXVI². 67.]

C. Voretzsch, Die Anfänge der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten u. ihre Entwicklung an der Universität Tübingen. [ZfSL XXVII². 164-190.]

1905.

Etymologisches (afr. *brumen*[*t*]; altwallon. *by*; frz. *chique*; ostfrz. *flingot*; pik. *gomme*; wallon. *hanet, henat* etc.; wallon. *ivier*; pik. *leumière*; gask. *mèco*; altwallon. *oirselle*; afr. *plete*; afr. *rie*[*s*]; wallon. *rivè, rivis*; blais. *rognon*; frz. *sineau*). [Bausteine z. roman. Philologie. Festgabe f. Adolf Mussafia zum 15. Febr. 1905. Halle a. S. Niemeyer. 77-89.]

Afr. *crinque*. — wall. *ringuèle*. [ZfSL XXVIII¹. 81. 82.]

Wortgeschichtliche Miszellen (*atinter*; *béron*; pik. *berbiette*; *bet* ostfrz. *cabotte*; *cole*; frz. *cram*; wall. *cropète*; *effriboter*; *frinché;* afr. *espautrer*; *focque*; *graviette*; *hacon*; *hamecel*; afr. *hangeman*; *hanique*; afr. *hanzin*; *hocteau*; *hue*; *hunnier*; *itide*; *jaffre*; *johié*; *jouvre*; *kassvougte*; wallon. *kike*; *lerquenoux*; wallon. *leuwâ; liewer*; *malal*; *mesuwaige*; *mogolle*; *mutelline*; *nogette*; *nonnetier*; *noyelle*; *nyeil*; *pinpelocher*; *plumette*; *polon*; *pomache*; *ponsson*; *pouacre*; bress. *quinquin*; *ramorache*; wallon. *rinâte*; afr. *ronghe*; afr. *sousfeuls*; wallon. *ver*; afr. *wastarde*). [ZfSL XXVIII¹. 298-312.]

R. Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. T. I. [ZfSL XXVIII². 53-66.]

D. Haigneré, Le patois boulonnais comparé avec les patois du nord de la France. II: Vocubalaire. [ZfSL XXVIII². 71.]

E. Ritter, Les quatre dictionnaires français. [ZfSL XXVIII². 168. 169.]

A. Thomas, Nouveaux essais de philologie française. [ZfSL XXVIII². 169-171.]

P. Duchon, Grammaire et dictionnaire du patois bourbonnais. [ZfSL XXVIII². 171. 172.]

1906.

Wortgeschichtliches (*battée,* afr. *becquemoulx*; lyon. *bloyi*; wall. *bonge*; wall. *clavai*; ostfrz. *codat*; *daghet*; *freneau*; *gaupe*; blais. *gégneux;* afr. *hoc; moine;* ostfrz. *môzè; pét; tamisaille*; *tin*; blais. *tou*; vendôm. *trios*; ostfrz. *trous*). [ZfSL XXIX¹. 141-149.]

Diamerdis. [ZfSL XXIX¹. 208. 209.]

Wortgeschichtliches (afr. *creusequin*; *manette*; *martinet*; afr.

moussier; *palle*; wall. *poirfi*; *pourcelette*; *roquet*; wall. *sklûd*; wall. *tute*; wall. *vètemène*). [ZfSL XXIX^{1}. 302-310.]

Wortgeschichtliches (*came*; *courtau*; norm. *doueire*; *mérotte*; afr. *pricque*; *ramequin*; *ries*; *ristre*; wall. *rivè*; *taque*). [ZfSL XXX^{1}. S. 160-168.]

Wortgeschichtliches (montluç. *appitter;* ostfrz. *baugé;* afr. *campeler; dégringoler*; vendôm. *echalotte*; *feuiller, feuilleret, feuillure;* ostfrz. *siquenette*; wall. *soirin*; *teremabin*; *vierbote*). [ZfSL XXX^{1}. 355-362.]

Semouraul. [ZfSL XXX^{2}. 82.]

R. E. Herzog, Streitfragen zur romanischen Philologie. 1. Bändchen: Die Lautgesetzfrage. Zur frz. Lautgeschichte. [ZfSL XXIX^{2}. 6. 7.]

H. Lapaire, Le patois berrichon. [ZfSL XXIX^{2}. 25.]

E. Guénard, Le patois de Courtisols. [ZfSL XXIX^{2}. 26.]

H. Suchier, Les voyelles toniques du vieux français. Traduction de l'allemand p. Ch. Guerlin de Guer. [ZfSL XXIX^{2}. 278.]

E. Herzog, Neufranzösische Dialekttexte. [ZfSL XXX^{2}. 172. 173.]

A. Dagnet et J. Mathurin, Le parler ou langage populaire cancalais. [ZfSL XXX^{2}. 174.]

1907.

Grammatik des Altfranzösischen. 7. Auflage. Leipzig, Reisland.

Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen. [Die Universität Gießen von 1607-1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift z. 3. Jahrhundertfeier hrsg. von der Universität Gießen. II, 329-356. Gießen, Töpelmann.]

Wortgeschichtliches (*alén*; norm. *bouéteure*; *braie de coucou*; prov. *garbello*; wall. *guèmine*; canc. *guitang*; ostfr. *maisuelle*; franco-prov. *mottet*; wall. *noper*; afr. *quitte*; *sanar*; wall. *splenke*; champ. *vodre*). [ZfSL XXXI^{1}. 148-156.]

Wortgeschichtliches (*billonnée*; *cade*; *caillebot(te)*; *coiriau*; *couet*; wall. *crètelai*; *crotiere*; *guétine*; wall. *hammlett*; afr. *haiple*; ostfrz. *houillie*; *lardiche*; lothr. *mosa*; *pourfie*; pik. *trotrolle*). [ZfSL XXXI^{1}. 282-294.]

Zu frz. *luge*. [ZfSL XXXI^{1}. 300. 301.]

Wortgeschichtliches (pik. *clipant*; *gien*; *moquette*; ostfrz. *mouilleau*; wall. *mûne*; norm. *racouée*; norm. *ravenet*). [Mélanges Chabeneau. Romanische Forschungen. XXIII. 547-555.]

R. A. Bayot, Fragments de manuscrits trouvés aux archives du royaume. [ZfSL XXXI^{2}. 26.]

G. de Marolles, Langage et termes de vénerie. Étude hist., philol. et crit. [ZfSL XXXI^{2}. 27. 28.]

E. Nicolin, Les expressions figurées d'origine cynégétique en français. [ZfSL XXXI^{2}. 28. 29.]

K. Rockel, Goupil. Eine semasiologische Monographie. [ZfSL XXXI^{2}. 29-31.]

E. Lemme, Die Syntax des Demonstrativpronomens im Französischen. [ZfSL XXXI^{2}. 31-35.]

Bulletin du dictionnaire général de la langue wallonne. [ZfSL XXXI^{2}. 35-37.]

E. Rolland, Faune populaire de la France VII. [ZfSL XXXI^{2}. 119-121.]

Publications of the Modern Language Association of America. XVIII-XXI. [ZrP XXXI. 122-127.]

1908.

Wortgeschichtliches (*arrimer, bougar*; *chenique*; *coqueret*; wall. *jugelot*; poit. *sigouillae*; bourb. *simon*). [ZfSL XXXII[1]. 146-153.]

Wortgeschichtliches (wall. *climper*; *dragan*; *esfoil*; *esgalboche*; ostfrz. *girouante*; ostfrz. *mourvez*; norm. *quarsonnier*; lyon. *zarnombille*; wall. *zoèper*). [ZfSL XXXII[1]. 301-308.]

Ostfrz. *damotte*. [ZfSL XXXII[1]. 175. 176.]

embrelin. [ZfSL XXXII[2]. 219. 220.]

Ostfrz. *janblan*. [ZfSL XXXII[2]. 220.]

Wortgeschichtliches (afr. *adiquedune*; burg. *ansieau*; afr. *are[i]r*; *autys*; *drivonnette*; afr. *droisne*; norm. *snilles*). [ZfSL XXXIII[1]. 137-144.]

Wortgeschichtliches (wall. *avergau*; wall. *oswire*; wall. *dona; lègre*; *ride d'oignons*; pik. *wain*; lyon. *zauzignon*). [ZfSL XXXIII[1]. 266-273.]

poule. [ZfSL XXXIII[2]. 112. 113.]

R. D. Fryklund, Les changements de signification des expressions de „droite“ et „gauche“ dans les langues romanes et spécialement en français. [ZfSL XXXII[2]. 16. 17.]

E. Koschwitz, Anleitung z. Studium der französischen Philologie. 3. Aufl. von G. Thurau. [ZfSL XXXII[2]. 85-87.]

P. Horluc et G. Marinet, Bibliographie de la syntaxe du français. (1840-1905). [ZfSL XXXIII[2]. 145. 146.]

W. A. Stowell, Old French titles of respect in direct address. [ZfSL XXXIII[2]. 146. 147.]

J.-E. Choussy, Le patois bourbonnais précédé d'un simple essai étymologique. [ZfSL XXXIII[2]. 147. 148.]

E. Tappolet, Zur Agglutination in den französischen Mundarten. [ZrP XXXII. 115-118.]

A. Dauzat, Géographie phonétique d'une région de la Basse-Auvergne. [ZrP XXXII. 250. 251.]

Publications of the Modern Language Association of America XXI-XXIII. [ZrP XXXIII. 381-384.]

1909.

Grammatik des Altfranzösischen. 8. revid. u. verm. Auflage. Leipzig, Reisland.

Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten. (III. Teil der Grammatik des Altfranzösischen.) Leipzig, Reisland[3]).

Wortgeschichtliches (poitev. *embreline*; *raspecon, tapecon*; wall. *skamiau; seime; slée;* norm. *snèqueux;* wall. *stâpe;* altwall. *xavette*). [ZfSL XXXIV[1]. 151-156.]

R. A. Friemel, Laut- und Formenlehre zu Longnon's Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie. T. I. [ZrP XXXIII. 604-606.]

A. J. Verrier et R. Onillon, Glossaire étymologique et historique des patois et des parlers de l'Anjou. [ZfSL XXXIV[2]. 80. 81.]

1910.

Beiträge zur französischen Wortgeschichte u. Grammatik. Studien u. Kritiken. Halle, Niemeyer.

ningle. [ZfSL XXXV[2]. 108.]

---

[3]) Danach frz. Übersetzung von O. Bloch, Leipzig, Reisland 1913.

R. G. Lavergne, Le parler bourbonnais aux XIIIe et XIVe siècles. Étude philologique de textes inédits. [ZrP XXXIV. 383. 384.]

W. Meyer-Lübke, Historische Grammatik der französischen Sprache. I. Laut- u. Formenlehre. [ZfSL XXXV². 18-25.]

A. Constantin et P. Gave, Flore populaire de la Savoie. 1 ière partie. [ZfSL XXXV². 43.]

Les Amours de P. de Ronsard p. p. H. Vaganay. [ZfSL XXXV². 200. 201.]

1911.

Grammatik des Altfranzösischen. 9. revid. u. verm. Auflage. Leipzig, Reisland [4]).

Frz. *rotengle; saunée*. [ZrP XXXV. 230. 231.]

R. F. Bliss Luquiens, An introduction to old French phonology and morphology. [ZrP XXXV. 248-250.]

Ch. Lecomte, Le parler dolois. Étude et glossaire de patois comparés de l'arrondissement de Saint-Malo suivi d'un relevé des locutions et dictions populaires. [ZrP XXXV. 382. 383. ZfSL XXXVII². 281.]

H. Luxenburger, Die verbalen Präfixe der französischen Sprache. I. R-Präfix im Französischen und Deutschen. [ZfSL XXXVII². 126. 127.]

F. Boillot, Le patois de la commune de la Grand' Combe (Doubs). [ZfSL XXXVII². 280.]

L. Odin, Glossaire du patois de Blonay. Préface de É. Muret. [ZfSL XXXVII². 280. 281.]

A. Ravanat, Dictionnaire du patois des environs de Grenoble. [ZfSL XXXVII². 281. 282.]

Daire, Dictionnaire picard-gaulois et français. [ZfSL XXXVIII². 280.]

1912.

R. Correspondance générale de Chateaubriand p. p. Louis Thomas. [ZfSL XXXIX². 81.]

W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 1-3. [ZfSL XXXIX². 81-86.]

1914.

Grammatik des Altfranzösischen. 10. revid. Auflage. Leipzig, Reisland.

1915.

Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten. (III. Teil der Grammatik des Altfranzösischen.) 2. durchgesehene und verm. Auflage. Leipzig, Reisland.

1919.

Grammatik des Altfranzösischen. 11. Auflage. Leipzig, Reisland [5]).

Beiträge zu einer Geschichte der französischen Sprache. I. Die Ausbreitung der französischen Sprache. [ZfSL XLV¹. 157-234.]

alboche. [ZfSL XLV². 510.]

---

[4]) Danach frz. Übersetzung von O. Bloch (2. Aufl.), Leipzig, Reisland 1913.

[5]) Danach frz. Übs. von O. Bloch (3. Aufl.), Leipzig, Reisland 1923.

1921.

Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten. (III. Teil d. Grammatik des Altfranzösischen.) 3. Auflage. Leipzig, Reisland[6]).

Hg. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, von 1921 ab hrsg. von D. Behrens. (Bis jetzt 21 Hefte und 4 Zusatzhefte.)

1924.

Über deutsches Sprachgut im Französischen. [Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie. Zusatzheft I.]

1925.

Grammatik des Altfranzösischen. 12. revid. Auflage. Leipzig, Reisland.

[Zusammen mit M. Karstien] Geschütz- u. Geschoßlaute im Weltkrieg. [Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie. Zusatzheft II.]

1927.

Über englisches Sprachgut im Französischen. [Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie. Zusatzheft III.]

---

6) Danach frz. Übersetzung von O. Bloch, Leipzig, Reisland 1923.

Sprachgeschichte.

Lingua materna.

Was über die Frühgeschichte des Begriffs Muttersprache sich beibringen läßt, ist zum größten Teil bereits gefunden. Aber es ist nicht allgemein bekannt und namentlich da nur zum Teil bekannt, wo man sich zunächst Auskunft holen möchte. Moritz Heyne sagt im Deutschen Wörterbuch von dem Wort „Muttersprache": „in mittellateinischen Quellen des 14. Jh. als lingua materna gegeben"; es folgt ein Beispiel aus dem Vocabularius optimus und eines aus den Weistümern, aus der Wetterau, von 1366. Das Wort Muttersprache selbst kennt er erst aus dem 16. Jh. In seinem eigenen Wörterbuch führt er dafür einen älteren Beleg aus dem Jahre 1424 an; auch hier geht *lingua materna* nicht über das 14. Jh. zurück. Nach Kluge begegnet es „schon seit dem 13. Jh.".

Ich selbst stieß vor einiger Zeit im Basler Urkundenbuch auf folgende Stelle: I, 70, 36 *quibus omnibus perlectis... ac deinde materna lingua sive vulgari eloquio ... exposito*(!). Die Urkunde schien den Jahren 1220/21 anzugehören; ich freute mich, mit diesem Beleg bis an den Anfang des 13. Jh. zurückzukommen. Aber die Freude war von kurzer Dauer; es zeigte sich sofort, daß die Urkunde gefälscht war, daß sie der ersten Hälfte des 15. Jh. entstammt. Ihre Vorlage war eine echte Urkunde von 1220/21 (Basl. Urkb. I, 67, 7). Aus der Benützung dieses Vorbildes erklärt sich auch das sonderbare *exposito* statt *expositis* in der gefälschten Urkunde; in der echten Urkunde geht nämlich der Singular *instrumento* voraus. Angesichts dieses Stumpfsinns der Nachbildung ist es umso bemerkenswerter, daß in der Vorlage von *materna lingua* noch keine Rede ist; es heißt nur: *et vulgari sermone*. Aber ich war nun einmal neugierig geworden und nahm zunächst das Buch in die Hand, wo man vor allen Dingen Aufschluß über die Bezeichnung „Muttersprache" erwarten durfte: Dantis Aligherii de vulgari eloquio sive idiomate libri duo, die 1309 erschienen sind. Und meine Erwartung wurde nicht getäuscht: im ersten Buch, am Schlusse des 14. Kapitels, steht zu lesen: *inter quos unum vidimus nitentem divertere a materno et ad Curiale Vulgare intendere.*

Nun ging es zu der großen Auskunftsstelle, die der deutsche Lexikograph eigentlich auf Schritt und Tritt befragen müßte: zu Du Cange's Glossarium mediae et infimae latinitatis. Dort

ist freilich der Artikel *materna lingua* nicht ergiebig; er bietet nur einen einzigen späten Beleg. Du Cange bietet aber etwas anderes, einen Artikel *maternaliter*. Der Beleg für das Wort findet sich bei Muratori, Delle Antichità Estensi ed Italiani (1717 erschienen), in einer Urkunde vom Jahr 1189. Sie spricht von der Einweihung der Klosterkirche Santa Maria delle Carceri durch den Patriarchen von Aquileia und verschiedene italienische Bischöfe; hier heißt es nun: *cum predictus Patriarcha litteraliter sapienter predicasset, et per eum predictus Gherardus Paduanus Episcopus maternaliter ejus predicationem explanasset* [1]). *Maternaliter* setzt natürlich *maternum* oder *materna lingua* voraus und ist Gegenbildung zu *litteraliter*, das in der Sprache des Mittelalters ganz einfach „auf Lateinisch“ bedeutet.

Nachdem ich soweit gekommen war, sah ich mich danach um, was noch von Andern ermittelt worden war, d. h. ich schlug die Stellen des niederdeutschen Korrespondenzblatts nach, auf die Heyne und Kluge verwiesen hatten. Da stellte sich heraus, daß — abgesehen von dem Beleg für mnd. *modersprake* — weder Heyne noch Kluge das bereits Gefundene wirklich voll genutzt hatten. Die oben angeführte Stelle von 1189 war bereits Lübben bekannt gewesen (Korrespondenzblatt VI, 64). Er wußte freilich nicht, wo diese Urkunde zu lesen steht; er hatte seine Kenntnis aus Steinthals Kleinen Schriften I, 100 (so muß es statt 200 bei Lübben heißen), der jedoch wiederum nichts Näheres über seine Quelle berichtet. Weder von Lübben noch von Steinthal haben Heyne und Kluge gelernt, daß *maternus* schon im 12. Jh. auf die Sprache angewandt wurde. Und sie hätten noch über 1189 zurückkommen können. K. Zinke hat (Korrespbl. VII, 7) auf eine Stelle bei Hesso in seinem Bericht über das Konzil von Rheims aufmerksam gemacht, der aus dem Jahr 1119 stammt. Hier heißt es: Mon. Germ. script. XII, 425, 1: *ut universo concilio latine ordinem causae exponeret. Quod cum prudenter episcopus Ostiensis perorasset, iterum Catalaunensis episcopus... idem clericis et laicis* ***materna lingua*** *exposuit.*

Aber nicht nur das lateinische Schrifttum gewährt Ausbeute. Es war wiederum Lübben, der auf eine Stelle in Dante's Purgatorio hingewiesen hat, XXVI, 115: *o frate, disse, questi ch'io ti scerno, tu miglior fabbro del parlar materno* [2]). Freilich eignet Dante die heimische Rede noch keineswegs allein der Mutter zu: im Eingang des 15. Kap. der Schrift de vulgari eloquio

[1]) Privatdozent Dr. Ed. Hartl in München hat die Freundlichkeit gehabt, mir das Citat Du Cange's zu vervollständigen.

[2]) Die Muttersprache ist seltsamerweise in manchen Übersetzungen, so bei Streckfuß und Pochamer, nicht wiedergegeben.

sagt er von Sordello: *patrium vulgare deseruit*, und Paradiso XV, 121 heißt es: *l'una vegghiava a studio della culla, et consolando usava l'idioma, che pria li padri e le madri trastulla.*

Es kann nunmehr keinem Zweifel unterliegen, daß das Romanische Sprachgebiet den Begriff der Muttersprache geschaffen hat; er geht dort in die Anfänge des 12. Jh. zurück. Aber ist nun wirklich das Mittellateinische seine Heimstätte? Der Hauch der Weichheit, der über dem Worte liegt, ist doch wohl eher einer lebendigen Volkssprache als einer Schreiberstube zuzutrauen. Woher der letzte Anstoß gekommen ist, daß der *patrius sermo* durch *materna lingua* verdrängt wurde, wir werden es schwerlich ergründen. Das Deutsche schließt sich unmittelbar an das Lateinische an, mit dem *müeterlichen deutsch* (bei Megenberg, 1349-1351), der *mütterlichen zunge* (bei Öheim, 15. Jh.), aus denen dann im 15. Jh. die „Muttersprache" herauswächst.

Gießen. **O. Behaghel.**

Unterschicht und Oberschicht und der Lautwandel.

Im *Jahrbuch für Philologie* 1, 70 ff. hat E. Lerch den Satz, daß „das wirkliche sprachliche Leben allein in den untern und mittleren Schichten vor sich gehe“, den ich *Frz. Gramm.* 1 § 18 ausgesprochen habe, abgelehnt und sucht, wenn nicht das Gegenteil, so doch mindestens den gleichmäßigen Anteil beider Schichten nachzuweisen. Ich halte seine Ausführungen nicht für richtig, wohl aber ist die Sache wichtig genug, daß es sich verlohnt, darauf näher einzugehen.

Es hat immer etwas Mißliches, einen Satz aus dem Zusammenhang, in dem er geschrieben, und aus dem Gedankengang, der ihm zugrunde liegt, herauszuheben. Ich spreche an der betreffenden Stelle davon, daß sich eine aristokratische Kunstsprache herausbildete, die Gefahr läuft, den Kontakt mit der Sprache der mittleren und unteren Schichten zu verlieren, und gebe als Grund für diese Gefahr den von Lerch beanstandeten Satz. Der unausgesprochene Gedanke war dabei der, daß die Kunstsprache, da sie sich an die Literatursprache einer klassischen, älteren Generation anlehnt, erstarrt, infolgedessen sich mehr und mehr entfernt von der Sprachentwicklung, die erfahrungs- und naturgemäß da sich rascher vollzieht, wo die Hemmungen des Schriftbildes schwächer sind oder ganz fehlen. — Wer den langen Streit um die „lingua“ in Italien kennt, weiß, daß ich dabei ganz konkrete Vorgänge im Auge habe.

Noch in einem andern Punkte bedarf es der Klärung. Lerch wirft den „Sprachforschern“ vor, daß sie von einer „Entwicklung der Laute“ sprechen. „Nun ist aber Entwicklung nicht einfach Veränderung, sondern mehr: Entwicklung ist Veränderung von niederen, einfacheren zu höheren, komplizierteren, vollkommeneren Formen; Veränderung konstatiert, Entwicklung wertet... Wer von Entwicklung redet, setzt einen Zweck, ein Ziel, setzt irgendeinen Maßstab an, wer von einer Entwicklung der Laute redet, gibt damit zu verstehen, daß er den Endzustand, der sich durch die lautlichen Veränderungen ergibt, als einen irgendwie höheren, vollkommeneren betrachtet.“

Was heißt „eine höhere kompliziertere vollkommenere Form“?[1]) Liegt das höchste Ziel, die Vollkommenheit wirklich

[1]) Lerch denkt hier offenbar naturwissenschaftlich. Aber die Sprache ist nun einmal kein Organismus im naturwissenschaftlichen Sinne.

im Komplizierten, liegt nicht gerade das Ideal, nach dem man streben soll, darin, mit möglichst wenig, einfachen Mitteln möglichst viel zu erreichen? Stellt das komplizierte Verbalsystem, wie es die Inder und Griechen im Altertum hatten, wirklich den höchsten Grad dar, was ja die Auffassung der Romantiker war, und sind unsere flexionsarmen neueren Sprachen danach Verfall? Bekanntlich faßt Jespersen die Sache umgekehrt auf. Wer will da werten? Was sodann die Bedeutung, ich will wieder sagen die Wertung, die Lerch dem Worte 'Entwicklung' gibt, betrifft, so scheint sie mir nicht dem zu entsprechen, was im allgemeinen deutscher Sprachgebrauch ist. „Eine solche Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse führt zum Untergang" würde wohl jeder unbedenklich sagen und schreiben. Eine Einschränkung nach irgendeiner Seite hin mag eine Schule für sich in Anspruch nehmen, aber sie darf diese Einschränkung nicht an der Ausdrucksweise derer anwenden, die nicht der Schule angehören um ihnen dann Anschauungen zuzuschreiben, die sie gar nicht gehabt haben. Für mich persönlich liegt in der Sprachwissenschaft der Unterschied zwischen Entwicklung und Veränderung darin, daß ich in dieser Einzelvorgänge sehe, in jenen dagegen Richtungslinien der Umgestaltung: frz. *faible* aus *fleible* zeigt eine Veränderung insofern, als das *l* durch Dissimilation geschwunden ist, dagegen spreche ich von der 'Entwicklung der auslautenden Vokale' oder 'der zwischensilbischen Verschlußlaute'. In letzterem Falle liegt ein eine ganze Reihe unter sich in einem ganz bestimmten Zusammenhang stehender Laute treffende, auf ein bestimmtes Endziel führende Umgestaltung vor, die sich nicht wie jene Dissimilation plötzlich vollzieht und dann erledigt ist, sondern die sich über einen bald längeren, bald kürzeren Zeitabschnitt erstreckt. Will man ganz pedantisch sein, so kann man fragen, ob z. B. für den Vokalschwund der Ausdruck „Veränderung" nicht auch unzutreffend sei. In der Natur, wo es keine Verluste der Kräfte gibt, wo der Tod eines Lebewesens seine materiellen Bestandteile nur andere Verbindungen eingehen läßt, ist es durchaus berechtigt, von Veränderungen zu sprechen. Aber in der Sprache? Ich lege keinen Wert auf solche Feinheiten des Ausdrucks, habe gar kein Bedürfnis, einen neuen Ausdruck zu suchen, kommt es ja doch nur darauf an, daß man sich versteht und nicht durch das Hineinlegen eines besonderen Sinnes Dunkelheiten oder die Möglichkeit einer billigen Polemik schafft, die nach keiner Seite hin fördert.

Ich halte mich auch nicht dabei auf, daß lateinische Wörter, lateinische Konstruktionen von der lateinkundigen Oberschicht allmählich vielfach bis in die untersten Kreise dringen. Der Begriff der „gelehrten Wörter" ist ungefähr so alt wie die wissenschaftliche Romanistik überhaupt, nur daß wir die Wichtigkeit

früher unterschätzt haben. Was Lerch hier vorträgt, ist weder im Prinzip noch in den Beispielen irgendwie neu. Ich halte mich vielmehr an das, was er über die Lautveränderungen sagt und ich kann das mit um so mehr Recht, als sein Aufsatz den Untertitel „mit besonderer Berücksichtigung der Lautgesetzfrage“ trägt.

Die Ausführungen beginnen wieder mit einem Ausfall gegen das, was nach seiner Meinung die Auffassung der „Sprachforschung“ ist. „Auch in der Sprachforschung wird es sich nicht vermeiden lassen, mit der romantischen Lehre von dem Volke als der wahrhaft schöpferischen Instanz zu brechen.“ Daß es allerdings auch hier zu dämmern beginnt, schließt der Verf. aus einer Bonner Dissertation über den Wandel von zwischensilbischem *r* zu *z* im Französischen. „Das bedeutsame ist, daß der Verf. den Lautwandel nicht als abstrakt und isoliert behandelt, sondern mit Beziehung auf die soziale Schichtung der Sprechenden“, schreibt er S. 80. Gewiß, nur steht der Satz, auf den es hier ankommt, schon seit 1908 in meiner französischen Grammatik § 203, vgl. auch 204. Und seit 1901 habe ich in der Einführung einen ganzen Paragraphen dem Austausch der Sprachelemente in den verschiedenen Klassen gewidmet und dabei auch allerdings gegen Schluß, nicht am Anfang, ein Beispiel aus der franz. Lautgeschichte angeführt, ein Beispiel, das schon 1883 Ph. Roßmann (*Rom. Forsch.* 1, 178) in demselben Sinne gegeben hat. „Andeutungen dieser Art finden sich auch in früheren sprachwissenschaftlichen Darstellungen, aber eben nur Andeutungen.“ Was heißt das? Wenn in einem Prinzipien behandelnden Buche die Sache besprochen wird, sind das Andeutungen? Muß denn alles erst mit Pauken und Trompeten der staunenden Mitwelt verkündet werden als neu, wenn die Praxis (Roßmann, meine franz. Grammatik) und die Theorie (meine Einf.) seit langen Jahren damit rechnen?

Als Beweis dafür, daß die Oberschicht auch auf die Lautgestalt von Einfluß sei, wird der bekannte Wechsel von *er* und *ar* im Mittelfranzösischen angeführt, wo dann die des Lateinischen kundigen Grammatiker in der Zeit des Schwankens im großen und ganzen die alten lateinischen Verhältnisse wiederhergestellt haben. Ich frage mich nun: Wenn in den unteren Kreisen *er* zu *ar* wird (oder umgekehrt, das tut nichts zur Sache), die oberen Kreise sich dieser Neuerung widersetzen, am Alten festhalten, oder, wo sie es nicht taten, mit Hilfe der Grammatiker zum Alten zurückkehren, ist das nicht der schönste Beweis dafür, daß die Umgestaltung für den, der die Sprachgeschichte schreibt, unten angefangen hat, daß sie von oben lahmgelegt wurde? Im Grunde kann man nur sagen, daß in diesem Falle die Ausdrucksweise der Oberschicht, noch genauer die Wortform, das Wort in

die Unterschicht dringt — was nicht neu und, soweit ich weiß, auch nie bestritten worden ist.

Lerch geht dann weiter den Gründen nach, warum die Gebildeten gegen eine „nachlässige Aussprache", wie er, so gerne wertend, sich ausdrückt, eingeschritten seien. Hier kommt nun Gilliéron zu Hilfe. Um Mißverständnisse zu vermeiden, mußte der Wandel von *r* zu *z* rückgängig gemacht werden, weil *fraise* und *frère, oseille* und *oreille* zusammengefallen wären. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß wir nicht in Wörtern, sondern in Sätzen sprechen, wo aber ist der Satz, wo die Situation, in der ein Mißverständnis hätte eintreten können? Gilliéron, der große Homonymophobe, hat des öftern, um dem Leser die Sache klar, die Erklärung zwingend zu machen, solche Sätze konstruiert, aber sie machen meist den Eindruck des Konstruierten, des im wirklichen Leben nicht vorkommenden. Aber immerhin hat er sich bemüht, nicht nur zu behaupten, sondern zu beweisen. Nun weiß jeder, wie außerordentlich beliebt und häufig gerade in Frankreich die Kalauer mit Homonymen sind (der frühere Lektor Schenk in Kiel hat unter dem Titel „vive le rire" eine Sammlung zusammengestellt). Und so wäre ja denkbar, daß mit *oseille* und *oreille,* wenn beide in einer Form zusammenfielen, gespielt worden wäre, aber von da bis zur Trennung im Lerchschen Sinne ist ein weiter Schritt. Sodann, warum sollen gerade die Gebildeten sich gegen ein *frese* „Bruder" gesträubt haben? Bekanntlich hat Gilliéron zunächst an Mundarten sein Prinzip erläutert, ist durch die Beobachtung der Mundarten darauf gekommen: es besteht hier eben gar kein Unterschied zwischen Oberschicht und Unterschicht.

Dafür, daß die Oberschicht die Sprache vom Untergang rettet, daß die Lautveränderung rettungslos in den Abgrund führt, wird nun das Beispiel gegeben, daß unter *sã* im Französischen *centum, sanguem, sine, sensum, se inde, ecce hoc inde* zusammenfallen... „Welche Mißstände daraus entstehen können, zeigen die Redensarten *sens dessus dessous, sens devant derrière,* die man so schreibt, weil man *sens* „Richtung" darin sieht!" Die Mißstände bestehen doch nur in der unseligen französischen Schreibung, nicht in der Sprache. Wäre die Reform, wie sie Clédat, Thomas u. a. wollen, durchgeführt, so bestünden sie nicht. Daß, wer zuerst so schrieb, sich in der Etymologie geirrt hat, ist natürlich bedauerlich, wie es ja stets der Fall ist, wenn man sich irrt, aber wem schadet das, ja hilft das nicht gar manchem für das Verständnis? Besteht irgendeine Schwierigkeit in dem Satze: *il s'en va, sans me saluer?* Weiter, *sine, se inde* sind ja gar keine selbständigen Wörter, es sind von uns mittelst unserer historischen Kenntnisse und nach von uns geschaffenen Wortkategorien aus dem Satzganzen losgelöste Satzteile. Würden wir in

unserer Schreibung auch die Silben abteilen, so käme auch noch *sen̄* in *sentir* usw. dazu. Die ganze Beweisführung ist vollkommen papiern, rechnet mit Schriftbildern einer der unglücklichsten Orthographien, die wir haben.

„Man stelle sich nun einmal vor, wieviel übrig geblieben wäre, wenn die Lautgesetze mit derselben Intensität weiter gewirkt hätten und weiter wirken würden, mit der sie etwa bis zum Jahr 1000 gewirkt haben; man frage sich, ob mit einer solchen Sprache überhaupt noch eine Verständigung möglich wäre". Ja, weiß Lerch denn nicht, daß es Sprachen gibt, die den einsilbigen Typus bis aufs äußerste gesteigert haben, und dennoch durch die Modulation der Stimme und andere Mittel sich vollkommen verständlich ausdrücken können, weiß er denn nicht, daß durch Ableitungen, Zusammensetzungen u. a. auch in unseren Sprachen zu kurze Wörter einen größeren Umfang bekommen? Wer Prognosen stellen will, der darf sich nicht auf eine einzelne Schriftsprache beschränken, auch nicht einmal auf einen einzelnen Sprachkreis, er muß seine Blicke weiter schweifen lassen, wenn er wissen will, was im Sprachleben möglich ist.

Lerch ist ein Freund des 'Lautgesetzes', wendet das Wort jeden Augenblick an. Aber was bei dem Vergleich des Lautgesetzes mit den Naturgesetzen von denen, die zuerst den Ausdruck in bestimmtem Sinne gebraucht haben, zu allererst fallen gelassen wurde, behält er bei: die Konstanz. Nur so kann ich es erklären, daß er fordert, weil die Konsonanten, die im Altfrz. im Auslaut gestanden haben, im Laufe der historischen Entwickelung gefallen sind, so müssen auch die, die durch den Schwund des sekundären *-e* nun im 16. Jahrh. in den Auslaut treten, sofort denselben Weg gehen; weil afrz. *port* lange nach Schwund des lat. *-u* zu *por* geworden sei, so müsse ein im 16. Jahrh. entstandenes *port* aus *porte* nun auch sofort zu *por* werden. Da dadurch die beiden Wörter zusammengefallen wären, haben die die Sprache hütenden Gebildeten das *-e* festgehalten, sagen *porte* und alle Mundarten ohne die geringsten Ausnahmen sind ihnen sofort gefolgt, wie man sich aus dem Sprachatlas und all den vielen Mundarttexten, Wörterbüchern, Spezialstudien leicht überzeugen kann. Hält man sich an das, was ist, so ist folgendes zu sagen. In der Tat wiederholen sich manche Vorgänge. Um das 5. Jahrh. herum ist in Frankreich die Sonorisierung zwischensilbischer stimmloser Verschlußlaute eingetreten. Zu derselben Zeit waren die entsprechenden stimmhaften Verschlußlaute zu Dauerlauten geworden. In einer späteren Epoche sind in Nordfrankreich, nicht in Südfrankreich, die neuen tönenden Verschlußlaute zu Dauerlauten geworden und mit den alten dann zusammengefallen. Dasselbe ist bis zu einem gewissen Grad auf der iberischen Halbinsel zu beobachten. Warum, vermag ich

nicht zu sagen, aber diese Wiederholung ist nicht in Abrede zu stellen. Darf man sie nun aber als Prinzip für alle und jede Fälle aufstellen? [2]) Doch wohl nicht, denn der auch auf dem von Lerch eingeschlagenen Wege nicht zu beseitigenden Ausnahmen gibt es unendlich viel mehr. Aber selbst wenn wir gegen alles, was die Überlieferung in der in Betracht kommenden Zeit lehrt, gegen das, was sich aus den Mundarten ergibt, Lerch einen Augenblick folgen und annehmen wollen: *porte* statt *por* sei aus Deutlichkeitsrücksichten von den Gebildeten wiederhergestellt worden, warum ist *lutte* geblieben? Weil es mit *luth* zusammengefallen wäre? Aber die Homonymität stört die Franzosen in diesem Falle so wenig, daß sie ja auch das letztere mit *t* sprechen. Dann *latte, tête, côte, puce, rose, glace, classe, lampe, mère* und so viele andere, weiter die große Zahl der Ortsnamen, wo von Homonymität erst recht keine Rede sein kann. Ein Verbum wie *porter* müßte nach Lerch im Präsens lauten *por por por portons portez*. Wie wunderbar würde das zu *vend vend vend vendons vendez* passen. Aber nein, die Gebildeten haben *porte* usw. wieder eingeführt, und die Unterschicht hat auch sofort das Beispiel nachgeahmt, so daß von dem, was zu erwarten war, nichts, aber auch gar nichts zu finden ist. Warum wird das Adverbium *vite* nicht zu *vi*, etwa weil es mit *vie* und mit Formen von *voir* zusammengefallen wäre? Kurz man braucht Lerchs Satz nur durchzudenken, so ergibt sich die Absurdität sofort. Wenn er im Prinzip richtig wäre, müßte dann nicht *pate*, das dem lat. *spata* der vorfranzösischen Zeit nach Quantität der Konsonanten und des Vokals genau entspricht, zu *pede pee* werden oder vielmehr schon geworden sein. Oder haben auch hier die Gebildeten das *a* und *t* festgehalten?.

Der Schluß dieses Abschnittes spricht vom Erlöschen des Lautgesetzes. Wenn Lerch in der Forderung, daß *porte* zu *por* werden müsse, weil *port* zu *por* geworden ist, sich auf den Standpunkt von "Lautgesetz-Naturgesetz" stellt, so wehrt er sich nun selber dagegen. „Wenn die Körper sich selbst überlassen sind, fallen sie nach bestimmten Gesetzen und wenn die Laute sich selbst überlassen sind (beim schnellen Sprechen) [3]), so geraten sie in Bewegung, sie rutschten, sie rutschten weiter und weiter und schließ-

---

[2]) Was Lerch S. 117 aus französischen Mundarten zugunsten seiner Auffassung beibringt, zeigt nur, daß er der Mundartforschung vollständig fernsteht.

[3]) Wenn lat. *ę* zu *ei* wird, ist das die Folge von schnellem Sprechen? Kann man die Palatalisierung des *c* vor *a* damit erklären? Die Umgestaltung der Konsonanten bei der ersten und zweiten deutschen Lautverschiebung? Die Zerdehnung der Vokale im Baskischen, wie sie in *mihimen, maimen* aus lat. *vimen*, in *mahanka* neben *manka* aus *manica* u. a. vorliegt? usw., ad infinitum.

lich sind sie nicht mehr zu sehen." Abgesehen davon, daß dieser Satz doch nur von unbetonten und von im Auslaut stehenden Lauten, also nur im allerkleinsten Teile Geltung haben kann, so ist dann auch das weitere ganz willkürlich oder wenigstens wieder nur für einen kleinen Teil dieses Teiles gültig. „Was die Wirkung der Lautgesetze hindert, was ihnen zeitlich oder örtlich ein Ziel setzt, das kann nur das bewußte Eingreifen des Menschen sein: wie er die Wirkung der Fallgesetze dadurch aufhebt, daß er die Körper festhält, so kann er auch die Laute festhalten". Nun, wenn ein Stein auf die Erde fällt, nicht durch sie hindurch, so ist dem Fall auch ein Einhalt getan, nicht durch den Willen des Menschen: will man den Vergleich festhalten, so muß man schon sagen, warum er nur in einem Teil der Fälle stimmt, richtiger, man muß sich fragen, ob neben dem Willen des Menschen denn nicht noch andere Faktoren in Betracht kommen. Diese Auffassung vom Aufhören des Lautwandels durch menschlichen Willen wird dann als die Schuchardts bezeichnet und daneben die in meiner Einführung § 76 gegebene, wo ich vom Erlöschen spreche und also den Laternenauslöscher nicht nenne, als eigentlich längst überwunden bezeichnet. Es hätte sich wohl gehört, daß Lerch nun wenigstens eines meiner Beispiele angeführt und gezeigt hätte, daß es nach seiner, nicht nach meiner Art zu erklären und zwar einleuchtender zu erklären ist. Lat. *pt* ist im Französischen schon vorhistorisch zu *t* geworden, d. h. von einer bestimmten Zeit an waren die Franzosen nicht mehr imstande *pt* zu artiklieren. Waren einmal alle *pt* auf diesem Standpunkte angelangt, so war das Lautgesetz, das da heißt, *pt* wird zu *t* assimiliert, erloschen, ohne daß irgendwie die Gebildeten etwas dazu taten; von einem bewußten Eingreifen kann gar nicht die Rede sein. Der Stein war eben auf die Erde gefallen und blieb da liegen. Wenn nun heute wieder *scèptre* gesagt wird, während der Italiener noch immer *scettro* sagt, so kann der Grund nicht bloß im Machtbereich der Gebildeten liegen, denn die Lateinkenntnis und die Beschäftigung mit Latein war und ist in Italien um kein Haar geringer als in Frankreich, der Einfluß der höheren Klassen hüben wie drüben ziemlich gleich stark. Aber der

[4]) Was Lerch S. 110 über Lautwandelungen, die ganz allgemein gelten, die in jeder Sprache und in jeder Gegend auftreten können und anderen, von denen das nicht gilt, schreibt, ist in dieser allgemeinen Formulierung wenig besagend, begegnet bei jedem, der etwas weiter blickt, auf große Widerstände. „Der Ausfall des Vokals in tonloser Mittelsilbe gehört zu jenen, die durch schnelles oder nachlässiges Sprechen bedingt und von der Oberschicht gemieden und bekämpft werden." Bekanntlich kennt das Rumänische die Synkope nur in geringem Umfange, also gab es in Rumänien eine die Sprachveränderung hemmende Oberschicht zu einer Zeit, wo die Rumänen noch zum größten Teil Hirten und ohne jegliches sprachliche Zentrum waren?

Franzose hat eben dadurch, daß *petit* zu *ptit* geworden war (wie, in welchen Kreisen zuerst, ist hier gleichgültig), die Gruppe *pt* wieder in seinen Artikulationsbildern und damit konnte der Gebildete, der lateinische Wörter mit *pt* las und in sein Französisch übernahm, sie nun auch entsprechend artikulieren. Wo ist da ein bewußtes „Eingreifen" gegen ein 'Gesetz', dessen sich vermutlich im 16. Jahrh. die Allerwenigsten bewußt waren?

Der Ausdruck „Lautgesetz" dürfte z. T. daran Schuld sein, daß Lerch sich nicht klare Rechenschaft darüber gibt, was die Folge der sprachlichen, genauer der Sprechveränderungen, sind. Als einmal jedes ursprünglich mit *s* + Kons. anlautende Wort mit *is* + Kons. gesprochen wurde, gab es solche mit *s* + Kons. überhaupt nicht mehr und man war infolgedessen nicht nur nicht imstande, derartige in andern Sprachen gehörte Wörter zu artikulieren, man hörte sie gar nicht anders als mit *is* + Kons. Noch heute sprechen hochgebildete Spanier, die wohl in der Lage wären, mit ihrem Willen ihre Sprache zu meistern, deutsche Namen wie Stein als *estein*, nicht nur innerhalb des Spanischen sondern sogar in deutschem Vortrag: „ich espreche nicht gut deutsch", und erst allmählich kommen sie dazu, *st* zu artikulieren. Macht man sie aber darauf aufmerksam, so stellen sie das in Abrede, wie dies ja meistens auch beim Versprechen in der eigenen Sprache der Fall ist. Es wäre wohl richtiger in solchen Fällen, nicht von dem Leben des Lautgesetzes zu sprechen, sondern, sich auf den Gegenwartsstandpunkt stellend, von der Unfähigkeit einer bestimmten Artikulationsbildung. Der Sprachhistoriker wird dann sagen, daß der Römer ursprünglich diese Unfähigkeit nicht besaß, daß sie im zweiten Jahrhundert aus bestimmten Gründen, die wir als Lautgesetz so und so bezeichnen, eingetreten ist und bis heute bleibt. Nicht in Frankreich, und da macht nun Lerch die gute Beobachtung, daß die Ausdrücke der Soldatensprache wie *espion* aus ital. *spione* das *e* zeigen, die Latinismen der Büchersprache dagegen nicht: *spirituel*. Restlos stimmt das natürlich nicht, vgl. *stance, stalle, stangue* andererseits *esprit*. Aber im großen und ganzen ist das richtig, nur möchte ich nicht sagen, die italienischen Wörter entstammen den Hofkreisen, sondern ich würde die Soldatenkreise hinsetzen, die mit diesen Ausdrücken denn doch viel mehr zu tun hatten, also die unteren, weniger gebildeten Schichten, während die oberen, gelehrten, vornehmen ja allerdings durch die starke Beschäftigung mit dem Lateinischen *st* zu lesen und dann zu sprechen gelernt haben. Eine soziale Schichtung in der Aussprache von Fremdwörtern mit ungewohnter Lautgruppe. Aber was hat das mit dem Wesen des Lautwandels und mit der Lautgesetzfrage zu tun? Ich muß wieder fragen, hat irgendeiner von uns älteren diese Dinge anders gefaßt, sind sie in der 1885 er-

schienenen Straßburger Dissertation von Köritz wesentlich, namentlich grundsätzlich anders gedeutet?

Nachdem Lerch so den großen Einfluß der Oberschicht auf die Lautgestaltung hat zeigen wollen, geht er nun noch einen Schritt weiter und will beweisen, daß ein Einziger oder einige wenige große Schriftsteller die Lautgebung eines ganzen Volkes bestimmen können. Er nimmt dafür wieder den *e*-Vorschlag, der im Italienischen geschwunden ist. Die Prothese ist bewußt beseitigt worden, und zwar kann diese „Aufhebung des Lautgesetzes“ nur der Reflexion der Oberschicht zu verdanken sein. „In Italien waren es Dante und noch konsequenter Boccaccio und Petrarca, die in Anlehnung an das Lateinische jenen Anlautsvokal beseitigten“, wobei dann diesem reflektierenden, sich an das Latein anlehnenden Manne das Unglück begegnet ist, gegen das Lateinische auch *state* einzuführen. Das soll eine „hyperkorrekte“ Bildung sein. Das ließe man sich gefallen im Munde von des Latein Unkundigen, aber nicht bei denen, die angeblich gerade das Latein zum Vorbild nahmen. Eine solche Gedankenlosigkeit darf man Dante nicht zumuten![5]) Als Beweis wird ein Artikel Gröbers in seiner Zeitschrift 2, 549 angeführt, wo angeblich „zahlreiche“ Belege für prosthetisches *i* bei Dante beigebracht sind. In Tat und Wahrheit verhält es sich damit folgendermaßen: Purg. 4, 124 steht *attendi tu iscorta,* aber daneben nach den Dantewörterbüchern von Blank und Scartazzini in der Divina Commedia 20 mal *scorta,* 9, 41 *diventai ismorto,* aber 6 mal *smorto,* Paradiso 30, 97 *o isplendor di Dio* aber 21 mal *splendore,* Inf. 6, 18 *graffia gli spirti, gli scuoia ed isquarta,* Purg. 28, 4 *cantando ed iscegliendo fior da fiore,* aber 4 mal *scegliere,* Inf. 14, 42 *iscotendo* am Versanfang, aber 10 *scuotere,* stets *scaglia, scala, scanno, scarso, scoglio, scoprire, scorgere, scrivere, scuto, scusare, spada, spendere, specchio, spesso, sponda, sposo, stanco, stare* und viele andere ohne *i.* Die Prosaschriften zeigen überhaupt kein solches *i.* Also nicht zahlreiche, sondern einige wenige, so vereinzelte Fälle, daß sie einen besonderen Grund haben müssen. Zunächst sind die Beispiele mit *ed* auszuschalten, sofern ja nach *ed i-* stehen muß wie nach *con* und *non.* Nun hätte Dante die normale vorkonsonantische Form *e* wählen

[5]) „Hier auch *stivale,* eigentlich leichter Sommerschuh.“ Die mit „eigentlich“ eingeführte Bedeutung ist rein willkürlich aus der Etymologie erschlossen, richtiger der Etymologie zu Liebe angesetzt. Der *stivale* ist „scarpa che copre tutto o gran parte dello stino“, *stivale ferrato* eine Beinschiene am Panzer (Petrocchi). Lerch, der so gern von Verbindung der Sprachforschung mit Kulturgeschichte redet, weise nun die Kulturverhältnisse nach, in denen man ausgesucht im Sommer hohe Schuhe trägt. Das Normale ist doch auch heute noch, z. T. heute wieder, daß man im Sommer barfuß oder mit Halbschuhen, Sandalen und dgl. geht, im Winter Schuhe anzieht, die einen Teil des Schenkels bedecken.

können: *cantando e scegliendo fior da fiore,* da aber nach italienischem Grundsatz zwei Vokale im Hiatus metrisch nur eine Silbe zählen, so wäre der Vers zu kurz gewesen, während mit *ed iscegliendo* das richtige Maß erreicht war. So auch in den anderen Fällen. Daß dem so ist, ergibt sich daraus, daß Scartazzini mit Rücksicht auf die Verschleifungsregel *diventaï ismorto* druckt, doch ist für ein zweisilbiges *-aï* als 1. sing. perf. eine Rechtfertigung nicht zu finden. Daraus folgt nun zunächst, daß für Dante die *i*-lose Form durchaus die normale ist, daher denn auch *state* seine volle Berechtigung hat; daß schon zu seiner Zeit das *i* nur nach *in* und *con, per* gebräuchlich war, daß er danach, aus der Not eine Tugend machend, ein paarmal, um die richtige Silbenzahl des Verses zu erreichen, auch nach Vokal ein *i*-brauchte, das aber so sehr dem allgemeinen Sprachgebrauch widersprach, daß er es, im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit, nach dem Vokal als vollwertig maß.

Nun hat aber die italienische Literatursprache ein paar Jahrhunderte vor Dante begonnen, somit müßte man da das *i-* noch in vollstem Umfange antreffen. Dem ist jedoch nicht so. Dantes Lehrer Brunetto Latini kennt es nicht, auch nicht andere seiner unmittelbaren Vorgänger. Wenden wir uns aber zunächst zu den ältesten Texten. In der Cantilena di un giullare toscano (nach Monacis Chrestomathie) steht *sbagutesce* 35, *stenettietti* (astieniti) 38, im Ritmo Cassinese *spêllo, scu, scottare, stissu,* im Sonnengesang des h. Franziscus *spetialmente, splendore, stelle, skappare.* Ganz anders bei Ciullo D'Alcamo, vgl. *conteco stao la sera e lo maitino* 53, *e sposami davanti da la jente* 69, *lo qual e stao ne lo tuo jardino* 83, *inanti scalfi un uovo* 142, aber am Versanfang *istomi n esta groria* 76, *istrano me sono* 112, und im Satzinnern bei loser Verbindung [6]) *como se fosse porpore iscarlato o sciamito.* Bei andern Dichtern der südlichen Schule zeigt sich ein gewisses Schwanken. Ich beschränke mich auf die Proben bei Monaci. Rinaldo d'Aquino schreibt im Versanfang *ista* 1, 64, *istella* 2, 22, wo der vorhergehende Vers *in terra d'oltre mare* die Ortsbestimmung zu dem Verbum gibt, also syntaktisch eng verbunden ist, dagegen *a gran tenzone stan per li arbuscelli* 3, 14 und bei leichter Verbindung *melglio val dire ciò c'omo a'n talento, ca vivere penando, istando muto* 5, 2, dann aber *la mia spene* 1, 36, *di sospiri* 28, *li sguardi* 31, *com parlamento sguardare* 50, *fami star pensata* 24 *mi svollia* 29, *e stia* 31, *in gioja stare* 4, 20, *e stato* 41, *avere spera* 11. Auffällig ist nur *li auselli fanno isbaldore* 3, 3. Der Vers muß sechs (sieben) Silben haben,

[6]) Oder soll man sagen in der Zäsur? Daß diese nicht immer mit der Satztrennung zusammenfällt, zeigt jedenfalls 136: *Sazo che m'ami amoti di core palatino.*

aber wenn man, wie es sich gehört, *li auselli* und *fanno isbaldore* liest, ist eine zuviel. Vergleicht man damit *ke fan si dolci e belle* 12, so darf man wohl auch hier *fan baldore* einsetzen. Giacomino Pugliese beginnt ein Gedicht *Isplendiente stella d'albore* 133, 1, ferner *è ismarita* 19, *in diportanza istava con voi* 9, wo aber wieder metrisch *i* nicht zählt, daneben außer dem oben schon gegebenen *stella* noch *dolze speranza* 5, 14, *nèle sto davanti* 19, *in tale stanza* 22, *sono smarato*[7]) 23, *per cui stava in alegranza* 381 aber wiederum *che giorno e notte istessimo ambonduoi* 55. — Ein altrömischer Text in Prosa ist die Übersetzung des liber historiarum Romanorum, geschrieben zwischen 1252 bis 1258. Da steht nun am Satzanfang *stajeno in Grecria Jason et Hercules* 95, dann sogar *per stare* 137 und *non spectao lo fratre* 361, das letztere um so bemerkenswerter, weil es gegen die Schulregel verstößt.

In der Toskana scheinen die Verhältnisse etwas anders zu sein. Für Guittone von Arezzo konstatiert Röhrsheim (Zs., Beiheft 15, 36) „nach Konsonant und im Anfang des Verses *i*, zuweilen auch (wohl meist von Kopisten) nach Vokalen". Leider gibt er keine genauere Statistik, doch ist aus seinen Belegen bemerkenswert *ed isposa* der einen Hs. neben *e sposa* der andern *reo ista* und *reo sta, mare ispesso* und *mare spesso*. Ristoro von Arezzo kennt *i*- nicht mehr. Die Prosabriefe Guittones, die Monaci genau nach der Handschrift abgedruckt hat, zeigen folgendes: *fuste ispecchio e miradore* 21, 1, *pubrichi istanno* 56, 31, *isbendate oramai, isbendate vostro bendato vizio e specchiate bene in voi stessi* 104, *in vostra iscuza* 113, *con istraina gente nel sepulcro ispogliarsi* 166, *ed esconfiggie* 177, *sa quanti ne sapete istrutti e morti* 194 neben *scifando* 2, 12 nach Satzpause, *allumata e smirata* 16, *scola di sapiensia, specchio de vita* 6, 34, *di latrocinio spilonca* 38, *di… rabbia scola, specchio de morte* 38, *se l tenete, scorciate lui coda e oreglie* 56, *obbrobbrio spargendo* 60, *senbravi forse scuza* 63, *non sé stesso struggie e aucide omo, ma altro acciò che l poi struggha esso* 69, *che specialissimo loco* 98, *laide e strette* 158, *loro struggha, podere spendete* 162, *che struggimento* 164 *che spessamente* 171, *llore sconfiggie* 178, *malgrado a cui pesasse, sconfiggereano* 179, *discampare* 197, *no scifare* 199, *bono spendere* 200, *e scharso* 205. Eine Stelle für sich nimmt *estesso* ein, fast stets mit *e*: nach *me stesso, te stesso, se stesso* sagt man auch *voi estessi* usw.

Der älteste senesische Text, das Rechnungsbuch des Matasala di Spinello hat *uno iscaffio* 110 *tre scafia* 112, *dui paja di*

---

[7]) Die Form erinnert auffällig an span. *marrar,* sie ist aber so vereinzelt, daß der Vorschlag Monacis im Glossar, darin einen Schreibfehler für *ismarito* zu sehen, voll berechtigt ist.

speroni 131 und stets *staia*, vielleicht bei dem geringen Umfang, oder besser bei der geringen Zahl der Beispiele nicht viel besagend, um so weniger, weil nun allerdings das Bild in dem Briefe aus Siena von 1260 sich anders gestaltet: *tu istiei inteso* 10, *sono in chelle istato* 52, *vendare isterlinio* 55, *di cio ista arditamente,* 66, *eri istato* 67, *eravate istati* 80, *avaremo ispazio* 76, *quando iscrivemo* 90, *dovese iscrivare* 108, *fu iscripta* 175, *chesto ista così* 181 neben *lo sterlino* 57, *chesta lettera si scrisse* 99 *ansi che le lettare si scrivesero* 107, *la scripta* 108 *fusse istato* 103, *insino a chi, istà così* 160. Die übrigen von Paoli und Piccolomini herausgegebenen 'lettere volgari del secolo XIII scritte da Senesi' zeigen folgende Verteilung. Das *i* fehlt nach *di*: *di Spuleto* 5, 7, *di scrivare* 2637, *di sterlino* 32 (bis), 37 (bis) 47, *d'isterlino* 36 (bis); *si*: *si scriveser* 55; *vi*: *vi stavano* 41 *vi scrisi* 52, *si scrivemo* 60 (bis) *vi sta* 67; *ci*: *ci scrivete* 65; *si*: *scrisi* 50; *è*: *è stato* 55; *e*: *e scriveteli* 57, *e scrivetemen* 65 *ce*: *ce scrivete* 60; *nè*: *nè scrivaremo* 60 *ne sta a speranza* 58; *ne scrivo* 64 (bis); *a*: *a scrivarla* 37, *alla schuola* 66, *a schuola* 66, *a stare* 66; *lo*: *lo stalo* 43, *lu schumunicamento* 45 (bis), *lo stato* 66, endlich *sie scrivete* 61 und das ganz anders geartete *filioli Squarcialupi* 63. Dagegen nun am Satzanfang oder am Anfang des nachgestellten Verbalsatzes: *ispizialmente* 47 *istarò inteso* 25, *isterlino* 57, *istimate* 65, bei selbständiger adverbieller Ergänzung: (der Herausgeber stellt ein: davor) *iscontiato sete* 1, 31 bis 32; nach *essere* und *avere* beim Partizipium: *o iscriti* 11, *a iscrito* 12, *esare iscumunicati* 28 *è iscrito* 35, *è istato* 39, 46, *avere iscrito* 31, *eri istato* 42, *abo iscrito* 42, 53, 58, 63, *avemo iscrito* 65, selbst *aveavèli iscriti* 12; nach Modalverben: *apare iscrito* 36, *debea istare* 41, *posano istare* 43, *osa istare* 41, *farebe iscrivere* 41; nach dem Subjektspronomen: *qued io iscriva* 26. Verschiedene andere Fälle sind noch: *no sa iscrivere* 43, *onieuno de voi iscriva* 61, *neuna iscrita* 43, *altra iscrita* 46, *un po ischonoscente* 41, *altro ischiaramento; Sere Iscorna.*

Danach ist das Bild hier doch ein ganz wesentlich anderes, eine klare Satzphonetik, nach der nur bei engstem Anschluß an ein proklitisches Wort das *i* schwindet, also im Vergleich zum Süden ältester Zustand und vor allem eine stärkere Regelung.

Ganz anders in den Statuten von Montagutolo (1280-1297)[8]) hier fehlt jedes *i* außer nach *per*. Ich gebe nur die Beispiele, in denen nach der Regel der Briefe der Vokal zu erwarten wäre: *stare 40, la detta ragione sia scritta o fatta scrivare* 137, *faccia scrivare* 132, *debbiano stare aperte* 69, *qualunque del detto Comune sforzasse femina* 28, *qualunque persona scotasse alcuna quercia* 105, *due staia* 80, *nè stare* 95, *ne uno sbandito* 25, *la ri-*

[8]) Ed. Polidori 1863.

colta stea assay 111, *le proprie spese* 193, *sua scusa* 171, *alcuna scriptura* 48, dann sogar *sue non stesse* 92 bis, 103.

Hier also, sieht man von dem letzten Beispiele ab, das uns auch schon anderswo begegnet ist, ganz die heutigen Verhältnisse. Daß aber auch andere senesische Texte Beispiele für *i* bieten, ersieht man aus den Zusammenstellungen von Hirsch, ZRPh. 9, 531 und 558, die freilich dadurch jeden Wert verlieren, daß der Verf. nirgends versucht hat, das Verhältnis zu den *i*-losen Formen festzustellen, sondern sich begnügt mit der Bemerkung: „Natürlich finden sich auch häufig die Formen ohne vokalischen Anlaut." Da er zudem nur die Texte, nicht die Seitenzahl angibt, ist es nicht möglich, irgend etwas damit anzufangen.

Die ältesten Florentiner Texte liegen jetzt in der schönen Ausgabe von Schiaffini, testi Fiorentini del dugento e dei primi del trecento, vor.

Das Florentiner Kontobuch bietet wenig: *se più stanno* 7, 11; 8, 18 usw. ist ständige Formel, daneben *iera iscritta* 7, 23, *prode e capitale quant' elli isstessero* 8, 20, andrerseits auch als Formel *ke i ne scontammo* 11, 1; 14, 14.

Im libro della tavola di Riccomanno Jacopi stehen neben *erano ispesi* 1, 17. 1, *erano iscritti* 22, 33, *per loro ispesa* 19, 28, *fare istare* 19, 11, *gli ispesi* „ich gab sie aus" 16, 10, *Bonfilgluolo ispeciale* 16, 4; 17, 9 nun *da Spinello* 17, 19, *scrivemmo* am Anfang eines neuen Abschnittes 22, 32. Bemerkenswert ist etwa noch *lo staioro* 25, 19; 30, 8, aber *istaiora* nach leichter Satzpause 30, 9 und so stets in der Mehrzahl, ob die Zahlen nun voraufgehen oder folgen: *fuoro istaiora* 48 25, 18, *trentasei isstaiora* 30, 18 und oft, sodann auch hier *a quanto isstanno* 25, 10; 26, 1, *oie iscritto* 33, 10, *sono iscritte* 31, 17; 32, 34 usw., *loro ispese* 24, 18; 31, 12, endlich *Pieri ispadaio* 32, 19.

In den Capitoli della Compagnia di S. Gilio (etwa 1284) steht *fare iscrivere* „einschreiben lassen" 41, 29, aber unmittelbar danach *si debliano schrivere* 41, 31, dann *in capo e ischalzo* 54, 5, *non istanno* 41, 30, neben *sono scripti* 34, 18, *ordinatamente steano dintorno* 38, 16, *faccia spesa* 38, 25, *una messa spetiale* 39, 5, *fare spetiale oratione e spetiale racchomandisgia*, 39, 13, *se vorrà stare* 43, 6, *sono scripti denanzi, steno fermi* 43, 9, *sappiano leggere e scrivere* 44, 18, *fosse spiegato* 45, 2; 45, 18, *nullo vi stea di notte* 46, 30, *si faranno scrivere* 49, 9 *qualunque della Compagnia stesse tre mesi* 49, 20, *questi capitoli che sono scripti dinanzi steano fermi che stea* 54, 4.

In den ordinamenti della compagnia di Santa Maria del Carmine 1280-1298 ist der heutige Zustand fast durchgeführt. Nicht eigentlich als Ausnahme kann man *si sia chamerlingo dell' inscritte cose* 64, 4 rechnen, da die Bedeutung von *inscritto* „ein-

getragen" ist, sonst ist noch ein vereinzeltes *questo ista(n)ciamento* 57, 8 neben *stanciamento* 57, 6 und sehr häufigem *stanciare* zu nennen, *Donato iscodellaio* 67, 11 neben *Donato scodellaio* 65, 9; 69, 6, *iscioperio* 67, 19 *buono istato* 69, 30.

Endlich in der dem 13. Jahrh. angehörigen, bis 1297 reichenden Chronik sind die Formen ohne *i* so stark in der Überzahl, zahl, daß sie im einzelnen anzuführen nicht nötig ist. Unter den andern nimmt zunächst *iscomunicata* 143, *iscomunicò* 133, 19 eine besondere Stellung ein, da der Zusammenhang mit *excommunicare* zu sehr auf der Hand und wohl auch im Gehör lag, neben *il sole ischuroe* 109, 6 steht *si oschuroe il sole* 111, 11 und andererseits *in questo anno, il primo venerdì di giungno, scuroel sole* 127, 1. Durchaus richtig ist *mise in isconfitta* 145, 33 neben *li sconfisse* 145, 8, *il rè di Scozia fue sconfitto* 145, 13 und das mag erklären, daß neben sehr häufigem *sconfitto* doch gelegentlich *isconfitto* erscheint: *furono i Sane isconfitti* 132, 16, das allerdings nicht viel besagt, da der Schreiber im Augenblick geistesabwesend war und *Sane* statt *sanesi* geschrieben hat, so daß man also das *i* auch als Rest von *Sanesi* auffassen konnte; vgl. aber *la dolorosa isconfitta* 140, 22. Dann ist *iscrivere*, ein Wort von besonders starker Schreibertradition, noch nicht ganz ausgemerzt: *questi, procacciando di soccorrere la Terra Santa, iscrisse lettere* 109, 22, *si come leggendo iscritto troverete* 120, 27, *era iscritto di tre maniére lettere* 127, 22, *troverai iscritto* 128, 5, *al Comune di Firenze iscrisse una lettera*, aber daneben steht wieder ganz gewöhnlich *scri-*. Ganz vereinzelt ist *alla decta cittade istette l'assedio* 117, 15. Sodann bleiben noch *collo stendale ispiegato* 124, 21, *lo imperadore istrette le vie* 121, 123, *co lloro isforzo* 136, 30, *i Bolognesi isforzatamente* 147, 3, *i Bolognesi ischifaro* 147, 15, *Acri, ispeziale camera e magione di Cristiani* 137, 8 und auf derselben Seite *fue combattuta, isperando porto di salute* 12, *tutta isbigottita* 17, *istrangolare* 141, 19, *i Senesi, isdegnando, gridaro* 140, 20. Endlich an Eigennamen *Istefano* 150, 3, *messer Ischiatta* 119,8 neben *Iacopo dello Schiatta* 110, 36 *Schiatto* 120, 4. Durchaus in Ordnung sind *ed istecchati* 124, 26, *ed ispicciolli per la bocca* 139, 21. Daneben sind aber, wie gesagt, *i*-lose Formen unendlich häufiger und zwar in Stellungen, wo das *i* berechtigt wäre, also am Satzanfang: *Sconfitto* 136, 7.

Für Pistoja gibt die Übersetzung der Traktate Albertanos von Brescia ein gutes Bild[9]). Der Übersetzer, Soffredi del Grathia muß sie bald nach ihrem Erscheinen (1268) übersetzt haben, denn die Abschrift dieser Übersetzung durch den Pisto-

---

[9]) Hg. von Rollin 1898, ebenso Guido Cavalcanti *io vu spero* 1,6 ed. P. Ercole.

jeser Notar Lanfranco Ser Iacopo, die uns erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1278. „In unserem Text ist die Prothesis von i streng durchgeführt, ob das vorhergehende Wort auf einen Konsonanten oder Vokal ausgeht... Die Formen ohne vokalischen Anlaut gehören der Vorlage; sie blieben stehen, und zwar sehr selten, in der Pausa, hinter betonter Silbe oder vorhergehendem *i*, *e* und nach *ma, da, e* (*et est*): *de schifare* gehört der Vorlage, *de ischifare* dem Schreiber" (s. vvii). Von den übrigen Beispielen hebe ich hervor: *chi odia lo troppo parllare, spegnerae* la maliziaso."

Das älteste Bolognesische wird durch die Formeln von Guido Fava in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., abgedruckt von Monaci S. 32 und von Gaudenzi, i suoni, le forme, le parole dell' odierno dialetto di Bologna 127 ff. repräsentiert. Hier finden sich nun überhaupt keine Beispiele für *i*, auch in Fällen wie *speziale* Gaudenzi 138, 139 und öfter, im Satzanfang *sperando* 141, 143. Und dasselbe gilt für die Mailänder Bescapè, dessen Sermone 1274 verfaßt ist, und Bonvesin (Ende des 13. Jahrh.), für die alten venezianischen wie für die alten genuesischen Texte. Vgl. zu den letzteren die Äußerung Parodis: „hanno un singular *e* prostetico *esmarriapr.*, 32, 42, *excusava* 34, 14, *eschusar* 34, 15, *escuxi* 34, 38, *essugarse* 34, 26 (AGlItal., 15, 2).

Dante ist 1265 geboren, die Vita Nuova zwischen 1292 und 1295, der Convito zwischen 1307 und 1309, die Divina Commedia zwischen 1313 und 1321 geschrieben. Und nun treffen wir den Schwund des i-Vorschlags in Florentiner Prosa schon 1281 fast genau so durchgeführt, wie bei ihm, sehen ihn in anderen Gegenden noch früher. Der Schwund soll auf Nachahmung des Lateinischen beruhen, wo doch alle die Texte, die oben angeführt sind, sehr wenig lateinische Einflüsse zeigen. Wir sehen, wie er mehrfach ganz klar durch syntaktische Verhältnisse bedingt ist. Wird jemand glauben wollen, diese Anlehnung des Schrift- und dann des Wortbildes an das Lateinische sei in bestimmten syntaktischen Verbindungen vorgenommen worden, wo doch das Lateinische keinen Anlaß dazu gab? Wird nicht durch das vorgelegte Material die Erklärung geradezu herausgefordert, die man bisher ohne das Material so zu kennen, gegeben hat? Es bleiben ja noch Probleme, die zu lösen eine viel eingehendere, auf genauem Studium der Handschriften und genauer Beobachtung von Ort und Zeit beruhende Untersuchung nötig ist. Warum ist der Norden so vorangeeilt, warum Siena hinter dem Süden zurückgeblieben, warum stehen in Pistoia älteste und jüngste Entwicklung nebeneinander, ist der Abschreiber konservativer als der Verfasser? Lockende Probleme, Fragen, deren Aufhellung uns einen besseren Blick in die Anfänge der Sprachbewegung auf italienischem Boden ermöglichen

würden. Dabei würde man auch entdecken, daß die heutige Schulregel über die Anwendung des *i* etwas Gemachtes ist. Ich habe schon einige Beispiele für *s*, nicht *is*, nach *non* gegeben. Vgl. dazu die Beobachtung von Krajewski für Petrarca: „nach *in* findet die Prothese des *i* nicht statt, auch nach *non* wird *i* dem *s* impurum nicht vorgesetzt, sondern dafür bisweilen *no* geschrieben" (Lautlehre und Orthographie Petrarcas 18). Wie denn auch das Verhältnis von *non* und *no* in der alten Sprache nicht so einfach ist, wie es uns heute erscheint.

Es verlohnt sich, einen Blick auf die anderen romanischen Sprachen zu werfen. Außer im Galloromanischen und im Iberoromanischen bleibt der Vorschlag auch im *Zentralsardischen*. Lerch hat das Schuchardt Vokalismus entnommen, wie er ganz loyal bemerkt, und findet es auffällig. Hätte er sich irgendwo über Sardisch unterrichtet, so hätte er gesehen, daß hier nicht nur *-s* sondern sogar *-t* bleibt. Man kann somit den Gegensatz zwischen Sardisch, das ja keine italienische Mundart ist, und Italienisch geradezu als Beweis für die alte Erklärung anführen. Verwickelter steht es im Südsardischen. Die alte carta de Logu, hgg. von Besta und Guarnerio (Studi Sassaresi 3) zeigt noch die Form, die wir erwarten. „è costante la protesi di *i*-(avanti a *s* + cons. iniziale): *iscawafiarit, ischusarint, ispada, ispaciu, ispesas*" usw. (Guarnerio S. 99) und auch ein *tottu sa spessa* 17 wird man nicht als Ausnahme betrachten. Aber für die heutige Sprache bezeichnet M. L. Wagner das Fehlen des *i* als Regel, namentlich stets nach Vokalen: *sa skala,* auch im Plural *is skalas,* wo die Prothese eine Häufung von *is* zur Folge gehabt hätte: *is iskalas*. Vielleicht ist hierin der Grund zu sehen, weshalb das Südsardische auf die *i*-Prothese allmählich verzichtet hat. Doch hört man, besonders im Norden des campidan. Gebietes, *istori, isaquai* (exaquare), „waschen" u. a. neben *su sprigu* usw. Im Gennargentu-Gebiet wird die *i*-Prothese wieder zur Regel (Lautlehre der südsard. Mundarten S. 23). Zum Verständnis will ich bemerken, daß der Plur. zu *sa* im Log. *sas,* im Camp. *is* lautet. Da dieses Camp. *is* jünger ist, der carta de Logu noch fehlt, so wird Wagners Erklärung recht wahrscheinlich. Genaueres wird man allerdings erst sagen können, wenn durch den italienischen Sprachatlas, der auch Sardinien einschließt, weiteres regional vollständigeres Material vorliegt. Die Tatsache, daß der Norden bei *i* bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die durch die genannte euphonische Erscheinung angebahnte Entwicklung durch den Einfluß des Italienischen zum weiteren Durchbruch gekommen sei.

Das *Rumänische* und das *Dalmatinische* gehen mit dem Italienischen. Beide haben nur vokalischen Auslaut. Man versteht daher nicht recht, weshalb Schuchardt nicht auch dieselbe

Erklärung gibt, sondern für das Rumänische (das Dalmatinische konnte er noch nicht berücksichtigen) wahrscheinlich slavische Einwirkung annimmt. Eine Anlehnung an das Lateinische, wie sie Lerch für das Italienische voraussetzt, ist hier jedenfalls geschichtlich ausgeschlossen. Das Slawische kann auch für das Dalmatinische nicht in Betracht kommen. Hat letzteres im Laufe der Jahrhunderte auch dem slawischen Platz gemacht, so ist doch nie eine derartige Durchsetzung mit slawischen Elementen eingetreten, was wiederum historisch ganz verständlich ist. Aus den Ratsprotokollen wissen wir, wie heftige Kämpfe um die Sprache stattgefunden haben, Kämpfe, die vielfach an die erinnern, die man bis zum Zusammenbruch im alten Österreich hat beobachten können (vgl. Jireszek, Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters, passim). Solche Verhältnisse sind einer sprachlichen Beeinflussung aber nicht günstig.

„Die *Rätoromanen* folgen wiederum italienischem Beispiel" schreibt Schuchardt, „Warum nicht eher dem deutschen" frägt Lerch, lehnt das dann aber mit der Bemerkung ab, „daß Einfluß niemals rein passiv zu verstehen ist, da man sich nur von dem beeinflussen läßt, nur das aufnimmt, was den eigenen Neigungen entspricht". Ich kann mit diesem Satze nichts anfangen, weil ich nicht weiß, was die eigenen Neigungen der Rätoromanen, sagen wir im 13. Jahrhundert, gewesen sind. Um nicht allgemeine Erörterungen, sondern Tatsachen zu bringen und zwar längst bekannte und oft angeführte: wenn die Griechen in Süditalien und nur diese ihr *l*, das seiner Artikulationsart nach auch im Anlaut dem lateinischen *ll* entspricht, zu *ḍḍ* wandeln, weil alle Süditaliener das tun, ist das nicht ein passiver Einfluß? Setzen wir statt 'Einfluß' lieber 'Nachahmung', so treffen wir vielleicht das Wesen des Vorgangs besser. Sei dem wie ihm wolle, ich glaube allerdings auch nicht ohne weiteres an eine derartige Erklärung des rätoromanischen Zustandes. Historisch möchte ich bemerken, daß das Graubündnerische, wie es uns im Gewande der lateinischen Urkunden des 10. Jahrhunderts entgegentritt, den Schwund des *i*- noch kaum kennt, vgl. v. Planta, Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein, bearbeitet von Helbok, 68. Mit Rücksicht auf das, was uns das heutige Portugiesische lehrt, möchte ich den Grund ganz anderswo suchen. Das Rätoromanische zeigt durchweg *s* vor Konsonanten als *š*, in einem *št, šp, šk* geht ein *-e* sehr leicht auf, wird bei der eigenen artikulatorischen Schwäche von dem vollen breiten Zischlaut leicht absorbiert.

Auch im *Wallonischen* erscheinen die *e*-losen Formen im Mittelalter noch recht selten. Wilmotte hat einige wenige Beispiele in den Urkunden vom 13. Jahrh. gefunden (Rom. 17, 564, 19, 82), ferner in den Glossen aus dem Ende des 13. Jahrh. (ed.

Wilmotte in den Études romanes, dédiées à G. Paris) *scrivent*, *strange*. Heute ist es nun aber nicht so einfach, wie Lerch meint. Schon Horning (ZRPh. 9, 440) hat für Seraing auf den Unterschied zwischen *in sitöl, stöl, li stöl* (une étoile, étoile l'étoile), hingewiesen, Niederländer für Namur *spen; on sipen* (épine) beigebracht (ZRPh. 24, 25), vgl. noch *li stope* (l'étoupe), aber *on l' sitope, les autes sipindjèt* neben *les spindjbrûs* (Bull. dict. général de la langue wallonne 1,34 usw.). Ich möchte daraus folgendes schließen. Der Ausgleich zwischen den satzinlautenden und satzanlautenden Formen ist zugunsten der letzteren erfolgt, da wo *s* verstummt ist: **une toile* und *étoile* standen sich zu fern, um nicht notwendigerweise ausgeglichen zu werden und zwar nach *étoile*, weil dies nicht nur die Form des Anlautes, sondern auch die des Plurals: *les étoiles*, bei den Verben, weil sie bei pronominalem Subjekt die der 3. sing. masc. und die des ganzen Plural war. Wo *s* dagegen blieb, verschob sich das Verhältnis. Die Bewahrung des *s* vor Kons. weist auf eine andere Silbentrennung hin: dem (grob ausgedrückt) *es-toile* des Zentrums stand *e-stoile* des Nordostens gegenüber, daher *une-stoile*, *le-stoile*. Damit war es gegeben, daß dem *le-stoile* nun *stoile* gegenübertrat. Daß die Silbentrennung hier eine von der zentralfranzösischen verschiedene war, zeigt ja auch die Entwicklung der Hiatusvokale: *uta* zu *uwe* usw., eine größere Selbständigkeit von der zweiten Silbe, die einen Gleitelaut bedingt. Warum dem so war, weiß ich nicht. Vermutungen darüber auszusprechen, für die auch nicht der Schatten eines Beweises gegeben werden kann, halte ich für zwecklos. Vorbedingung wäre zunächst eine genaue Kenntnis der Gesamtentwicklung des Wallonischen.

Ganz anders Lerch. Er sieht den Grund in dem „Selbstbewußtsein der Bewohner, das fremden Einfluß ablehnte, oder zwischen fremden Vorbildern frei wählte: auch germanischer Einfluß könnte nur als mitbedingend, nicht als ausschließliche Ursache angesehen werden. So hat schon Schürr (Sprachwissenschaft und Zeitgeist, S. 50) dieses konservative Verhalten des Pikardisch-Wallonischen in älterer Zeit aus der alten Freiheit des aufstrebenden Bürgertums der Städte im Artois mit seinem durch Handel und Gewerbefleiß erworbenen Reichtum und seinem selbstbewußten demokratischen Geist, der sich in einer eigenen alten Litteratur ausspricht, erklärt." Das soll der Grund sein, weshalb *s* vor Konsonanten nicht verstummte, *u* nicht zu *ü* wurde. Dazu ist folgendes zu sagen. Die Hauptstadt von Artois ist Arras, nehmen wir nun noch die andern großen aufstrebenden Handelsstädte Lille, Valenciennes, Tournay, Douai, so ist das alles ein *ü*- und ein *étoile*-Gebiet. Um also seine Erklärung mit den Tatsachen in Einklang zu bringen, müßte Lerch

zeigen, daß zur Zeit der Abwehr gegen den Einfluß der Ile de France hier auch *u* und *st* gesprochen wurde und daß erst später der heutige Zustand eindrang, er müßte Hand in Hand mit den historischen Tatsachen zeigen, warum dieser Einfluß weiter nordöstlich Halt machte. Wenn ferner (und das ist vielleicht Schürrs Meinung) etwa die Bewahrung des *k* vor *a* sich aus diesem Konservativismus erklärt, wie kommt es, daß, soweit wir hinaufrücken, das *u*-, *st*-Gebiet ein *cha*-Gebiet ist? Der Grundfehler, der auch bei Morf nicht ganz vermieden ist, ist der, daß man ganz beliebige Beispiele nimmt, damit operiert, sich nicht frägt, ob es nicht andere gebe, die das Gegenteil beweisen würden. Der Grundsatz an sich ist gar nicht neu, auch daß ein bewußter Gegensatz gegen Neuerungen sogar zu neuen Artikulationen führt (ein Beispiel unter vielen schon oft angeführten: zwischen pistoi. *aitro* und lucc. *autro* steht nicht *altro*, vielmehr ist im Gegensatz zu dem aus dem Norden eindringenden *aĭtro* anstelle von *altro al'tro* getreten), ist lange bekannt. Der Versuch, die Grenze von Artikulationsverschiedenheiten mit politischen Grenzen in Verbindung zu bringen, ist auf romanischem und deutschem Gebiete schon oft gemacht worden, aber nicht ins Blaue hinein, sondern mit dem Bestreben, das sprachliche mit dem historischen Material in Übereinstimmung zu bringen. Neu ist bei Lerch die Erklärung aus dem Charakter der Bevölkerung. So lange man noch die Fundamente legen und die Mauern aufbauen mußte, konnte man nicht an die Ausstattung der Innenräume denken. Lerch beginnt mit dem letzteren und stellt die Dekorationen neben die Fundamente, ohne sich zu fragen, ob sie denn auch auf diese Fundamente gestellt werden können [10]).

Sehr eigenartig ist die Stellung des *Katalanischen*. „Anlautendes *s* impurum wird, wie in den meisten katalanischen Handschriften, ohne prothetisches *e* geschrieben; meistens aber zeigt das Metrum, daß ein solches ausgesprochen wurde" bemerkt Mussafia, 7 Meister, § 67. Davon weiß die heutige Sprache nichts und auch sehr viele alte Handschriften zeigen *e* oder noch genauer der Aussprache angepaßt *a*. Ich möchte mir das so er-

---

[10]) Wie wenig Lerch die Dinge kennt, über die er spricht, zeigt die Bemerkung S. 123 „man darf in der pikardischen Vermeidung des Übergangslautes bei *ponre* (*ponere*) eine bewußte Abweichung von der Pariser Sprache sehen, zusammenhängend mit dem oben berührten Selbstgefühl." Erstens ist *ponre* ja nicht speziell pikardisch, es ist auch wallonisch, lothringisch, burgundisch, hat also wieder eine ganz andere area, zweitens steht neben *-nr(e)* aus lat. *-nere* auf denselben Gebieten *nd(r)* aus lat. *-ngere*, was für den, der nicht eigene Studien gemacht hat, aus der Rom. Gramm. I, § 522 zu ersehen war. Wußten die ein *gendre* abwehrenden Pikarden, Wallonen, Ostfranzosen, daß das *d* in *peindre, esteindre* anderer Herkunft war und behielten sie es deshalb bei?

klären, daß der Anlaut *st* usw. nicht bestand, daß auch beim Lateinlesen *est* gesprochen wurde, daß man also *estella* las, aber *stella* schrieb und das nun auch im Katalanischen nachahmte.

Endlich im heutigen *Portugiesischen* ist in der Umgangssprache *e* meist verstummt, nicht nur *cinco scudos*, sondern auch *um scudo* usw. Der Wortzusammenhang innerhalb des Satzes ist im Portugiesischen sehr stark, so daß ein dem Italienischen ähnlicher Zustand, also *st-* bei vorangehendem vokalischem, *est-* bei konsonantischem Auslaut wohl denkbar wäre. Aber man muß sofort hinzufügen, daß der vokalische Auslaut hier doch bei weitem nicht so überwiegt, daß man leicht an eine Verallgemeinerung der nachvokalischen Formen denken könnte. Ich glaube vielmehr, daß der Übergang von *s* zu *š*, d. h. also die stark palatale Aussprache des *š* zur Folge hatte, daß das schwach artikulierte *i* (denn so, nicht *e* wird vor *s* + Kons. gesprochen) seinen Eigenwert schließlich ganz aufgab. Über einen ähnlichen Vorgang im Urspanischen s. RFE. 14, 274.

Endlich noch ein Wort zu analogischen Neubildungen. Auch hier schreibt Lerch der Oberschicht eine bedeutsame Rolle zu, „und so wird sich noch manches als von der Oberschicht bewußt herbeigeführt oder mindestens bewußt geduldet erklären lassen, was man bisher durch das Wirken des unbewußten Analogietriebes befriedigend erklärt zu haben glaubte." Ich weiß nicht, wer vom „unbewußten Analogietrieb" gesprochen hat. Der Ausdruck ist natürlich denkbar unglücklich, denn unter Trieb versteht man im allgemeinen etwas, was nun wirklich mit dem sprachlichen Leben nichts zu tun hat, und wenn auch die Klarheit des bewußten bei Analogiebildungen nicht immer gleich groß ist, so gehen sie doch wohl selten ganz unbewußt vor. Aber gegen das Beispiel, das Lerch anführt, habe ich wieder allerlei Einwände zu erheben. *Je porte* für *je port* könne ja eine analogische Bildung sein, allein es bliebe zu erklären, warum man sie nicht beanstandet hat und der Grund liegt offenbar darin, daß durch jenes *-e* die drohende Verstummung verhütet wurde, und wenn man das zugibt, so kann man ebenso annehmen, daß zunächst eine deutlichere Artikulation des *t* gefordert und dann erst diese deutliche Artikulation in der Schrift durch ein angehängtes *-e* bezeichnet wurde. Das ist ja nun nicht gerade neu, steht schon bei Suchier, Grundriß 1, 1. Auflage 609 und 2. Aufl. 773, aber daß und warum das nicht ausreicht, habe ich Frz. Gramm. 1, § 290 gesagt. Auch die Forderung, daß man erkläre, warum eine Analogiebildung durchdringe, ist nicht erst von heute; daß sie nicht immer oder vielleicht sehr oft nicht erfüllt wird, liegt an der Beschränktheit unseres Erkennens. Wenn aber Lerch meint, die Oberschicht sitze gewissermaßen zur Beratung zusammen, etwa wie die Herren und Damen zur

Zeit Vaugelas und entscheide, so ist das in ganz geringem Grade für das künstliche Gebilde der französischen Schriftsprache der Fall, aber trifft in hundert andern Fällen nicht zu. Zweifellos kommt das Bedürfnis der Deutlichkeit sehr in Betracht, aber in den Unterschichten will man ebenso gut verstanden sein, wie in den oberen, die Neubildung ist überall möglich. Will man den Lerchschen Satz beweisen, so muß man Umbildungen zeigen, die nur die Unterschicht erfassen, weil sie nicht nötig sind. Warum ist z. B. *chantarent*, das doch Rabelais braucht, wieder durch *chantèrent* ersetzt worden? Weil *-èrent* nicht mißverständlich war? Gut. Warum ist urfrz. **chantains, *aveins *sentins* durch *-ons* ersetzt worden? Die Formen waren doch durchaus eindeutig, ein Grund für die Oberschicht, sie aufzunehmen, lag nicht vor. Oder gibt es die Oberschicht etwa erst seit dem 17. Jahrh.? Ich stimme Lerch ohne weiteres zu, daß durch *tiendrai* statt älterem *tendrai* die Möglichkeit einer Trennung von *tendrai* zu *tendre* gegeben war, pflege aber, wenn ich das vortrage, hinzuzufügen, daß erklärt werden müsse, warum das Bedürfnis zu einer solchen Scheidung nicht schon im 12. oder 13. Jahrh. eingetreten sei, sondern erst im 16. Hier darf man wohl an ein bewußtes Eingreifen der oberen Pariserkreise denken, wofür auch die Verbreitung der Form in den Mundarten spricht, und wir sind dann also bei der Erkenntnis angelangt, daß Homonymie durch Generationen bestehen kann, bis dann einmal ein maßgebendes Individuum Anstoß daran findet und abzuhelfen sucht — warum, unter was für kulturellen Verhältnissen, werden wir in den wenigsten Fällen sagen können. Daß tatsächlich das Eingreifen der Grammatiker auch in die Formenlehre stattfinden kann, ist ja auch schon lange bekannt, aber das bedingt noch lange nicht eine so weitgehende Umgestaltung, wie Lerch will.

Die Jugend wirft dem Alter gerne vor, daß es ihm an Verständnis für ihre neuen Auffassungen fehle. Aber wenn diese neuen Auffassungen schon längst ausgesprochen und angewendet, allerdings, als für jeden denkenden selbstverständlich, nicht an die große Glocke gehängt worden sind, wenn das sogenannte neue mit Beispielen begründet wird, die im schroffsten Gegensatz zu der Überlieferung stehen, wenn ganz abstrakte Reflexionen über sprachliches Leben bei denkbar engstem sprachlichem Horizonte als neues Evangelium verkündet werden, dann hat das Alter wohl recht in der Ablehnung einer wissenschaftlichen Art, die im Grunde nur als eine Art Revolutionspsychose zu verstehen ist.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Lautwandel und Satzaccent.

„Jene kleinen Wörter, die man gewöhnlich als enklitisch oder proklitisch gebraucht zu bezeichnen pflegt, wie Partikeln, Präpositionen, Artikel, Pronomina usw., dürfen nicht einzig und allein als Proklitika und Enklitika bezeichnet werden. ... Ich glaube, daß man den Begriff Proklise und Enklise auch noch auf andere Wortarten ausdehnen muß. Wie die zu jenen genannten Wortarten gehörenden Wörter im Satzgefüge bald hochbetont, bald proklitisch, bald enklitisch unbetont auftreten, so kann dies auch bei Angehörigen anderer Wortarten wie Adjektiv, Substantiv, Verb der Fall sein... Und da nun je nach dem verschieden möglichen Sinnzusammenhang der Rede in demselben Sprachtakte jedes Wort ... unter Umständen den höchsten Ton haben kann, so kann schließlich auch jedes Wort unter Umständen einmal proklitisch oder enklitisch werden ... Man sieht aus diesen kurzen prinzipiellen Andeutungen ..., daß Doppelentwicklung bedingt durch die Stellung im Satzgefüge bei jedem Wort und jeder Art von Wörtern als prinzipiell möglich anzunehmen ist."

So schrieb vor vierundvierzig Jahren Fritz Neumann in einem gedankenreichen und vielbeachteten Aufsatz „Über einige Satzdoppelformen der französischen Sprache"[1]), in dem zum ersten Male der Nachweis versucht wurde, daß ein Wort nur im Zusammenhang der gesprochenen Rede als eigentlich lebendig und dementsprechend entwicklungsfähig betrachtet werden kann. Leider ging N. damals in der Anwendung seiner Theorie viel zu weit, so daß es seinen Gegnern verhältnismäßig leicht gemacht wurde, dagegen zu opponieren. Zu den Gelehrten, die mit besonderer Skepsis Neumanns Anschauungen ablehnten, gehörte vor allem E. Schwan, der energisch den Standpunkt vertrat, daß Doppelentwicklung nur bei sogenannten „Halbworten" (Wörtern ohne eigentlichen Accent) wie Präpositionen, Pronomina, keinesfalls aber auch bei Substantiven, Verben und Adjektiven angenommen werden könne (Zeitschr. f. roman. Phil. XII, 192ff.).

Aufgabe der folgenden Ausführungen ist es zu zeigen, daß der von Neumann aufgestellte Grundsatz zu Recht besteht. Wenn auch in der Schriftsprache durch analogischen Ausgleich die ursprünglichen Verhältnisse meist längst verwischt sind, so hat die Beobachtung der modernen Dialekte inzwischen genug Material geliefert, das uns ermöglicht, die Zusammenhänge zwischen Lautwandel und Satzaccent eingehender zu verfolgen. Es soll daher festgestellt

---

[1]) Zeitschrift f. rom. Philologie 8, 271.

werden, wie weit in den einzelnen romanischen Sprachen der Lautwandel von der Stellung innerhalb des Satzgefüges abhängig ist.

Während das Altfranzösische uns eine ganze Reihe von wirklich schwachbetonten Wörtern zeigt, bei denen infolge der proklitischen Stellung der zu erwartende Lautwandel unterbleibt [*par* statt **pier* < per, *fors* statt **fuers* < foris, *en* statt **ein* < in, *por* statt **peur* < pro, *a* statt **e* < ad, *as parlé, es allé* usw.], läßt sich die gleiche Beobachtung bei proklitisch gebrauchten Adjektiven nur in ganz wenigen Fällen machen. In Frage kommen eigentlich nur malus, bonus und talis. Aber auch in diesen Fällen haben sich die anfänglich bestehenden lautlichen Unterschiede zwischen proklitischen und starkbetonten Formen früh verwischt.

Am reinsten haben sich die ursprünglichen Verhältnisse vielleicht im Leodegarliede (Handschrift aus dem Ende des 11. Jahrh.) erhalten. Hier finden wir 138 *qui tal exercite vidist* aber 209 *por ciels signes que vidrent tels,* ebenso 101 *cil Evruins molt li vol miel* (<malu), 160 *dist Evruins qui tan fud miels,* 129 *quar donc fud miels,* dagegen 114 *com ill edrat por mala fid,* was genau zu Eulalia 5 *les mals consselliers* stimmt. Interessant ist auch Leodegar 197 *ciel Laudebert fura buons om,* wo der Nachdruck natürlich auf dem Adjektivum liegt und nun infolgedessen das schwächer betonte Substantiv keine Diphthongierung (*uom*) zeigt. Ein ganz ähnlicher Fall begegnet im Alexiuslied, wo v. 224 nach der ältesten Handschrift (L) lautet *tut te durai, boens om, quanque m'as quis,* wogegen die etwa ein Jahrhundert später entstandene Handschrift P *bons huem* bietet. In dem ersteren Fall liegt also der Nachdruck auf dem Adjektivum, in dem zweiten Fall auf dem Substantivum. Im übrigen muß festgestellt werden, daß bereits im Alexius von den beiden unbetonten Formen *mal* und *bon* die erste ganz, die zweite fast ausschließlich verallgemeinert ist: 153 *ja n'avras mal,* 505 *de toz mals,* 1 *bons fut li siecles,* 604 *fut bone et onorede.*

Das ist umso auffälliger, als spätere Denkmäler die betonte Form *buen* wieder in größerer Ausdehnung zeigen. So ist beispielsweise bei Chrétien die betonte Form *buen* bei weitem häufiger als das unbetonte *bon:* Yvain 1552 *buen siegle,* 1606 *buen seignor,* 1726 *un buen teissir,* 1850 *buen consoil* usw. Dagegen dürfte bei Marie de France die ursprüngliche Verteilung der Formen noch klar erkenntlich sein:

unbetont: *es bons livres* Fab. prol. 3, *si bons compaignons* ib. 3, 84, *bons mangiers* ib. 9, 22, *si bon chevalier* Guig. 56, *bone matire* ib. 1, *bone estoire* Lais prol. 29;

betont: *kar il n'avra ja mes si buen* Fabl. 54, 16, *kar ne li sembla mie boens* Fraisne 435.

Wenn auch bei schriftlichen Denkmälern, deren heutiger Text oft erst geraume Zeit nach ihrer Abfassung niedergeschrieben worden ist, damit zu rechnen ist, daß durch die Willkür der Kopisten Uniformierungen vorgenommen wurden, so geht aus den angeführten Belegen doch wohl hervor, daß der Ausgleich zwischen hochbetonten und unbetonten Formen im Altfranzösischen bereits sehr früh eingetreten ist. Andererseits besteht kein Grund, an dem Vorhandensein solcher Satzdoppelformen zu zweifeln.

Gerade das Studium der lebenden Mundarten hat uns nachdrücklich vor Augen geführt, daß eine Tendenz zu solcher Doppelentwicklung überall zu erkennen ist. Wenn unsere Auffassung in diesen Dingen sich heute bedeutend geklärt hat, so verdanken wir das in erster Linie den wertvollen Beobachtungen, die L. Gauchat in seiner hochwichtigen Untersuchung „L'unité phonétique dans le patois d'une commune“ (Festschrift für H. Morf) zusammengefaßt hat. An der Hand eines umfangreichen Belegmaterials stellt G. hier fest, daß „le même mot est prononcé différemment, par tous les habitants du village, des plus âgés aux plus jeunes, selon le rythme de la phrase“ (p. 48 des Separatdruckes). So zeigt sich z. B. in der Mundart von Charmey (Gruyère orientale) ein starkes Auseinandergehen in der weiteren Entwicklung der ursprünglichen Diphthonge *ei* (*krei* < crēdit) und *ou* (*nevou* < nepōte), je nach der Stellung des Wortes im Satzganzen. So werden in starktoniger Stellung *ei* zu *ę*, *ou* (über *a^o^*) zu *a*, dagegen ist in nebentoniger Stellung (besonders bei einsilbigen Wörtern) das Ergebnis *i* bezw. *u*. Ein paar besonders anschauliche Fälle seien aus Gauchats Beispielen (p. 24 ff.) hier zusammengestellt:

	starkbetont	schwachbetont
1.	*l' ã ł a dodze mẹ̌* 'l'année a douze mois'	*lə mi d'u* 'le mois d'août'
2.	*bẹ̌* 'bois'	(*nə*) *bi på* 'ne bois pas'
3.	*våϑo awwẹ̌* 'vas-tu avec?'	*avi mō fråre* 'avec mon frère'
4.	*avẹ̌* 'avoir'	*avi fã* 'avoir faim'
5.	*i pχā* 'il pleut'	*i pχu på* 'il ne pleut pas'
6.	*i pa šə va* 'il peut s'il veut'	*i* (*n*) *pu på* 'il ne peut pas'
7.	*ō-n a* 'un œuf'	*ō-n u də påtχe* 'un œuf de Pâques'

Man bemerkt, daß die Reduktion zu *i* bezw. *u* besonders dann eintritt, wenn die erste Silbe des folgenden Wortes den Hauptton trägt (⏑ ⏊), seltener auch in Fällen, wo dem Hauptton noch eine weitere unbetonte Silbe (⏑ ⏑ ⏊) vorausgeht: *avi mō fråre* 'avec mon frère'. Der häufige Gebrauch gewisser Wörter in schwachtoniger Stellung hat dann dazu geführt, daß das Resultat dieser Entwicklung sich analogisch aus-

breitet. So lautet *veut* vor einem Infinitiv heute stets *vu*, auch dann, wenn das Proklitikon durch mehrere Silben von der Tonstelle des folgenden Infinitivs (vgl. *i vu marēdå* 'il veut souper') getrennt ist, wie andererseits auch für *deux* heute nur noch der nebentonige Reflex *du* gebräuchlich ist[2]).

Im Spanischen unterbleibt die sonst in hochtoniger Stellung eintretende Diphthongierung gelegentlich bei Wörtern, die in proklitischer Stellung auftreten. Hierher gehören zunächst einige Titelbezeichnungen. Schon in den altspanischen Urkunden finden sich neben regelmäßig entwickeltem *duen* und *duenna* häufig die tonlosen Formen: a. 1086 *domna Guntrueda* (Menéndez Pidal, Orígenes del español 131), 11. Jahrh. *domna Umaduenna* und *domna Buenneca* (ib. 132), a. 1161 *dompna Sanga de Anguoss* (ib.). Dazu kommen einige zusammengesetzte Ortsnamen, bei denen das zweite individualisierende Element den Nachdruck trägt: a. 1075 *Fonte de Uorueba*, heute *Fuenteburueba* (ib. 131), a. 978 *Couas Rubias* neben *Quevasrubias* (ib. 130), *Fontefrida* (in der bekannten Romanze), ferner die vielen *Monte*-Namen (*Monteagudo, Montehermoso, Montefrío, Montemayor* usw.), die wohl auch die heutige Form des spanischen Gattungsnamen (*monte* statt **muente*) bestimmt haben[3]). In diesen Zusammenhang gehört auch die Entwicklung der zusammengesetzten Zehnerzahlen. Schon Hanssen (Spanische Grammatik § 7, 9) wies hin auf altspan. *dizetres* (< decem et tres), *dizesiete, diziocho*, wo ein ursprünglich vorhandener Diphthong *ie* in schwachtoniger Stellung sein zweites Element einbüßt. Fr. Krüger notiert im Leonesischen *deziseis, dezisiete, dez-i-ocho* (Studien zur Lautgeschichte westspan. Mundarten 85), Formen, die deswegen interessant sind, weil decem hier wohl nie diphthongiert gewesen ist, sondern wohl von Anfang an proklitische Behandlung erfahren hat.

Was das Rätische betrifft, so hob schon J. Jud in seiner Besprechung von Walbergs Arbeit über den Dialekt von Celerina hervor, daß im Satzzusammenhang in tonschwacher Stellung das Auftreten des verhärteten Diphthongen unterbleibt: *vǫ ǫkr* 'ich gehe hinaus'; aber *vǫ ǫr d' la tχambra* 'ich gehe aus dem Zimmer', *tü ẹ̄št ün trikt* [< trītu] 'du bist

---

[2]) Ähnliche satzphonetische Differenzen sind in weitem Umfang von J. M. Hubschmied in seiner schönen Untersuchung „Zur Bildung des Imperfektums im Frankoprovenzalischen" (Beiheft 58 zur Zeitschr. f. roman. Phil.) festgestellt worden.

[3]) Menéndez Pidal (Manual de gramática histórica española § 13, 4) sucht die Erklärung für *monte, contra* in einer geschlossenen Aussprache des *ǫ* vor *n*, die von Priscian als charakteristisch für die Bauernbevölkerung („*funtes pro fontes, frundes pro frondes rustico more*") angegeben wird. Dem widerspricht aber doch *fuente, puente, frente* und der Umstand, daß in der alten Sprache *cuentra* nicht ungewöhnlich ist.

ein Böser' aber *üna trida duəna* 'eine böse Frau' (Rev. dial. rom. II, 114).[4]) Sehr eingehend auf Grund eines überaus reichen Materials sind die satzphonetischen Abweichungen im Rätischen von L u t t a in seinem prächtigen Werke über den Dialekt von Bergün (Beiheft 71 zur Zeitschr. f. rom. Phil.) studiert worden. Es ergibt sich dabei, daß in all den Fällen, wo ein Wort an satzunbetonte Stelle rückt, der betonte Vokal eingipfelig bleibt und daher Entwicklung eines konsonantischen Lautes aus dem zweiten Element des Diphthongen unterbunden wird. Aus der großen Menge der von Lutta beobachteten Fälle seien folgende Beispiele hier angeführt:

	starkbetont	schwachbetont
1.	*la bigza* 'Schneegestöber' <*b i s a	*la biza sẹtça* 'Graupeln' < b i s a s i c c a
2.	*škrégver* 'schreiben' < s c r i- b e r e	*škrever dzó* 'abschreiben'
3.	*el vẹ́gva* 'er hatte' < h a b e- b a t	*eŋ om vẹva duəs félts* 'ein Mann hatte zwei Söhne'
4.	*ẹl lẹgva* 'er wollte' < v o l e- b a t	*il bap lẹva musér* 'der Vater wollte zeigen'
5.	*alógra* 'darauf' < a d-i l l a- h o r a	*alor as tónt* 'darauf schert man'
6.	*ékr̥* 'gehen' < i r e	*e vi er t il mez bap* 'ich will zu meinem Vater gehen'
7.	*nóks* ,wir' < n o s	*nos paŋ šter kẹ́* 'wir können hier bleiben'
8.	*súkl̥* 'unheimlich' < s o l u s	*sul sulẹt* 'ganz allein'

Hinsichtlich des Rumänischen schreibt S. P u ş c a r i u: „Mi se pare într'adevăr că trebue să admitem în afară de accentul tradiţional al cuvântului — ca să nu zicem, independent de el, — silabe în lumină şi silabe în umbră în corpul unui cuvânt. Cuvintele accentuate pot ajunge în umbră când importanţa lor în frază e redusă sau când din vorbe autonome, ce erau, ajung simple particule funcţionale ..." (Dacoromania II, 37). So erklärt sich die Abschwächung von *tot* 'ganz' an satzunbetonter Stelle zu *tăt* (*tăt omul* 'jeder Mensch') bezw. die auffällige Form der Zusammensetzung *tustrei* 'alle drei', *tuspatru* 'alle vier', wo *o* sich wie in ganz unbetonter Stellung zu *u* (vgl. b o l é t u s > *burete*) entwickelt hat.

Ganz ähnliche Beobachtungen hat man in den letzten Jahren auch in den Mundarten O b e r i t a l i e n s gemacht, während frühere Untersuchungen den satzphonetischen Erscheinungen kaum ernstliche Beachtung geschenkt haben. So weist T e r r a c i n i in seiner schönen Untersuchung über

---

[4]) In Tinzen (Oberhalbstein) notierte ich kürzlich *špikr* 'rein', aber *špir latχ* 'reine Milch', *špira laŋa* 'reine Wolle'.

die Mundart von Usseglio darauf hin, daß bei den auf *-i* endigenden Diphthongen 'nel discorso rapido' das zweite Element verloren gehe: *u suṛ stat laị* 'ich bin dort gewesen' neben hochtonigem *stait; a kọr d'œli* 'um Öl zu kochen' neben hochtonigem *koire; bœka ke čaị* 'bada che cadi' neben hochtonigem *bœika; ẹva sẹnta* 'acqua santa' neben hochtonigem *aiva* 'acqua' (Arch. glott. ital. 17, 355). Spoerri verzeichnet in seiner Studie „Il dialetto della Valsesia" *kçel al mana sü* 'er führt ihn hinauf' neben starkbetontem *kçel ména; aw so varonda* ‚il sole va giù' neben regelrechtem *al sọ́* 'il sole' (Rendic. del R. Istit. Lomb. vol. 51, 698). Aufschlußreich für das Verständnis von altfranz. *mel* : *mal* ist eine Feststellung, die Sganzini in seiner „Fonetica dei dialetti della Val Leventina" (Tessin) macht. Danach erscheint in Altanca, das freies *a* zu *ẹ* wandelt (*lẹna, trẹf, fẹ* 'fare', *sẹ* 'sale') tale regelmäßig als *tẹ* (z. B. *um tẹ ọm* 'un certo uomo'), dagegen unterbleibt der Wandel in satzunbetonter Stellung: *um ta bọn da nọta* 'un certo buono a nulla'. Und ganz ähnlich wie im Französischen ist auch in der Val Leventina die satzunbetonte Form *ma* (< male) heute so allgemein herrschend geworden, daß die regelrecht zu erwartende Form *mẹ* heute nur noch in einem einzigen Dorf (Personico) nachweisbar ist (Italia dialettale I, 199).

Sehr viel stärker als in Oberitalien kommt der Unterschied zwischen starktoniger und nebentoniger Stellung im südlichen Italien zum Ausdruck. Hier muß vor allem der Aufsatz von S. Santangelo über die Mundart von Adernò (Prov. Catania) genannt werden, der eingehender als es bis dahin in einer süditalienischen Mundartenmonographie geschehen war, die Abhängigkeit des Lautwandels vom Satzaccent untersucht. Es ergibt sich daraus, daß in der Mundart von Adernò Diphthongierung (ẹ > íẹ, ọ > úọ) nur dann eintritt, wenn das Wort auch wirklich den Hauptton trägt. So sagt man einerseits *bonu miẹdiku*, wo das Adjektivum nur geringen Nachdruck hat, aber bei umgekehrter Stellung *mediku búọnu*. Ebenso heißt es *ćelu e ttiẹrra* aber *terra e ććiẹlu, aneḍḍu d'arǵiẹntu* aber *argentu révu, amíku di kúọri* aber *cori d'úọru, u šekku ttsúọppu* 'der lahme Esel' aber *šiẹkku* 'der Esel'. Mit Recht hebt Santangelo hervor, daß in dieser deutlich erkennbaren Wirkung des Satzaccentes wohl überhaupt der Schlüssel für das Auftreten der Diphthonge im Sizilianischen liegen dürfte: „Come si vede, l'accento della proposizione, del tutto trascurato nello studio dei dialetti siciliani potrebbe fornire la soluzione di qualche problema. Intanto, per il mio dialetto esso ci permette di stabilire con la massima sicurezza che l'importante fatto della dittongazione avviene soltanto quando la parola occupi la posizione forte nella proposizione. Per questa via, io credo, si potrebbe spiegare la dittongazione

anche nel rimanente della Sicilia" (Arch. glott. 16, 485). Damit wird ein für allemal jener von Schneegans aufgestellten Theorie (Laute und Lautentwicklung des sizilian. Dialektes S. 17) der Boden entzogen, nach der die Entstehung der sizilianischen Diphthonge in erster Linie durch die Emphase bedingt sei. Ja, das einzige und seitdem viel zitierte Beispiel, das Schneegans zur Stütze seiner Vermutung anführt [*ummi skappišari i piedi; i pedi nuda l'aju* 'tritt mir nicht auf die Füße; meine Füße sind nackt'] ist, wie schon Meyer-Lübke (Neue Jahrbücher für d. klass. Altertum 23, 445) hervorgehoben hat, lediglich eine Bestätigung dafür, daß die Diphthongierung von der tonstarken Stellung im Satzganzen bedingt ist: im ersten Teil des Satzes liegt der stärkste Ton auf *piedi*, während im erklärenden Nachsatz nicht *pedi* sondern *nuda* den Nachdruck trägt.

Dasselbe Verhältnis beobachtet man auch in Kalabrien. Zunächst in einigen Ortsnamen. Accattatis (Vocab. del dialetto calabrese) führt in kalabresischer Aussprache an *Muntebiellu* (Montebello), aber *Bellumunte* (Belmonte) und *Belluvidire* (Belvedere), *Bonuvientu* (Benevento) und *Bonvicinu* gegenüber *vinu buonu*. Ebenso sagt man *nu bell' uóminu* aber *nu cane biellu*. So heißt es ferner *centupiedi* 'Tausendfuß' und *centu nidura* 'sehr viele Nester', dagegen *cientu lire* 'cento lire', da in dem ersten Fall *centu* nur als runder Zahlbegriff figuriert, während bei *cientu lire* der Nachdruck natürlich auf dem Zahlwort liegt.

Nirgends kommt die Abhängigkeit des Lautwandels von der Tonstelle im Satz so stark und regelmäßig zum Ausdruck wie an der Ostküste Italiens von den Abruzzen bis in die Provinz Bari. Mehrfach ist denn auch in den einschlägigen Dialektuntersuchungen auf diese Erscheinung hingewiesen worden, jedoch ohne daß man je dies Problem auf weiterer Grundlage verfolgt hätte. Der erste, der dieser Frage ein Augenmerk schenkte, war G. Rolin in seinem Abriß über „Die Mundart von Vasto in den Abruzzen" (Prager Deutsche Studien. Heft 8, p. 6). Hier wird gezeigt, daß in dieser Mundart Diphthongierung nur in den Wörtern eintritt, „die vom Satzaccent getroffen werden, der in diesem Dialekt gewöhnlich auf das letzte Wort des Satzes fällt". So heißt es zwar bei betontem Verbalbegriff *lu stuómakə mə kéu̯ćə* [ǫ > eu̯] 'mi cuoce lo stomaco', dagegen *mə kóćə lu štuómakə*, wenn das Substantivum betont ist. So spricht man *lu máisə*, aber *lu muése d'agástə* 'il mese d'agosto'; *ássə* 'esso' aber *éssə štássə*; *kéu̯rə* 'cuore' aber *lu korə mé* 'il cuore mio'.

Dieselbe Beobachtung wird fast gleichzeitig mit Rolin auch von Goidánich gemacht: „Di più bisogna notare che [in der Mundart von Vasto] in generale anche in una leggerissima clisi (una vera meraviglia di delicatezza fonetica!)

non s'ha il dittongo nè il turbamento. Esempi: *kraitə* credit, ma *mi kręta pęukə* 'mi crede poco'; *maisə* mese, ma *lu muese d'ajaste* 'il mese d'agosto'; *kráššə* crescit ma *kręšša pęukə* 'cresce poco'; *lu nuaitə* 'il nido', ma *lu nuítə sé* 'il nido suo'; *ćángə* 'cinque', ma *ćinga maisə* 'cinque mesi'; *pę* 'può', ma *si po sapá* 'si può sapere'; *nipáutə* 'nipote', ma *nipóte mé*, 'nipote mio'; *kantə* 'conto', ma *a konta me* 'a conto mio'; *míulə* 'mulo', ma *un mula ģģiavune* 'un mulo giovane'; *brittə* 'brutto', ma *brutta ģģiavune* 'brutto giovane'; e così via (Beiheft 5 zur Zeitschr. f. rom. Phil. p. 14).

Zingarelli in seiner Untersuchung über die Mundart von Cerignola (Prov. Foggia) stellt ganz kurz und lakonisch (Arch. glott. ital. 15, 231) einige Fälle zusammen, nach denen Diphthongierung von ī zu *oi* nur unter dem Satzhochton eintritt: *partóiə* (isoliert) 'partí' aber *partí súbbətə* 'partí subito', *lunədóiə* 'lunedí' aber *lunədí mmatóinə* 'lunedí mattina'. Eingehender nimmt G. Ziccardi in seiner Studie 'Il dialetto di Agnone' (Prov. Campobasso) zu dem Problem Stellung: „Tutte le parole, le cui toniche ... frangono la vocale in un dittongo, mantengono questo dittongo, se esse stanno da sole; ma se fanno parte di un discorso, lo mantengono solo se hanno su di loro l'accento logico, o se sono in fine della frase; altrimenti il dittongo si rattrae nella vocale semplice corrispondente ... Esempi: *ji lə váidə* 'io lo vedo' di fronte a *lə vędə jǫije* 'lo vedo io', *nnœm bózzə mənójjə* 'non posso venire', di fronte a *puǫ məní addəmədánə?* puoi venir domani?" (Zeitschr. f. rom. Phil. 34, 417). Weitere Beispiele bieten die im Anhang abgedruckten Texte: p. 434 *pajęsə lundəánə* 'paese loutano' gegenüber haupttonigem *də kuírə pajǫ́isə* 'di quel paese', p. 435 *sarríja fatíja sprəkəátə* 'sarebbe fatica perduta' (isoliert *sarrǫ́jjə* und *fatǫ́jjə*), *la pę́na sájjə* 'la pena sua' (isoliert *la páinə*), p. 436 *la kurǫ́na sájjə* 'la corona sua' (isoliert *la kuráunə*).

In seiner fleißigen Arbeit „Il dialetto di Trani" (Prov. Bari) erwähnt R. Sarno das Phänomen in keiner Weise. Daß es aber auch in dieser Mundart eine Rolle spielt, erkennt man aus dem p. 15 angeführten *bona bbaunə* 'buona buona' und aus einigen Beispielen, die in den abgedruckten Textproben begegnen: p. 27 *la matin' appriəssə* 'la mattina dopo' [isoliert: *la matöinə*], *sə nə šöi for' pajöisə* 'se n'andó fuori puese' gegenüber betontem *vakə fáurə* 'vado fuori'; p. 29 *salöi sus' a la kasə* 'salì su alla casa' gegenüber *vakə söusə* 'vado su'; p. 30 *e vvəlí manǵé* 'e volle mangiare' gegenüber selbständigem *vəlöiə*.

Die Durchführung der süditalienischen Aufnahmen für den „Sprachatlas Italiens und der Südschweiz" hat mir Gelegenheit gegeben, in einer Reihe von Aufnahmepunkten

weitere wichtige Beispiele zu sammeln.[5]) Auch hierbei zeigte es sich, daß die Abhängigkeit des Lautwandels von der Tonstelle im Satzganzen am stärksten und am regelmäßigsten an der italienischen Ostküste zwischen Sangro und Ofanto in Erscheinung tritt.

Aus der Aufnahme Palmoli [westl. Vasto, Prov. Chieti] seien folgende Belege angeführt:

	starkbetont	schwachbetont
ī	*la kuċụynə* 'cocina' < coquīna	*la kuċína nǫ́strə* 'la cucina nostra'
	lu rịýsə 'riso' < orīza	*lu rísə krẹ́wδə* 'il riso crudo'
	nu fụ́ylə 'un filo' < fīlu	*nu fílə náyre* 'un filo nero'
	lu vụ́ynə 'il vino' < vīnu	*lu vínə nẹ́wφ* 'il vino nuovo'
ū	*gissə fəúmə* 'egli fuma' < fūmat	*gissə fúmə nu swíkərə* 'egli fuma un sigaro'
ō [frei, bei auslautendem *-a*]	*la krawnə* 'corona' < corōna	*la krǫ́nə δe fyúrə* 'corona di fiori'
	kambə sáwlə 'vive sola' < sōla	*kámbə sǫ́lə sáwlə* 'vive sola sola'
ō [gedeckt, vor auslautendem *-i, -u*]	*lə fúñə* 'i funghi' < fungi	*lə fúñə bbəúnə* 'i funghi buoni'
ē	*nu mwáylə* 'una mela' < mēlum	*nu mẹ́la δəlgǫ́lə* 'una mela dolce'
a [frei]	*na ráymə* 'un ramo' < *rama	*na ráma fráċətə* 'un ramo fracido'
a [gedeckt]	*la gämmə* 'la gamba' < *cąmba	*lə gámmə túrt* 'le gambe torte'
	la kastäñə 'castagna' < castanea	*na kastáña vúytə* 'na castagna vuota'
ŏ	*pǫ́ttsə kẹ́wċ* 'posso cuocere' < cŏquere	*kǫ́ċə la kárnə* 'cuocere la carne'
	l' ẹ́wφ 'le uova' < ŏva	*l' ǫ́va frísk* 'le uova fresche'

Die Aufnahme in Vico del Gargano (Prov. Foggia)[6]) hat u. a. folgende Beispiele geliefert:

[5]) Mit φ bezeichne ich bilabiales f; g entspricht dem Reibelaut g; ċ ist der Verschlußreibelaut, der in rät. (Obereng.) *chesa* 'Haus' begegnet, γ die entsprechende stimmhafte Variante.

[6]) In der Arbeit von G. Melillo, I dialetti del Gargano (Saggio fonetico), Pisa 1926, der eingehend auch die Verhältnisse von Vico behandelt, sucht man vergebens einen Hinweis auf die satzphonetischen Erscheinungen.

	starkbetont	schwachbetont
ī	*a fǫ́ykə* 'fico' <*fīca	*a fíka sękk* 'il fico secco'
	i ćǫ́yγγə 'le ciglia' < cīlia	*i ćíγγə δə dd' ǫ́cc* 'le ciglia dell'occhio'
	a pǫykə 'ghiandaia' <pīca	*a píka gáďdzə* 'la gazza'
ū	*a láwćə* 'la luce' <luce	*a lúćə a pətrǫγγə* 'il lume a petrolio'
	ę γγáwt 'è andato' <*eūtu	*e γγút a spuγγá* 'è andato a spogliare'
ō	*nu ćáwff* 'un ciuffo' <*zupff	*nu ćúffə δə kapǫ́yddə* 'un ciuffo di capelli'
	u šáwkkʷ 'la gonnella' < arab. ǵubbah	*u šúkkə tǫ́ ę ffətáwsə* 'la gonnella tua è sudicia'
ē	*i ćǫ́yćə* 'le ceci' <cicer	*i ćíć arrustáwt* 'le ceci arrostite'
	sǫ́ymə 'siamo' <sēmus	*símə stątə rǫykk* 'siamo stati ricchi'
ĕ	*vǫ́ynə* 'vieni' <vĕni	*vįnə lę́stə* 'vieni subito'

Weiter südlich zeigt sich die Erscheinung nicht mehr mit der gleichen Regelmäßigkeit, doch notierte ich in Canosa (Prov. Bari) noch folgende Fälle:

	starkbetont	schwachbetont
ū	*lə prœ́wnə* 'le prugne' <*prúna	*lə prúnə núǫstə* 'le nostre prugne'
	u pəttsœ́wkə 'cavicchio' <*píttsucu	*u pəttsúkə də lívənə* 'il cavicchio di legno'
ō	*u patrœ́wnə* 'il padrone' <patr-one	*u patrúnə nústə* 'il padrone nostro'

Ans dem hier zusammengestellten Beispielmaterial ersieht man, in welch einschneidender Weise Lautwandel und Diphthongierung durch die Stellung im Satzzusammenhang bedingt sind. Es ergibt sich, daß jedes Wort in wenigstens zwei Lautformen auftreten kann, die so scharf geschieden sind, daß sie für jedes Ohr ohne weiteres deutlich perzipiert werden können. Aber dabei bleibt es nicht. Es kann vorkommen, daß ein Wort, wenn es an eine ganz unbetonte Satzstelle rückt, nicht nur die Diphthongierung des Tonvokals nicht mitmacht, sondern sogar den Klangcharakter dieses Vokals soweit einbüßt, daß dieser bis zum Indifferenziallaut abgeschwächt wird. So erscheint z. B. in Vico del Gargano *primo* (*prima*) in drei ganz verschiedenen Lautstufen:

1. hauptonig — *u prǫ́ymə* 'il primo'
2. schwachtonig — *u primə mísə* 'il primo mese'
3. unbetont — *prəmə δə pənsá a dd' áwtrə* 'prima di pensare agli altri'

Man wird sich die Frage vorlegen, warum die Abhängigkeit des Lautwandels von der Satztonstelle gerade auf dem zuletzt behandelten Gebiet (Abruzzen, Nordapulien) so sichtbare und regelmäßige Formen annimmt, während die Mundarten anderer Gebiete (Kampanien, Basilikata, Latium) diese Erscheinung so gut wie gar nicht kennen. Es genügt ein kurzer Vergleich der beiden sprachlichen Gebiete, um zu erkennen, daß die Erscheinung im wesentlichen durch das A l t e r der vokalischen Veränderungen bedingt ist. Es zeigt sich nämlich, daß in Kampanien wie überhaupt in den Gebieten westlich des Appennin der heutige Lautstand mit seinen Diphthongierungen (t e m p u s > *tiempu*, n o v u s > *nuovu*) mindestens seit dem 15. Jahrhundert (Loise de Rosa!) erreicht war. Andererseits weist die überaus mannigfaltige Entwicklung der Vokale und die fast durchgängige Verschiebung auch jener Vokale, die in Unteritalien sonst am resistentesten sind (*i, u, a*), darauf hin, daß an der Ostküste diese Veränderungen ganz jungen Datums sind. Hier befinden wir uns in einem Gebiet, dessen Lautstand sich noch in voller Umformung befindet. Noch zeigt hier fast jede Stadt und jedes Dorf eine eigene Entwicklung. Und wie wir hier im Gegensatz zur Westküste noch weit entfernt sind von einem allgemeinen regionalen Ausgleich, so hat auch die analogische Uniformierung dem Lautwandel noch keine starren Formen gegeben. Noch steht hier in der Tat Lautwandel und Satzaccent in einem festen Causalzusammenhang. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben, die heute noch je nach der Stellung im Satze ganz verschiedenen Lautformen auszugleichen und die starktonigen Entwicklungsergebnisse allgemein durchzuführen.

Tübingen. GERHARD ROHLFS.

Das Schriftfranzösische im Französischen Etymologischen Wörterbuch.

Über das in der Überschrift umrissene Thema habe ich mich bereits in der Vorrede zum 3. Band meines Wörterbuchs kurz ausgesprochen. Gerne benütze ich die Gelegenheit, noch einmal auf diese nicht unwichtigen Fragen zurückzukommen, denn ich kann mich nicht des Eindrucks erwehren, daß nicht überall richtig erfaßt worden ist, welche Dienste mein Buch auch für das Studium der Schriftsprache leisten könnte.

Gerne gebe ich übrigens zu, daß die Hauptschuld daran mir zukommt. Die Stellung, welche ich der Schriftsprache in den ersten Lieferungen zugewiesen hatte, ließ diese allzusehr in den Schatten der Mundarten zurücktreten. In der Tat hatte ich bei den Materialsammlungen meine ganze Aufmerksamkeit diesen zugewandt; für jene hatte ich mich auf die Angaben im Dictionnaire Général und bei Littré verlassen. Die Erwähnung des schriftfranz. Wortes sollte dem Benutzer als Verweis auf jene lexikographischen Werke dienen; und ein eingehendes Studium des Wortes sollte sich also auf diese beiden Bücher kombiniert mit den Materialien des F E W stützen. Die überragende Bedeutung der Schriftsprache für die Geschichte des galloromanischen Sprachschatzes in seiner Gesamtheit habe ich selbstverständlich nie verkannt. Ich wollte mich nur nicht dazu verstehen, die beiden genannten Wörterbücher auszuschreiben.

Hier nun kann mir mit Recht ein Vorwurf gemacht werden. Während ich nämlich vor Beginn meiner Arbeit die Quellen für die Mundarten, soweit das möglich war, einer kritischen Sichtung unterworfen hatte, unterließ ich es, mich zu fragen, ob auch wirklich der Dict. Gén. und Littré die Dienste voll zu leisten vermöchte, die ich von ihnen erwartete. Erst im Verlaufe der Drucklegung bin ich durch die Umstände dazu geführt worden, das Versäumte nachzuholen. Sehr bald mußte ich dann einsehen, wie ungenügend die beiden Werke orientieren über die veralteten Wörter, über die Filiation und Chronologie der Bedeutungen, über die Vitalität gewisser Ausdrücke; ja wie oft ihre Angaben und der Aufbau ihrer Artikel direkt irreleitend ist.

Sobald ich diese Tatsache festgestellt hatte, wurde es mir selbstverständlich zur Pflicht, diese empfindlichen Lücken auszu-

füllen. Die nächstliegende Aufgabe war, die großen Wörterbücher seit dem 16. Jahrhundert durchzuarbeiten, dieses mitgerechnet, da merkwürdigerweise das neue Wörterbuch von Huguet die ganze gewaltige Arbeit der großen Lexikographen von Etienne bis Nicot und Cotgrave kurzweg ignoriert [1]). Ich lernte bald einsehen, welche neue und unerwartete Perspektiven und Ausblicke sich dadurch für die Wortgeschichte eröffneten: Zahlreich sind z. B. die Wörter, welche heute sich nur noch in diesem oder jenem Dialekt finden und die ich für ganz modern gehalten hätte, fänden sie sich nicht schon verzeichnet, und zwar als schriftfranzösisch bei den Lexikographen des 17. und 18. Jahrhunderts. Wie oft ist es nun möglich, mundartliche Wörter mit der Schriftsprache der klassischen Zeit in Zusammenhang zu bringen, während sie vorher in der Luft hingen!

Einige Beispiele mögen diese Tatsachen illustrieren: Lothringen, die Franche-Comté und die Schweiz kennen ein Wort *brésil* „geräuchertes Ochsenfleisch". Auf den ersten Blick scheint dieses Wort ganz isoliert, da weder Godefroy, noch Dict. Gén., noch Littré eine andere Bedeutung von *brésil* kennen, als die gewöhnliche, nämlich „Brasilienholz (zum Färben)". Wir wären versucht, in *brésil* „geräuchertes Ochsenfleisch" eine lokale Neuschöpfung zu sehen. Doch wird diese Hypothese unwahrscheinlich, sobald wir konstatieren, daß auch die Normandie diese Bedeutung besitzt. Die Normandie kann sie unmöglich direkt dem lothringischen entlehnt haben. Zwischen beiden liegt ja die Metropole, und diese ist es, welche als Bindeglied zwischen zwei auseinanderliegenden Provinzen dient; sie nimmt gelegentlich Provinzialismen auf und gibt sie weiter. Man hat daher eher den Eindruck, es handle sich um zwei Zonen von *brésil* „geräuchertes Ochsenfleisch", die früher über Paris zusammenhingen. Diese Hypothese ist zur Gewißheit erhoben worden, als ich meinen Materialien das Ergebnis jener Arbeit an den ältern schriftsprachlichen Wörterbüchern einverleibte, denn vom Estienne von 1549 bis in die Mitte des 17. Jahrh. verzeichnen sie alle die in Frage stehende Bedeutung. — Oder aber das in der Bourgogne häufige Verbum *debricolai* „gierig essen" findet seine Erklärung in keiner der zahlreichen Bedeutungen von *bricole* und *bricoler*, zu denen es natürlich gehört. Des Rätsels Lösung bringen Richelet und Trévoux, welche für *bricoler* noch eine besondere, nur dem familiären Stil angehörige Bedeutung buchen, nämlich „faire aller le morceau de côté et d'autre dans sa bouche avant de l'avaler, afin de n'en être point brûlé". — Die Zahl der vom

[1]) Zu seinem eigenen großen Schaden natürlich, wie jedermann durch Vergleich auch nur einiger Seiten seines Buches mit jenen Werken sofort feststellen kann.

Dict. Gén. und von Littré übergangenen Wörter und speziellen Bedeutungen, die sich so bei Nicot, bei Trévoux usw. finden, ist sehr groß.

Das Interesse an einer vollständigen Ausbeute dieser wertvollen Quellen ist demnach sehr groß. Es war für mich recht schwierig, diese durchzuführen ohne deswegen den Fortgang des Druckes zu unterbrechen. Leider ergibt sich daraus auch eine große Ungleichheit zwischen den ersten 6 oder 8 Lieferungen und den folgenden. Dazu kommen noch eine Reihe von äußeren Schwierigkeiten, wie z. B. die Seltenheit und der hohe Preis vieler dieser Bücher. — Außer diesen Wörterbüchern habe ich auch andere lexikographisch wichtige Werke herangezogen, wie z. B. die verschiedenen Maisons Rustiques, die Marinewörterbücher usw. Auch die alten Kochbücher und die volksmedizinischen, populären Handbücher haben mir oft ganz bemerkenswerte Aufschlüsse gewährt. — Über all diese neuen Quellen wird das bibliographische Beiheft zum F E W Rechenschaft geben, das noch dieses Jahr in Druck gehen soll.

Trotz all dieser Anstrengungen bin ich mir sehr wohl bewußt, wie ungenügend meine Materialien Aufschluß geben über den wirklichen Sachverhalt. Wir haben noch viel zu wenig Einzelstudien über die Sprache gewisser Autoren. Bücher, wie das prachtvolle Werk Livets über den Wortschatz von Molière, oder die ausgezeichneten Kapitel in dem Monumentalwerk von F. Brunot, sind nur ein Anfang. Vor allem fehlen Einzeluntersuchungen über die burlesken, oppositionellen Schriftsteller, deren Sprache sich dem Volksidiom viel näher hält, Neubildungen gerne verwendet und daher für die Geschichte der Schriftsprache ganz besonders wichtig ist. Und auch sie geben nur einen beschränkten Ausschnitt aus dem Gesamtvokabular. Wenn wir z. B. den Untergang von *drapeau* in der Bed. „Lumpen" studieren wollen, so werden technologische Bücher oder Zeitungannoncen viel eher darüber Auskunft geben, als Wörterbücher. So ist das Livre des Adresses von 1692 eine für gewisse Teile des Vokabulars sehr wichtige Quelle. Eine voll befriedigende Lösung vermöchte nur das Pan-Lexique zu bringen, von dem vor 40 Jahren G. Paris gesprochen hat, dessen Grundzüge vor 20 Jahren F. Brunot skizzierte, und auf welches bei Anlaß der Vollendung des Werkes von Murray Ant. Meillet und Paul Valéry wieder zurückgekommen sind. Hoffen wir, daß Frankreich diesen prachtvollen Plan verwirklicht.

Für mein Buch natürlich kommt er auf jeden Fall zu spät. Ich sehe mich daher gezwungen, mich mit dem zu begnügen, was gegenwärtig zur Hand liegt. Doch heißt es, bei der Verwertung dieser Dokumente sehr auf der Hut sein. Nur wenige

Lexikographen haben nämlich aus erster Hand gearbeitet; die meisten haben nach Herzenslust ihre Vorgänger ausgeschrieben. Es ist daher für die Vitalität eines Wortes nicht ohne weiteres beweisend, wenn es durch die Lexikographen einer gewissen Epoche verzeichnet wird. Sogar die Patres von Trévoux, deren unermüdlichen Arbeit wir eines der besten lexikographischen Denkmäler verdanken, haben in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Auflagen wohl reichlich Ergänzungen aufgenommen, selten aber etwas fallen gelassen. Dazu kommt, daß der Glanz des Jahrhunderts von Ludwig XIV. es verbietet, Wörter und Bedeutungen zu eliminieren, welche zu jener Zeit lebendig gewesen waren. Und die Forderung, ein getreues Bild des in einem bestimmten Augenblick geltenden Sprachgebrauchs zu geben, erfüllt das Wörterbuch der Akademie, an welches man sie vielleicht hätte stellen dürfen, weniger als ein anderes. — Endlich dürfen wir die Tatsache nicht aus dem Auge verlieren, daß mancher Lexikograph von Provinzialismen nicht ganz frei ist. Soweit Wörter ausdrücklich als dialektal bezeichnet werden, sind sie in den trefflichen, aus der Schule unseres Jubilars hervorgegangenen Sammelarbeiten von Heymann und Leip gesammelt worden. Daneben gibt es aber in gewissen Wörterbüchern unverwischbare Spuren ihrer provinziellen Herkunft, die ihren Autoren selber nicht bewußt waren. So finden sich im Dictionnaire Royal von Pomey verschiedene frankoprovenzalische oder vielmehr lyonnesische Regionalausdrücke (vgl. z. B. *géne* „marc de raisins pressurés", *groton* „cachot" usw.). Der Thrésor des trois Langues, der 1627 bei Crespin in Cologni bei Genf erschienen ist enthält nicht wenige Wörter, die nicht Paris, sondern der Schweiz oder der Franche-Comté entstammen.

Eine der heikelsten Fragen ist übrigens, zu entscheiden, was als schriftfranzösisch bezeichnet werden darf. Im Prinzip ist schriftfranzösisch die Sprache des gebildeten Parisers der mittleren Klassen. Wenn man aber die einzelnen Wörter betrachtet, beginnt man zu schwanken. Die Sprache des Pariser Bürgers ist nämlich nicht sehr reich. Sein Vokabular ist dasjenige eines Städters, der nicht gewöhnt ist, seinen Blick oft über die Wälle seiner Stadt hinwegstreifen zu lassen. Es fehlen ihm die Benennungen für die zahlreichen Gegenstände, welche seinem Horizont ferne liegen, wie z. B. die Namen der Wiesenpflanzen, die Werkzeuge der Meerschiffahrt und des Meerfischfangs. Und doch können die Schriftsprache, die Staatsverwaltung, die Wissenschaft diese Benennungen nicht entbehren; und die Klarheit wie auch die Notwendigkeiten der Praxis verlangen einen präzisen, eindeutigen Ausdruck. Man ist daher gezwungen, aus den provinziellen Idiomen Entlehnungen vorzunehmen, ohne daß man deswegen behaupten dürfte, diese Wörter wären nicht fran-

zösisch. So hat sich z. B. die Terminologie der französischen Marine in den großen Häfen der beiden Meeren, besonders in der Normandie und in der Provence gebildet. Das Schriftfranzösische hat eine merkwürdige Mischung hervorgebracht, indem es bald im Süden, bald im Norden schöpfte. — Vor einigen Jahren (Revue Clédat 1922) habe ich darauf aufmerksam gemacht, welchen Zufälligkeiten die Bildung des Vokabulars der Landwirtschaft ausgesetzt ist. Das erklärt auch die häufigen Schwankungen. So schwanken z. B. die franz. Wörterbücher zwischen folgenden Benennungen der Art avena fatua: *folle avoine, avoine sauvage, aveneron, haveron.* Einer meiner Pariser Bekannten schrieb mir kürzlich, er betrachte dieses letztere als eine Wörterbuchform ohne wirkliches Leben. Und doch gilt *haveron* fast rings um Paris herum, in Anjou, in der Normandie, in der Pikardie, im Berry. — Oder aber die Bezeichnungen der Fischernetze. So erwähnt der berühmte Duhamel du Monceau unter den besonders wichtigen Netzen u. a. folgende drei: *ravenet, havenet, chalut.* Da es sich um den Fischfang auf dem Meer handelt, stammen diese Wörter aus der Normandie; von den normannischen Fischern hat sie dann die Schriftsprache übernommen. Unter diesen Umständen bleibt man etwas erstaunt, zu sehen, daß *chalut* vom Dict. de l'Académie und vom Dict. Gén. aufgenommen sind, *havenet* nur durch den Dict. Gén., *ravenet* durch keinen von beiden. Zweifellos spielen hier Zufälligkeiten eine große Rolle, wie z. B. die gelegentlichen Erfahrungen der Autoren der Wörterbücher, durch welche dieser oder jener Gegenstand in ihrem Bewußtsein mehr in den Vordergrund geschoben wird. Wie ließe sich hier ein festes Prinzip finden, nach welchem ein Wort als französisch bezeichnet werden darf oder nicht? Auch einem geborenen Pariser dürfte dies schwer fallen. Als Nichtfranzose bleibt mir nichts anderes übrig, als mich an die Angaben der Wörterbücher zu halten, die sich ja oft gegenseitig ergänzen und berichtigen, und da ich in allen etwas zweifelhaftes Fällen die Quellen angebe, ist eine Täuschung über den Sinnn und Wert meiner Materialien kaum möglich. Dazu kommt, daß die der französischen Form angegliederten dialektalen Varianten sofort über die geographische Verbreitung des Wortes orientieren, so daß der relative Wert der Bezeichnung „französisch" gleich heraussticht.

Im Vorhergehenden haben wir darauf hingewiesen, daß die zur Verfügung stehenden Quellen nicht dazu genügen, ein lückenloses Bild von der Entwicklung des Vokabulars der französischen Schriftsprache zu geben, daß hierzu viel weiter greifende Vorarbeiten nötig wären. Bis zur Organisation und Abfassung jenes Pan-Lexikons finden sich die gegenwärtig erreichbaren Materialien im F E W vereinigt. Mit ihrer Hilfe wird es möglich

sein, manches Problem der Schriftsprache anzupacken und einer Lösung entgegenzubringen. Hier möchte ich eines davon kurz zur Sprache bringen, um zu zeigen, in welcher Richtung mein Wörterbuch auch für die Geschichte des Schriftfranzösischen fruchtbar gemacht werden könnte. Für die Sprache der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besitzen wir die beiden trefflichen Studien von Gohin, Les transformations de la langue française de 1740 à 1789, und von Frey, Les transformations du vocabulaire français à l'époque de la Révolution. Trotz der unverkennbaren Verdienste der beiden Bücher, die reich dokumentiert sind und zum Teil recht tief schürfen, muß gesagt werden, daß sie nicht halten, was ihre Titel versprechen. Sie studieren beide nur die eine Seite der in jener Zeit sich abspielenden Umwandlungen, nämlich die Neologismen, die neuen Metaphern, das Eindringen technischer Wörter in die Allgemeinsprache, die neuen Bedeutungen von altbekannten Wörtern. Sie sprechen also nur von dem was neu entstanden ist. Keiner aber bekümmert sich um das, was die Sprache in der gleichen Zeit verloren hat, um die untergegangenen Wörter, um die außer Kurs gekommenen Nebenbedeutungen, um die Metaphern, welche als verblaßt bei Seite gelegt worden sind. Die beiden Bücher machen den Eindruck eines Zivilstandsregisters, von welchem das Totenbuch verloren gegangen ist. Und doch treiben Geburt und Tod ihr wechselreiches Spiel in der Sprache so gut wie im Leben der Menschheit.

Nur ist eben das Schwinden eines Wortes viel schwerer festzustellen, als sein erstes Auftreten; und zwar besonders wegen der üblen Gewohnheit der Lexikographen, einander zu kopieren. Und doch genügen ihre Angaben in vielen Fällen, den Abgang eines Wortes festzustellen, wenn auch diese Angaben wohl vielfach um einige Jahrzehnte verspätet sind. So ist z. B. das Wort *diffamer* von Boileau in den Bed. „verschmieren" und „entstellen" gebraucht worden. Furetière und Trévoux geben es noch, aber als „terme bas"; der Trévoux von 1771 hat es ganz fallen gelassen. — Das 16. Jahrh. hat das Verbum *dialogiser* „faire un dialogue" geschaffen. Seit Ende des 17. Jh. gilt es nur noch als Ausdruck der Schulsprache; und endlich der Trévoux von 1771 sagt von ihm „il ne se dit que dans l'école ou plutôt ne se dit point". — *Boucan* „lieu de débauche" und *boucaner* „fréquenter les mauvais lieux" sind im 17. und 18. Jh. geläufig; in den Wörterbüchern des 19. Jh. erscheinen sie nicht mehr. — In der Trévouxausgabe von 1752 erscheint als neue Bedeutung von *redresseur* „chevalier d'industrie"; nach 1811 wird es nicht mehr verzeichnet. Hier haben wir es also mit einem jener neuen, malerischen Wörter zu tun, wie sie besonders von der Jugend so häufig geschaffen werden, die aber allen Reiz

für ihre Schöpfer verlieren, sobald sie Allgemeingut geworden sind, und die daher ein kurzes Leben haben.

Einzelne von diesen Wörtern sind endgültig verloren. Andere aber flüchten sich in die Provinz und leben dort heute noch weiter. So ist das oben erwähnte *diffamer* heute noch gebräuchlich in gewissen Gegenden von Westfrankreich. *Dévotieux* für *dévot* findet sich vom 15.—17. Jahrh. häufig; das Wörterbuch der Akademie von 1694 bezeichnet es als veraltet, und doch lebt es heute noch in Lille, in Le Havre, in der Haute-Bretagne, in der Dauphiné.

Ganz besonders deutlich wird dieses Hinsterben von Wörtern in einer Epoche, die so gewaltsam mit allem Überkommenen umgegangen ist, wie die Revolution. Man kann es in den verschiedensten Gebieten der menschlichen Tätigkeit verfolgen. Ich möchte das nur mit wenigen Beispielen andeuten. Besonders stark aufgeräumt hat die Revolution in der Rechtssprache, wie sie denn auch mit dem alten Prozeßverfahren und dem alten Gewohnheitsrecht schroff gebrochen hat (Beispiele von untergegangenen Wörtern: *direction* „assemblée de plusieurs créanciers faite pour éviter les frais de justice qui se font en la discussion des terres d'un débiteur"; *exploiteur* „celui qui signifie un acte judiciaire"). Fast eben so tiefgreifend waren die Umwälzungen in Handel und Verkehr, im Geschäftsleben, und daher in der Geschäftssprache. Der alte Name des Reeders, *bourgeois*, macht nun definitiv dem *armateur* Platz, und mit jenem verschwindet auch der *combourgeois* als Name des Anteilhabers an einem Schiff. *Jour-nommé* war im 18. Jahrh. der Name eines Frachtschiffes, das folgendermaßen definiert wird: „bateau de diligence dont le maître s'est obligé d'arriver à date fixe sous peine de diminution de la moitié du prix porté par sa lettre de voiture"; Institution und Name haben das Jahrh. nicht überlebt. — Der Dictionnaire du Citoyen von 1761 sagt, dort wo er von der Börse spricht „on nomme ce lieu la *bourse* à Paris, Rouen, Bordeaux, Montpellier, le *change* à Lyon, la *loge* à Marseille, le *canton* à La Rochelle, la *fosse* à Nantes". Nach der Revolution ist diese Verschiedenheit ganz verschwunden, und zwar wohl dank der auch im Geschäftsleben und in den Finanzoperationen sich immer mehr geltend machenden Zentralisation. Ähnliches könnten wir konstatieren, wenn wir die Kleidung, das militärische Leben, die öffentliche Verwaltung und so viele andere Gebiete studieren würden. Auch im Lexikon bedeutet eben die Revolution einen Einschnitt schärfster Art, und zu hunderten zählen die Wörter, welche sie hat verschwinden lassen.

Diese Skizze möchte nur durch einige Beispiele zeigen, in welcher Art die französische Schriftsprache in meinem Wörter-

buch zur Darstellung gelangt, sowie in welcher Weise es für deren Geschichte nutzbar gemacht werden kann.

Von anderen, die Schriftsprache betreffenden Problemen, welche durch die Materialien meines Wörterbuchs eine neue Beleuchtung erhalten, oder durch sie erst aufgeworfen werden, zu handeln, möchte ich mir für eine spätere Gelegenheit vorbehalten.

Aarau (Schweiz). **W. v. Wartburg.**

Zur Frage der Auswahl bei der suffixalen Ableitung.

Die Romanische Wortbildungslehre ist trotz einzelner Ansätze zu einer neuen Problemstellung (unter denen Collin, Etude sur le développement de sens du suffixe -ata, Lund, Lindstedt, eine hervorragende Stellung einnimmt) Stiefkind der Wissenschaft geblieben. Zwar hat sich auch die romanische Wortbildungslehre von der rein formalen Anordnung des Materials der früheren Zeiten freigemacht und die Bedeutung an die Spitze gestellt, vgl. z. B. Meyer-Lübke, Hist. Gram. der frz. Spr., 2. Teil, Wortbildungslehre, Heidelberg 1921, in der auch die sprachbiologische Seite der Wortbildung zu ihrem Rechte kommt, aber es will mir doch scheinen, als ob von diesen Versuchen einer neuen Methodik nicht die Wirkung ausginge, die sie verdienen; und doch ist gerade die Wortbildung dazu berufen, bei der Beantwortung der Frage nach dem Zusammenhang von Sprechen und Denken eine entscheidende Rolle zu spielen. Denn wie schon der Name Wort b i l d u n g besagt, wirkt sich auf diesem Gebiet der Grammatik die schöpferische, daher bewußte Tätigkeit des Sprechenden stärker aus als sonst irgendwie im Sprachleben; und andererseits läßt sich gerade hier besonders deutlich zeigen, wie diese bewußte sprachschöpferische Tätigkeit zu einer unbewußten wird, wie das sprachliche Material sich der Einwirkung des Sprechenden entzieht und nun umgekehrt die Denktätigkeit des Sprachschöpfers beeinflußt. Diese wechselseitige Bedingtheit des Schaffens und des Geschaffenen, die gleichzeitig aktive und passive Tätigkeit der Sprachschöpfung soll hier auf einem kleinen Ausschnitt des Sprachlebens gezeigt werden.

Die oben erwähnte Französische Wortbildungslehre Meyer-Lübkes stellt in den Abschnitten 92-102 die Mittel zusammen, deren sich die frz. Sprache bedient, um zu einem Adjektivum ein entsprechendes Adjektivabstraktum zu schaffen. Warum aber lautet zu *courtois* das Abstraktum gerade *courtoisie* und nicht **courtoisise* wie *mignardise*, und nicht **courtoisesse* wie *gentillesse* und nicht **courtoisure* wie *droiture*, und nicht **courtoisité* wie *générosité*, und nicht **courtoisume* wie *amertume*, und nicht **courtoiseur* wie *grandeur* und nicht *courtoiserie* wie

griserie[1]), d. h. warum greift die Sprache nach gelegentlichem Tasten aus den verschiedenen vorhandenen Bildungsmitteln ein einzelnes heraus; nach welchen Grundsätzen erfolgt die Auswahl unter den Sprach- bzw. Sprechelementen, die gleichzeitig zum Sprachschatz einer Gemeinschaft gehören?

Nur der Vollständigkeit halber führe ich an (was ja selbstverständlich ist), daß auch die Suffixe eine eigene Geschichte haben, daß auf Perioden der Produktivität solche des Stillstandes folgen, in denen die ererbten Bildungen zwar noch gebraucht werden, die Suffixe auch noch deutlich als Träger einer bestimmten Vorstellung oder eines bestimmten Affektwertes gefühlt werden, aber zu keinen Neubildungen mehr Anlaß geben[2]); und daß die Suffixe endlich zu reinen Formelementen werden können wie etwa die Reste des lat. *-ellus* im Neufranzösischen (*fourneau, fourreau, faisceau, friteau, jumeau, fuseau, museau, moreau, poteau, morceau, porreau* usf.). Damit ist schon die Frage beantwortet, warum eine Form wie **courtoisume* nicht entstehen konnte. Als sich die Notwendigkeit fühlbar machte, die Eigenschaften des *courtois*, des Mannes mit den höfischen Manieren, als charakteristische Merkmalsbestimmung zu grammatikalisieren, war lat. *-tudine* längst ein totes Suffix, und es waren die ererbten Bildungen auf *(t)ume* viel zu wenig zahlreich, um noch Neubildungen nach sich zu ziehen.

Hätte die Sprache nur die Aufgabe, verstandesmäßige Urteile in artikulatorische Form zu kleiden, dann würde ein einziges Suffix genügen, um etwa grammatikalisch die Substantivisierung einer Merkmalsvorstellung durchzuführen. Die Suffixe dienen aber nicht nur dazu, Begriffe wiederzugeben, die jedes affektiven oder volitiven Charakters ermangeln, sondern in ihnen kristallisieren sich ganz bestimmte affektische Werte, die zwar genetisch mit der Form des Suffixes nicht zusammenhängen müssen, aber tatsächlich im Sprachgefühl mit dem Suffix verwoben worden sind, wie das folgende aus Grundzügen der galloromanischen Wortbildung, Biblioteca dell'Archivum Romanicum, 2/2, 39 (= Grdz.) entnommene Beispiel zeigt. *-as* < *-aceus* hat im Provenzalischen wie im Nordfranzösischen ursprünglich nur augmentative Bedeutung. Ein *diablas* ist also ein großer

---

[1]) *courtoiserie* finde ich als Nebenform von *courtoisie* bei Roquefort, Glossaire de la langue romane, aber nicht bei Godefroy; dieser kennt je einmal *cortoiseté* und *cortoisier*, doch handelt es sich hier um Augenblicksbildungen ohne Lebensfähigkeit, die zwar gelegentlich gebildet werden konnten, aber aus den im Text angegebenen Gründen wieder schwinden mußten.

[2]) Das ist heute z. B. im Spanischen bei dem *-azo*-Suffix in seiner augmentativen Funktion der Fall, die in den ererbten Wörtern zwar noch durchaus fühlbar ist, aber im Gegensatz etwa zu den italienischen *-accio*-Bildungen nicht mehr produktiv ist.

Teufel. Das Pejorative der Vorstellung liegt ursprünglich in der Bedeutung des Grundwortes; aber eine Bildung wie *diablas* wird seitens des Sprechenden bzw. Hörenden nicht zergliedert, wohl aber zieht sie ein *evescas* mit allen den pejorativen Nebenvorstellungen des *diablas* nach sich. Ein *evescas* „schlechter Bischof" bringt nun aber eine Gesamtvorstellung, die mit dem affektischen Wert der Grundvorstellung *evesque* im Gegensatz steht. Der *evesque* ist ja im Gegenteil das Vorbild des Verehrungswürdigen, des Angesehenen usw. So wird artikulatorisch *-as* zum Träger des Pejorativen und wandert in dieser neuen Funktion weiter.

Damit ist aber auch schon gesagt, warum eine Bildung wie *courtoiserie* sich in der Sprache nicht behaupten konnte, wenn sie auch gelegentlich gebildet wurde. Denn *-erie* ist zwar im 12. Jhdt. ein Suffix, das mit *-ie* in gewisser Konkurrenz steht, vgl. *diablie* neben *diablerie;* aber wie M. L., Wrtbldg. § 91 ausausgezeichnet zeigt, hat *-erie* im Laufe der Entwicklung den Nebensinn des Lächerlichen, des Verächtlichen, des Tadelnswerten übernommen, der mit der Vorstellung der *courtoisie* unvereinbar ist. *-ie* dagegen, das im Neufranzösischen kaum mehr produktiv ist, ist trotz der langen Reihe altfrz. pejorativer Bildungen wie *félonie, folie, jalousie, maladie, sottie, briconie, coardie, estoutie* usf. indifferent geblieben [3]). So blieb denn *courtoisie* in der Sprache, *courtoiserie* ging unter, während eben auf Grund des neuen Affektwertes von *-erie diablerie* das alte *diablie* verdrängte.

Äußerlich betrachtet dienen die Suffixe im Romanischen zweierlei Zwecken: 1. sie bilden zu Wörtern einer bestimmten Wortkategorie den Ausdruck einer anderen Wortkategorie, oder 2. sie verleihen dem Grundwort unter Beibehaltung derselben Wortkategorie einen neuen affektischen Gehalt. Die beiden hier theoretisch getrennten Funktionen können in gewissen Suffixen auch vereinigt vorkommen, vgl. *-ailler* zur Bildung von denominalen Ableitungen. Aber der psychische Vorgang, der in der suffixalen Ableitung seine äußere Entsprechung findet, muß durchaus nicht den Normalverlauf nehmen, daß sich mit der Grundvorstellung (die im Stammwort zum Ausdruck kommt), Nebenvorstellungen assoziieren, die nun zu der Neubildung den Anlaß geben [4]). Man vgl. z. B. den folgenden Fall: Schon im

[3]) Die Möglichkeit einer pejorativen Weiterentwicklung des *-ie*-Suffixes war also gegeben. Daß diese nicht eintrat, dürfte sich daraus erklären, daß das konkurrierende *-erie*-Suffix artikulatorisch stärker ist, und wie man auch sonst beobachten kann, werden solche Suffixe leichter zum Träger von Affekten als die einfachen suffixalen Formen.

[4]) Es mag methodisch beanstandet werden, daß ich im Text zunächst von dem psychischen Vorgang ausgehe und nun umgekehrt aus

Lateinischen lebt die Ableitung *veruculum* (neben *vericulum*) in der Bedeutung „kleiner Spieß“, dessen begrifflicher Zusammenhang mit *veru* „Spieß“ zweifellos solange gefühlt wurde als letzteres in der Sprache erhalten blieb und die Ableitung *veruculum* eben noch „k l e i n e r Spieß“ bedeutete. Einfaches *veru* ist im größten Teil der Romania vor keltischen und germanischen Lehnwörtern geschwunden, REW 9259, aber die Ableitung *veruculum,* nunmehr ohne Stammwort, das die Ableitung formell stützen konnte, ist erhalten geblieben, REW 9260, und hat seine Bedeutung in verschiedenem Sinne spezialisiert, s. EWFS s. *verrou.* Schon aus REW 9260 geht hervor, daß der selbständig nicht mehr vorhandene Stamm *ver-* den verschiedensten Associationen ausgesetzt war, vgl. auch ALF 1374 mit den Typen *courouil, coureil* (vgl. spanisch *correr el cerrojo* „den Riegel vorschieben“), *barrouil, ferouil,* dazu spanisch *cerrojo.*

Eine Bildung wie das spanische *cerrojo* ist also nicht dadurch zustande gekommen, daß in einem bestimmten Augenblick ein sprachbegabtes Individuum zu dem Ausdruck der verbalen Handlung *cerrar* eine Werkzeugsbildung geschaffen hat, sondern die unbestimmte Vorstellung, vorhistorisch **verojo* wird mit ihren inhaerenten Merkmalsbestimmungen, zu denen in erster Linie die Zweckbestimmung des Schließens gehört, gedacht. Die formelle Anlehnung an *cerrar* „schließen“ verstärkt nun den Parallelismus zwischen der Vorstellung und deren artikulatorischem Ausdruck. Das Primitive einer Bildung wie *cerrojo* ist also nicht das Stammwort, sondern das Suffix.

Was sich hier in ein zeitliches Nacheinander auflöst (auf ein **verojo* folgt *cerrojo),* trifft aber ebenso im räumlichen Nebeneinander zu. Es ist längst bekannt, daß von lat. Bildungen wie *floralia, sponsalia* usf. ausgehend im Galloromanischen eine ganze Reihe von Festesbezeichnungen entstand, so daß die Suffixform *-aille(s)* geradezu zum Träger der Idee „Feier des im Stammwort ausgedrückten Begriffes“ wurde, vgl. M. L. Wbg. § 75. Eine Bildung wie das lyonesische *formailles, fremailles* „Verlobung“ ist nun zweifellos nicht unmittelbare Ableitung von der Entsprechung des literarischen *fermer,* sondern ist in Anlehnung an die bestehenden Bildungen *épousailles, fiançailles* usf. gebildet worden. So schließen sich B e g r i f f s gruppen zusammen, die nun auch artikulatorisch durch die gleiche F o r m

dem sprachlichen Vorgang auf den psychischen rückschließe, daß ich also von den methodischen Forderungen Martys zur Methodik Wundts überspringe. Praktisch wird sich eine solche Unkonsequenz nicht vermeiden lassen, wenn man dem Ziel aller Sprachphilosophie, der gegenseitigen Erhellung der sprachlichen und der psychischen Phänomene, näherkommen will; vgl. zu den theoretischen Fragen zuletzt Otto Funke, Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie. Bern. 1928.

des Suffixes zusammengehalten werden. Mit einer bestimmten Grundvorstellung verbindet sich eine bestimmte Form der suffixalen Ableitung, wenn diese Grundvorstellung in eine auch formal zusammengehörige begriffliche Reihe gehört. Ob afrz. *sottie* das Vorbild für *folie* bildet oder umgekehrt, wird sich kaum feststellen lassen, aber es bleibt bestehen, daß sie beide eine eng verwandte begriffliche Gruppe bilden, so wie sie formell durch das gleiche Suffix zusammengehalten werden. Es ist also nicht nur die reine grammatikalische Funktion der Suffixe, die die Form der Ableitung in einem einzelnen Fall bestimmt, sondern noch mehr der Ideenkreis, an den ein neu zu bildendes Wort sich anlehnt, besonders wenn es sich um eine affektisch stark belastete Vorstellung handelt.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß auf zwei ganz verschiedenen Wegen suffixale Neuableitungen entstehen können. In beiden Fällen handelt es sich um Erscheinungen der Analogiewirkung, aber diese ist das eine Mal in erster Linie grammatikalisch, im zweiten begrifflich. So ist es nur natürlich, daß Doppelbildungen zur Bezeichnung derselben Vorstellung entstehen können, und wenn diese auch nach dem Weg, auf dem sie entstanden sind, mit verschiedenen Begleitvorstellungen assoziiert gewesen sein mögen, so werden sie doch echte Synonyme, sobald sie in den allgemeinen Wortschatz übergehen. Einen der Wege, auf dem im Laufe der Entwicklung einzelne der ursprünglich konkurrierenden Bildungen schwinden können, habe ich oben anläßlich des afrz. *courtoiserie* erwähnt. Das Vorhandensein einer Bildung wie *courtoisie* schließt es zwar nicht aus, daß auf Grund der in der Sprache vorhandenen oder neu entstehenden Bildungsmittel Neubildungen geschaffen werden, aber wenn ein Wort wie *courtoisie* allgemein gebräuchlich geworden ist und eine ganz bestimmte, charakteristische Vorstellung bezeichnet, fehlt für Neubildungen der stärkste Anstoß, nämlich das augenblickliche Bedürfnis des Sprechenden nach der Bezeichnung einer Vorstellung, für die ihm ein adaequater Ausdruck nicht bereits zur Hand ist [5]). So kann man annehmen, daß die Bildung *courtoisie,* die ursprünglich den Stand der Höflinge, dann deren nachahmenswerte Eigenschaften bezeichnete, den Weg für Bildungen wie **courtoisesse,* **courtoisise,* **courtoiseur* sperrte.

Das Vorhandensein von suffixalen Formen in der Sprache wirkt also nicht nur assoziierend, es kann geradezu aus-

---

[5]) Damit soll nicht etwa geleugnet werden, daß sowohl Einzelne wie ganze Dichterschulen bewußt von dem Bestehenden abweichen und aus Prinzip zu Neubildungen greifen. Aber gerade die Abweichung vom allgemein Gebräuchlichen verurteilt solche Soloezismen in der Regel wieder zum Untergang.

schließende Wirkung haben. Im Fall **courtoisesse*, das nicht entsteht, weil *courtoisie* bereits in der Sprache besteht, handelt es sich um die Bezeichnung einer und derselben Vorstellung. Ebenso negativ, aber in anderer Richtung wirkend, sind die folgenden Fälle:

Es ist bekannt, daß schon im Lateinischen *-arius* dazu dient, Handwerkerbezeichnungen zu schaffen, vgl. *furnarius, carpentarius* usf., M. L. Wbgl. § 36. Diese Funktion ist dem Romanischen erhalten geblieben. So bildet das Französische *fouacier* „Kuchenbäcker" zu *fouace* „Aschkuchen", ein *talemelier* „Bäkker" zu **talemele* „Weißgebäck", s. EWFS s. *talmouse;* der *boulanger* ist der Handwerker, der ursprünglich *bolenc,* d. i. „Weißgebäck" macht, s. d. Warum wird der Bäcker aber nicht nach dem Produkt benannt, das in erster Linie den Gegenstand seiner Arbeit bildet, warum heißt er nicht **panarius,* frz. *panier?* Man könnte nun zunächst antworten, daß ein **panarius* „Bäcker" wohl bestanden habe, daß ein vorhistorisches **panier* „Bäcker" aber durch die Bezeichnungen der „Feinbäcker", *talemelier, bolengier* usf. ersetzt worden sei, weil dieser in höherem Ansehen stand als der gewöhnliche Brotbäcker, so wie wir tatsächlich beobachten können, daß mit dem Fortschreiten der Mode immer neue Bezeichnungen für den Schneider auftauchen, s. EWFS *tailleur.* Allein auch die übrigen romanischen Sprachen kennen kein **panarius* „Bäcker". Das Italienische hat das lat. *furnarius* erhalten (*fornajo*), das ursprünglich den Sklaven bezeichnet, der den Brotlaib in den Ofen schiebt, hat daneben das nach dem REW 6198 aus dem Französischen entlehnte *panattiere,* das selbst wieder ins Sardische gewandert ist. Für das Bündnerromanische verzeichnet Conradi den Ausdruck *pasterner,* d. i. „Pastetenbäcker", nicht **paner* oder **pauner.* Das Iberoromanische setzt einen Typus **panatarius* fort (spanisch *panadero,* port. *padeiro*), das ursprünglich den Handwerker bezeichnet, der **panata,* d. i. „brotähnliche Sachen" erzeugt, vgl. zu diesem prov. *panada* „pâté", „tourte", portug. *pada* „kleines Grobbrot", bündnerisch *panada,* italienisch *panata* „Brotsuppe" usf.[6]). Der Grund, warum nirgends in der Romania ein **panarius* „Bäcker" auftaucht, liegt auf der Hand. *Panarius, panarium* ist in der Bedeutung „Brotkorb" belegt; das Wort sperrt den Weg für homonyme Neubildungen.

---

[6]) Das provenzalische *panatier, panetier* ist in der Bedeutung „Brotmeister" (an mittelalterlichen Höfen) zweifellos aus dem Nordfranzösischen entlehnt, wie das gleichbedeutende spanische *panetero;* in der Bedeutung „Bäcker" kann es im Provenzalischen einheimisch sein, vgl. Adams, Wortformation S. 395. Aus dem Provenzalischen stammt wohl auch das im Text erwähnte ital. *panettiere,* da ich für das afrz. *panetier* die Bedeutung „Bäcker" nicht nachweisen kann.

Der Fall des *panarius* „Brotkorb", das die Bildung eines **panarius* „Bäcker" verhindert, ist methodisch in doppelter Beziehung bemerkenswert. Wäre die Sprache nichts anderes als ein Werkzeug zur Verständigung, dann würde ein *panarius* „Korb" für die Schaffung des homonymen *panarius* „Bäcker" kein Hindernis darstellen. Ein Satz, in dem die beiden Ausdrücke verwechselt werden könnten, müßte erst konstruiert werden. Aber es widerstrebt dem Sprecher, einen ehrsamen Handwerker mit einem Ausdruck zu benennen, der assoziativ die Vorstellung eines Korbes erweckt [7]).

Wir sind glücklicherweise in der Lage, aus der lebenden, in der Entwicklung begriffenen Sprache einen ganz ähnlichen Fall beizubringen, der zeigt, daß es der Sprache widerstrebt, Ausdrücke zu schaffen, die unpassende Assoziationen erwecken können. Dauzat, Géogr. lingu. 61 wirft die Frage auf: „Pourquoi une ouvrière en bonbons est-elle dite bonbonneuse, tandis que les ouvrières en chemises, en linge, etc. sont des chemisières, lingères etc.? Il fallait bien changer de suffixe: pour bonbonnière la place était prise", s. jetzt Die Sprachgeographie, Neuphil. Handbibliothek 2, S. 33. [8])

Die Bildung **panatarius* ist aber noch aus einem anderen Grund bemerkenswert. **panatarius* ist ursprünglich ein Verlegenheitsausdruck, der möglich ist, solange ein **panata* als Kollektiv-

---

[7]) Vgl. Funke, l. c. S. 133 „Teleologische Momente in der Ausbildung der Sprache sind durchaus verständlich; das Streben nach Verständigung, Deutlichkeit, Bequemlichkeit, Ersparnis, aber gewiß auch nach Schönheit". Mit der Annahme, daß es der Sprache widerstrebt, die handelnde Person mit einem Ausdruck zu belegen, der einen unbelebten Gegenstand bezeichnet, scheint im Widerspruch zu stehen, daß im Französischen Musiker nach ihrem Instrument bezeichnet werden können, so *tambour, trompette* usf. Aber hier liegt der Sachverhalt doch insoferne anders, als der Musiker gewissermaßen mit seinem Instrument verwachsen ist, er wird entindividualisiert. Aber schon ein *piano* „Klavierspieler" ist unmöglich. Umso mehr ein **panier* „Bäcker", da eine Verschmelzung der Vorstellungen „Korb" und „Bäcker" nicht denkbar ist. Ein *panier* könnte höchstens zu einem „Korbmacher" werden.

[8]) Man beachte, daß im Falle *bonbonneuse* „Bonbonarbeiterin" das Vorhandensein der Form *bonbonnière* der Anlaß war, daß hier das Suffix *-euse* in einer ganz ungewöhnlichen Funktion auftaucht. Vorbildlich sind Bezeichnungen wie *ouvreuse, chauffeuse,* die zwar auch handelnde Personen bezeichnen, aber fast ausnahmslos an verbale Stammwörter gebunden sind (denn das andere *-euse*, das zu *-eux* < *-osus* gehört, kann aus funktionellen Gründen hier nicht beeinflußt haben). Ein **bonbonner* „an Bonbons arbeiten" besteht aber nicht, soweit ich es feststellen kann. Nun kann aber theoretisch *bonbonneuse* selbst zum Ausgang weiterer Bezeichnungen von Arbeiterinnen werden, und es wäre denkbar, daß nun auf Grund einer Bildung, die ihre Entstehung der Ablehnung irreführender Associationen verdankt, ein neues produktives, nunmehr denominales *-euse* entsteht.

form zu *panis* jederzeit gebildet werden kann. Der Verlegenheitsausdruck wird aber usuell und wird nun unmittelbar zu *panis* gezogen. So entwickelt sich im Sprachbewußtsein die Vorstellung vom Vorhandensein eines Suffixes *-atarius*, die weitergreifen kann. Wie weit sich das *-adero*-Suffix (das natürlich nicht mit *-adero* < *-atorius* zu verwechseln ist) im Spanischen weiterentwickelt hat, müßte erst untersucht werden. Aber wir können im Galloromanischen eine ganz entsprechende, hier anschließende Entwicklung in ihrer Auswirkung verfolgen.

Wie wieder in M. L. frz. Wbldg. § 36 deutlich ausgeführt ist, wird im Französischen *-ier* nicht nur dazu verwendet, Handwerker zu bezeichnen, man bediente sich des Suffixes auch zur Bezeichnung der Hofchargen: so heißt z. B. der Preziosenverwahrer *argentier*. Der Brotmeister an den mittelalterlichen Höfen heißt aber nicht **panier,* sondern *panetier*. Wie im Vulgärlateinischen *panarius* „Korb", so hindert im Französischen *panier* „Korb" die Schöpfung der homonymen Form, die nach den Gesetzen der Wortbildung sich aufdrängt. Genetisch ist das Suffix *-etier* zusammengesetzt aus dem Deminutivsuffix *-ittus* und dem Zugehörigkeitssuffix *-arius,* wie spanisch *-adero* aus *-ata* und *-arius* zusammengesetzt ist. Aber die Funktion des Suffixes *-etier* bei Bildungen wie *panetier* hat mit der alten kosend-deminutiven Funktion des *-ittus*-Suffixes keinen Zusammenhang mehr. *-etier* ist Hilfsform des *-ier*-Suffixes geworden, die dann eintritt, wenn *-ier* aus irgendwelchen Gründen in seiner Verwendung behindert ist. Das ist auch der Grund, warum der Arbeiter an falschen Edelsteinen (*pierre fausse*) *faussetier* und nicht **faussier* lautet; **faussier* wäre ein Fälscher, ein *faussaire,* vgl. afrz. *fausserie* „Fälschung"; der Kornhändler heißt nicht **grenier,* sondern *grainetier* [9]); der Eierhändler heißt nicht **coquier,* das zu Ideenassoziationen mit *coq, cocu* angeregt hätte, sondern *coquetier* usf.

Es sind also Zweckgründe, teleologische Faktoren, die der Schöpfung der Suffixkette *-etier* zugrunde liegen. Die Sprache aber hat es verstanden, sich die Schöpfung der Suffixpaare wie *-ier* und *-etier, -er* und *-eter* zunutze zu machen, also die erweiterten Suffixe mit einer neuen bestimmten Funktion zu versehen, die sie zu selbständigen Suffixen macht. Man vgl. z. B. *panier* neben *panetier, *faussier* neben *faussetier*. Die erste vordringliche Vorstellung, die sich mit den von *pain* bzw. *faux* abgeleiteten Wortformen verbindet, ist die Vorstellung des mit dem e i n f a c h e n Suffix verbundenen Wortes. Diese soll vermieden werden, und diesem Zweck dient das erweiterte Suffix, die

---

[9]) Dagegen ist *grainetier* „Verwalter von Salzkammern" unmittelbar abgeleitet von *grenier* (de sel).

Suffixkette. So bekommt *-et-* als Zwischenglied zwischen Stamm und Suffix die Funktion, die z u n ä c h s t sich darbietende Ideenassoziation zurückzudrängen, die w e i t e r e Zugehörigkeit zu bezeichnen. Zu *bûche* „Holzscheit", zu *rondin* „Rundstab" werden die Verba *bûcher, rondiner* „mit einer *bûche*, einem *rondin* schlagen" gebildet; aber zu *verge* „Rute" lautet die entsprechende Bildung nicht *verger*, das ja schon in der Bedeutung „streifen" in der Sprache lebt, sondern *vergeter*. *plumé* „gefiedert" ist die zunächst liegende Assoziation, die sich mit *plume* als Stammwort und *-é*, dem Kennzeichen des Ausdruckes eines Versehensein, verbindet; daher wird für die verwandte, aber ferner liegende Vorstellung „federartig geschmückt" die Form *plumeté* gebildet. *clouer* bedeutet „nageln", aber *clouter*, älter *cloueter* „mit Nägeln versehen" usf. Dasselbe gilt für das Nebeneinander der Suffixe *-on* und *-eron* bei Ableitungen von femininen Stammwörtern. *-on* bezeichnet die näher liegende Idee, *-eron* die weitere; vgl. *manchon* „Ärmelchen" neben *mancheron* „Ärmelbesatz", *mouchon* „kleine Fliege" neben *moucheron* „Mücke". Auch hier wird sich bei genauerer Untersuchung wohl der Ausgang der Doppelsuffixe noch nachweisen lassen. Methodisch lehrreich sind aber diese Fälle in erster Linie deshalb, weil sie uns die konstante Bewegung innerhalb des Sprachlebens vor Augen führen: Zunächst die sprachschöpferische Tätigkeit des Sprechenden, der sich von Gründen der Verständigung, der Sprachharmonie (wie im folgenden gezeigt werden wird) leiten läßt, und die umformende Tätigkeit der Sprachgemeinschaft, welche die artikulatorischen Formen den psychischen Vorgängen anpaßt, den sprachlich-psychischen Parallelismus ausbaut.

Das sind also im großen und ganzen i d e e l l e Gründe, welche die Auswahl unter den verschiedenen mehr oder weniger konkurrierenden Suffixen beeinflussen. Aber auch die artikulatorische Form des Suffixes in Verbindung mit der des Stammwortes spielt eine viel größere Rolle in der Wortableitung, als man bisher vermutet hat.

In meinen Grundzügen der gallorom. Wortbildung S. 47 ff. habe ich ausführlich gezeigt, daß im Französischen das *-on*-Suffix eine Ablautform *-in* zur Seite hat, die dann Verwendung findet, wenn das Stammwort selbst ein *-o-* enthält, vgl. nebeneinander

1. frz. *levron* (< *levreron*) „junger Windhund" und afrz. *corbin* „junger Rabe".
2. afrz. *muron* „kleine Mauer" neben frz. *fagotin* „kleines Reisigbündel".
3. frz. *cruchon* „Krüglein" neben *culottin* „kleine Hose".

4. frz. *charron* „Wagner" neben *robin* „homme de robe".
5. frz. *brouillon* „Unruhestifter" neben *galopin* „Laufbursche".

Die Erklärung, die ich a. a. O. für die Ablautform *-in* zu geben versuchte (Nachwirkung der Doppelformen *-un* und *-in* bei den fränkischen *-n*-Stämmen), ist zweifellos verfehlt, weil die Frage als galloromanische, und nicht schon vulgärlateinische Frage angesehen wurde. Denn tatsächlich gehen die Anfänge des deminutiven *-in* schon ins Vulgärlateinische zurück, vgl. Rom. Gram. 2, § 452 „Die adjektivische Bedeutung der Ähnlichkeit (des Suffixes *-inus*) hat sich nun aber in ganz anderer Richtung weiter entwickelt; das Ähnliche wurde als das.... Kleinere gefaßt, und so ist *-inu* namentlich im Italienischen und Portugiesischen zu einem sehr beliebten Diminutivsuffix geworden, vgl. usf.". García de Diego hat ferner darauf hingewiesen, daß auch im Nordwesten Spaniens *-ino* bzw. *-in* heute noch durchaus produktives Deminutivsuffix ist[10]), s. Discurso leido ante la Real Academia de España por D. Vicente García de Diego y contestación de D. Ramón Menéndez-Pidal, 1926, und gibt, ohne seinen Vorgänger zu kennen, die Erklärung, die ganz im selben Sinn Max Dorn, Die nominalen Augmentativ- und Diminutivsuffixe im Altitalienischen, Diss. Leipzig 1906, S. 92 ausspricht, vgl. „Ich möchte noch auf einen anderen Weg hinweisen, auf dem *-ino* zu seiner Dim. Bedeutung gelangt sein kann. Da die Adjektivendung *-inus* die Herkunft bezeichnet, z. B. *asininus*, so lag es nicht ferne, auch das Junge darunter zu verstehen, besonders da ein Wort mit dieser Endung — *pullinus* — bereits allgemein auf junge Tiere angewandt wurde. *Pullinus* ... bedeutete „jungen Tieren gehörig"... ebenso finden sich ganz allgemein Ausdrücke, wie *pullus asininus, p. equinus, p. columbinus* u. a., welche also immer das Junge bezeichneten. Es kann nun leicht der Fall eingetreten sein, daß man in der Alltagssprache das *pullus* weggelassen hat und nur noch *asininus, equinus* etc. sagte. Hatte man sich erst daran gewöhnt, unter solchen Wörtern auf *-inus* das Tierjunge zu verstehen, so wurde diese Bedeutung dann auf das Suffix übertragen. Da die Jungen auch klein sind, resp. das Jüngere sich auch als das Kleinere auffassen läßt, so war es nur ein Schritt, dem Suffix die allgemeine Bedeutung der Verkleinerung beizulegen".

Diese Erklärung findet ihre Bestätigung darin, daß die *-inus*-Bezeichnungen junger Tiere am weitesten in der Romania verbreitet sind, so ist z. B. im Kastilianischen die Entwicklung nicht über dieses Anfangsstadium hinausgegangen. Vgl. *palo-*

---

[10]) Solche mundartliche, deminutive Formen sind wohl auch die Rom. Gram. l. c. angeführten spanischen *batatin, camarin, camisolin* u. a. a., denen die echt kastilischen Formen mit der Endung *-ino* gegenüberstehen.

mino, anadino, cigoñino und nur als Ansatz einer Weiterentwicklung das bei Menéndez-Pidal S. 44 zitierte *cebollino* „Samenzwiebel", das als „Junges", als „Sprößling" der *cebolla*, der Zwiebel, Blumenzwiebel, gefaßt wird. So weit geht also die Entwicklung innerhalb des Vulgärlateinischen. Die oben erwähnten Sprachen und Mundarten sind auf dem Wege der Verallgemeinerung der Deminutivfunktion des *-inus*-Suffixes weiter geschritten als das Kastilianische, wo das Vorhandensein so vieler anderer Suffixe mit deminutiver Funktion die Entwicklung von *-ino* abgeschnitten hat. Besonders charakteristisch für die Entwicklung des Suffixes ist eine Stelle bei Pietro de Barsegapé, Reimpredigt 1011: Si alogo vu trovarí — una asena con l'asenin, Dorn l. c.

Ähnlich wie im Kastilianischen wurde im Nordfranzösischen die Weiterentwicklung des *-inus*-Suffixes durch das Vorhandensein eines anderen Deminutivsuffixes beeinflußt, nämlich das auf lat. *-one* zurückgehende *-on*, mit dem es in der Folge verschmolz. Über dieses *-on* ist gleichfalls schon viel geschrieben worden, s. Spitzer, Bibl. AR 2/2, 183ff. Wie bei *-inus* die Funktion zur Bezeichnung der Tierjungen schon vulgärlateinisch ist, so ist gleichfalls schon vulgärlateinisch für *-one* Augmentativfunktion anzusetzen. Denn auch das Galloromanische hat Reste dieses vlat. Zustandes bewahrt, vgl. gallorom. **petrone* „großer Stein", in afrz. *perron* dass., dann „Freitreppe". Hier hält sich die Augmentativbedeutung der Ableitung, weil der lautliche Zusammenhang mit *pierre* unterbrochen wurde, so daß neben *pierron* „Steinchen" *perron* „großer Stein" bestehen bleiben konnte. Bei den Galliern Venantius Fortunatus und Marcellus Empiricus ist ferner *sab(u)lone* „grobkörniger Sand" belegt, daher afrz. *sablon* „Sandhaufe" u. ä., das aber schon im 13. Jh. wegen der Deminutivfunktion von *-on* zu „feiner Sand" umgedeutet wird, s. EWFS s. *sablon* und *sable*. Daß eine solche Umdeutung auch später eintrat, wenn augmentative Lehnwörter auf *-on* ins Frz. drangen, ist z. B. EWFS unter *mousqueton*, *vallon* zu ersehen [11]).

Wie das ursprünglich charakterisierende lat. *-one* vlat. Aug-

[11]) Der Übergang vom augmentativen *-one* zu deminutivem *-on* ist auch provenzalisch; Adam Wordformation S. 244 kennt keinen Fall mit vergrößernder Funktion des Suffixes. Gilliéron, abeille 310 schreibt dagegen von einer „alternance constante de diminutivité et d'augmentativité pour ... on" in den Mundarten und führt als Beleg *pochon* an, das in den Mundarten bald einen kleinen, bald einen großen Löffel bezeichnet. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß schon das Stammwort *poche* einen großen Schöpflöffel bezeichnet, so daß eine Form *pochon* immerhin dem Stammwort *poche* gegenüber deminutiv werden kann, wenn sie auch gegenüber verwandten Bezeichnungen wie *louche* augmentativ wirkt. *-on* in lebender augmentativer Funktion habe ich mir nirgends angemerkt.

mentativfunktion bekam, tut hier nichts zur Sache. Aber die oben angeführten Beispiele zeigen deutlich, daß in derselben Sprache nicht gleichzeitig dasselbe Suffix in deminutiver wie augmentativer Funktion produktiv sein kann, wie schon Spitzer l. c. andeutet. Das afrz. *-on* führt aber nicht nur auf lat. *-one* zurück, sondern auch auf lat. *ione*, das wie *-inus* schon vulgärlateinisch ausgesprochen deminutive Funktion hat. Vgl. M. L. ALL 5 223 ff.; Rom. Gram. 1, 500; Spitzer l. c. 185 ff. Wieder soll der Frage nicht nachgegangen werden, warum *-ione* im Vulgärlateinischen im Gegensatz zu *-one* Deminutivfunktion angenommen hat. Tatsache ist, daß *-ione* in einer Reihe von Bezeichnungen kleiner Tiere bzw. von Tierjungen nachweisbar ist; M. L. zitiert ein **muscio* „Mücke" nach provenzalischen und italienischen Entsprechungen, vgl. oben *moucheron; aucio*, s. *oison; pincio*, s. *pinson;* dazu stellen sich ferner **gobio* neben *gobius*, frz. *goujon*, REW 3815; **piscio* „Fischlein", gegenüber *piscis* „Fisch", trotz REW 6532; vgl. EWFS s. *poisson; *caprio* „Zicklein", s. EWFS *chevron; *vario*, s. frz. *vairon, véron; pipio*, s. *pigeon*. Daß von dieser langen begrifflich zusammengehörigen Wortreihe sich ein deminutives *-ione* loslöst, ist nicht auffälliger als der analoge Vorgang bei dem *-inus*-Suffix. Auch Formen wie *arçon, tronçon, enfançon* u. ä. möchte ich nicht mit Rom. Gram. ohne Weiteres als innerfrz. *-on*-Ableitungen von Stämmen auf *-c* und *-t* auffassen. Denn ein *homuncio* „Menschlein" belegt Georges von Terenz bis Augustinus und wenn es auch selbst im Romanischen nicht erhalten zu sein scheint, kann es doch das Vorbild für **infantio* „Kindlein" abgegeben haben, das außer in frz. *enfançon* auch in prov. *enfanso* lebt; desgleichen ist **scutio* vorhistorisch, vgl. prov. *escusson*, frz. *écusson*, s. auch Adam S. 251. So können wohl auch Bildungen wie **truncio, *arcio* u. ä. schon vorhistorisch sein. Daß diese deminutiven Ableitungen von *-t-* und *-c*-Stämmen sich auf Frankreich beschränken, ist die natürliche Folge der Weiterentwicklung des *-one*-Suffixes. Wo dieses seine vlat. Augmentativfunktion beibehalten hat, müssen die deminutiven *-ione*-Ableitungen untergehen sobald das *-i-* von *-ione* mit dem vorhergehenden Konsonanten verschmilzt. Für das Französische sind jedenfalls Bildungen wie *enfançon, vairon, arçon, tronçon, grillon* ebenso *-on*-Ableitungen wie die echten *-one*-Bildungen wie *perron*. Eine der beiden Funktionen mußte also später untergehen, so wie später die augmentativen, neu entlehnten *-on*-Bildungen umgedeutet wurden, s. o. Warum in Frankreich und auf Korsika die Funktion erhalten blieb, die auf *-ione* zurückgeht, sonst in der Regel die Augmentativfunktion, wird sich wohl kaum eindeutig feststellen lassen. Das hängt ab von der Stärke der Reihen, in denen die beiden Suffixe in den einzelnen Sprachfamilien auftreten,

von dem stärkeren oder schwächeren Aufgehen des *-j*-Elementes in dem vorhergehenden Konsonanten, von den konkurrierenden Augmentativ- und Deminutivsuffixen usf.

Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß im Galloromanischen zwei Entwicklungswellen aufeinander stoßen; die Ausbreitung des deminutiven *-inus* von Bildungen wie *columbinus* her, die ins Vlat., Vorgalloromanische zurückreicht, und die Ausbreitung des deminutiven *-on,* die mit dem Zusammenfall der Suffixe *-one* und *-ione* einsetzen dürfte: *colombin* bedeutet „Täublein" wie *poisson* „Fischlein"; und nun zeigt sich das Verfahren der Sprache: Die doppelten Bildungsmöglichkeiten werden in den Dienst der Sprachharmonie gestellt; *-on* bleibt das eigentliche Deminutivsuffix; aber es tritt *-in* an seine Stelle, wenn sonst die Lautfolge *o - o* entstände.

Die Ausbildung der Ablautformen *-on* und *-in* ist also nicht ein Schöpfungsakt der Sprache. Die Sprache verwertet nur, in neuer Form, was sie aus früheren Perioden geerbt hat. Aber in dem Augenblick, in dem in deminutiver Funktion die Ablautformen *-on* und *-in* geschaffen sind, schreitet die Sprache auf dem Weg der Analogie weiter, denn nunmehr wird die Ablautform *-in* auch auf das *-on* ausgedehnt, das nicht deminutiv, sondern charakterisierend wirkt wie im Typus *galopin, robin,* s. o. So ist denn etymologisch die Endung in afrz. *corbin* wohl lat. *-inus,* in frz. *robin* wirkt dagegen *-inus* nur indirekt nach. Die Form der Endung ist materiell *-inus,* ideell aber *-one.*

Es ist dies nicht der einzige Fall einer bewußten Suffixauswahl in der romanischen Wortbildung. Wir finden schon im Vulgärlateinischen eine ganz entsprechende, von dem Streben nach Sprachharmonie, nach dem Vermeiden der gleichen Lautungen beeinflußte Auswahl zwischen Suffixen mit betontem *-a-* und *-i-*. Die Geschichte des lat. Suffixes *-aceus* habe ich Grdz. S. 38 ausführlich darzustellen versucht. Vlat. tritt die Neutralform des Suffixes an Nominalstämme an und hat Kollektivfunktion angenommen. Die Weiterentwicklung zu pejorativer Funktion ist einzelsprachig. Das Suffix *-icius* tritt dagegen an die Form des Verbaladjektivs an und bezeichnet als dauernde Eigenschaft was im Verbaladjektivum als augenblicklicher Zustand bezeichnet wird. Diese Funktion ist im Spätlateinischen besonders produktiv bei Verben der *-are*-Konjugation, s. Grdz. S. 15 ff. Die Bedeutung dieser *-aticius*-Bildungen läßt sich noch besonders deutlich aus den Entsprechungen des Spanischen erkennen, vgl. z. B. *quebradizo* „zerbrechlich" gegen *quebrado* „zerbrochen", *olvidadizo* „vergeßlich" neben *olvidado* „vergessen" u. a., s. Rom. Gram. 2, § 415, dazu noch etwa *antojadizo, ombradizo, espantadizo* u. ä., die alle eine dauernde Eigenschaft,

eine Geneigtheit zu der durch das Stammverbum bezeichneten Handlung ausdrücken [12]).

Während also im Großen und Ganzen *-aceus* sich als denominales Suffix spezialisiert hat, *-icius, -aticius* als deverbales, zeigt doch eine stattliche Reihe vorhistorischer Ableitungen auf *-iceus* eine von der Regel abweichende Funktion, vgl.

*massiceus „in Massen vorkommend", vgl. afrz. *massiz* (frz. *massif*), prov. *massis,* ital. *massiccio,* span. *macizo*;

*graniceum „Kornmassen", „Hagel" (vgl. oben die Kollektivfunktion von *-aceum*); dazu prov. *granisa* „Hagel" span. *graniza* „Hagel", dazu *granizar* „hageln", aromunisch *gărits* „Korn", „Blitz", „Hagel", Pușcariu 698 (vgl. dazu arom. *gărnáts* „aus Korn", <**granaceus* und rum. *grîneață* „Getreide" <**granĭcia,* Pusc. 699 und 739;

*campiceus „zum Feld gehörig", frz. *champis* „Findling", prov. *campis* dass.

cannicia „Röhricht", spätlat. in der neuen Pluralform *canniciae* belegt, dafür romanisch die neue Singularform **cannicium,* s. REW 1604;

*pasticeum „als Weide dienend", zu lat. *pastus,* frz. *pâtis* und

*pasticeus „aus Teig bereitet", zu *pasta* „Teig", s. REW 6273 und EWFS s. *pâtissier*;

gallorom. *casticea „Wehrbau", zu *castrum,* s. EWFS s. *caterole.*

Diese Liste spricht für sich selbst. Die Funktion von *-iceus* ist hier dieselbe, die sonst *-aceus* erfüllt. An adjektivischen Bildungen bezeichnet es die Zugehörigkeit zum nominalen Stammwort, in der Neutralform wirkt es kollektiv. Von sonstigen vlat. *-icea*-Bildungen mit denominaler Funktion kenne ich nur **pellīcea,* das selbst auf *pellĭcea* beruht, Rom. Gram. 2, § 416, und dessen *-ī-* sich erklärt wie der Tonvokal in *camīsia* für älteres *camĭsia, -īcula* für älteres *-ĭcula* u. a.

---

[12]) Das Spanische hat von Bildungen wie *quebradizo* aus das Suffix *-izo* auch auf Ableitungen von Adjektiven übertragen. Den Ausgang bilden Verbaladjektiva von imperfektivischen Verben, die selbst adjektivisch gebraucht werden können wie *dormido* „schlafend", *bien hablado* „der sich gewählt auszudrücken versteht", *confiado, osado* usf. So scheidet das Spanische *enfermizo* „kränklich" von *enfermo* „krank", wie *quebradizo* „zerbrechlich" von *quebrado* „zerbrochen"; auch *castizo* „rein", „von reiner Abstammung" drückt im Suffix den Dauerzustand aus.

Dagegen ist entwicklungsgeschichtlich das Suffix in den Rom. Gram. 2, § 416 angeführten Wörtern wie *caballerizo* „Stallmeister", *caballeriza* „Pferdestall" u. ä. von diesen *-ĭcius*-Bildungen zu scheiden. Hier liegt das spätlateinische *-arĭceus*-Suffix zugrunde. das erst sekundär im Iberoromanischen *-ī-* bekommen hat, s. d. F. Vgl. besonders afrz. *vacherece* gegenüber spanisch *vaqueriza* und die Grdz. 13 angegebene Literatur.

-aceus und *-iceus* bilden also Ablautformen des Vulgärlateinischen wie *-on* und *-in* im Galloromanischen. *-aceus* bleibt die Hauptform, *-iceus* der Ersatz bei stammhaftem *-a-;* daneben führt aber *-iceus* zur Bildung von Adjektiven nach Verbaladjektiven seine Sonderexistenz, wie etwa afrz. *-in* zur Bildung von Adjektiven, die einen Stoff bezeichnen, vgl. afrz. *orin, ferrin* usf.

Ob der letzte Ausgang für das Entstehen eines Suffixablauts *-a-, -i-* bei dem *-aceus, -iceus*-Suffix zu suchen ist, ist zweifelhaft. Jedenfalls aber haben die im Spätlateinischen fast unzählbaren Bildungen auf *-aticeus* zur Erstarkung dieses Gefühls beigetragen. Denn auch von anderen Suffixreihen her konnte das Gefühl für einen Suffixablaut *-a-, -i-* entstehen. Spitzer hat RFE 13, 375 festgestellt, daß der Unterschied in der Endung von Herkunftsbezeichnungen des Spanischen wie *granadino, villarino* einerseits, *sevillano, toledano* andrerseits, sich aus den gleichen Gründen erklärt, die oben für die Auswahl zwischen *-aceus* und *-iceus* als ausschlaggebend festgestellt wurden. Ein *-a-* vor dem Suffix zieht das *-inus*-Suffix nach sich. Diese Verteilung der *-inus* und *-anus*-Formen ist, soviel ich sehe, auf das Iberoromanische beschränkt, wo, wie noch gezeigt werden wird, der *-i-, -a-*Ablaut am weitesten um sich gegriffen hat. Es ist daher nicht anzunehmen, daß gerade bei diesem Suffixpaar die Grundlage für den *-a-i-*Ablaut zu sehen ist. Aber bei anderen Suffixen lassen sich ähnliche Ablautstendenzen wieder bis ins Vulgärlateinische zurückverfolgen.

Von den drei Suffixen *-amen, -imen* und *-umen* hat das Nordfranzösische *-amen* in kollektivischer Funktion verallgemeinert und *-umen* in einigen wenigen Ableitungen von Adjektiven erhalten [13]). Aber im Gegensatz zu der allgemeinen Tendenz habe ich mir (im Anschluß an eine Vorlesung bei A. Thomas) die folgenden alten *-imen*-Ableitungen notiert:

*sagīmen „Fett" für lat. *sagina,* s. EWFS s. *saindoux* und *essimer;*

*waidīmen „Ernte", d. i. gallorom. Ableitung von fränkisch **waida* „Weide", s. EWFS s. *gain, regain;*

*acīmen für *acumen* „Schärfe", vgl. nprov. *asimà* „agacer les dents; se dit aussi de l'action d'un acide sur un tranchant; s'asimà s'agacer les dents avec des fruits acides" (Mistral).

Wenn es sich auch hier nur um Ansätze zu einer Ablautbildung handelt, so ist doch der Grund derselben, das Vorhandensein eines *-a-* im Stamme unverkennbar.

---

[13]) Im Provenzalischen ist dagegen in geographisch noch festzustellendem Umfang *-umen* allgemein geworden, im Gaskogischen, wie es scheint, auch *-imen* (A. Thomas) vgl. Rom. Gram. 2, § 443.

Wie schon erwähnt, hat sich dieser auf das Vulgärlateinische zurückgehende *-a-*, *-i-*Ablaut im Spanischen am stärksten entwickelt (oder ist einstweilen dort am stärksten nachgewiesen). So erklären sich auch die folgenden Tatsachen. Schon Rom. Gram. 2, § 484 ist auf die starke Produktivität des Abstrakta bildenden *-tus*-Suffixes im Spanischen hingewiesen. Das Rumänische hat die ursprüngliche Form der Ableitungen noch am deutlichsten erhalten, vgl. *înflat* zu *a înflà*, *cålårit* zu *a călări*, *vîndut* zu *a vinde* usf. Für das Romanische ist es also im allgemeinen die Partizipialform des Verbums, die als Verbalabstraktum dient. Daher lauten denn auch im Spanischen die Abstrakta zu Verben auf *-er* und *-ir* auf *-ido* aus: *cernido* zu *cerner*, zu Verben auf *-ar* auf *-ado*: *arado* zu *arar*. Daneben aber bringt Rom. Gram. § 485 eine lange Reihe spanischer *-ido*-Bildungen zu *-ar*-Verben: *bramido, balido, charlido, chasquido, estallido, graznido, ladrido* usf., die alle ein Knallen, Lärmen u. ä. bezeichnen, vgl. dazu noch *estampido* „Knall", „Krachen", das als Bildung alt sein muß, da heute *estampar* die Bedeutung „drucken", „prägen" hat, aber der Etymologie nach (REW 8244) ursprünglich wohl „stampfen" bedeutete. M. L. sieht l. c. als Ausgang der ganzen Serie lat. *sonĭtus* bzw. iberoromanisch **sonītus* zu *sonare* an, vgl. spanisch *sonido*, und stützt die Erklärung durch den Hinweis auf ähnliche Fälle des Rumänischen (nach *súnet* < *sonitus* auch *múget, súflet*), und daß diese Gruppe durchwegs Ableitungen von Verben des Lärmens umfaßt, legt die Erklärung Meyer-Lübke's besonders nahe. Man könnte aber auch annehmen, daß etwa zu *ladrar* das Verbalabstraktum **ladrado* durch *ladrido* ersetzt wurde, weil die Aufeinanderfolge der beiden *-a-* ebenso vermieden werden sollte wie in **granadano*, und daß die Anlehnung dieser Bildungen an die Endung von *sonido* erst den Ausweg aus der Aufeinanderfolge der beiden *-a-* darstellte. Daß später, als sich eine ganze Gruppe solcher *-ido*-Bildungen des „Lärmens" konstituiert hatte, *-ido* auch auf Verba ähnlicher Bedeutung übergriff, die kein *-a-* im Stamm haben, wie die l. c. angeführten *berrido* „Blöken" (nach *balido* dass.), *chiflido, ronquido* u. ä. ist nur die notwendige Folge der S. 59 f. erwähnten Tendenz der Bildung von Serien mit begriffsverwandten, gleich abgeleiteten Wörtern. Es sind also zwei Entwicklungstendenzen, die hier zusammentreffen: der starke Einfluß des Chefs der Serie, *sonido*, und die Möglichkeit der Ablautbildung *-a-* *-i-*.

Auch die folgenden Tatsachen dürften hier ihre Erklärung finden. Das Romanische hat zwei formverwandte Suffixe, das denominale, deminutive *-culus -cula* und das deverbale *-culum*, über dessen Funktion in Grdz. gallorom. Wrtbldg. S. 20 ff. gehandelt wird. Spätlateinisch belegte Formen wie *tenaculum, retinaculum* zeigen, daß sich hier wie bei *-amen* gegenüber *-imen*

die *-aculum*-Form des Suffixes auf Kosten der *-iculum*-Formen ausdehnt. Tatsächlich hat das Altfranzösische ganz verschwindende Reste von *-iculum* gegenüber reichlich entwickeltem deverbalen *-ail*, vgl. auch Rom. Gram. § 2, 421. Das Spanische hat denn auch einige entsprechende Bildungen auf *-ajo* wie die l. c. angeführten deverbalen *acertajo, colgajo, fregajo* zu *acertar, colgar* usf., daneben aber wieder mit *-i-*: *abracijo* „Umarmung" zu *abrazar* (daneben allerdings auch *abrazo* „Umarmung", so daß *abracijo* auch Deminutivbildung zu *abrazo* sein kann); *aguardijo* „Frist" zu *aguardar* „erwarten" (*aguardo* ist im Wörterbuch der spanischen Akademie nur in der Bedeutung „Standplatz des Jägers, der den Wildwechsel abpaßt" belegt, kommt also als Grundform zu *aguardijo* in seiner abstrakten Bedeutung nicht in Betracht); *amasijo* „Teig' auch in der Bedeutung „acción de amasar" bezeugt, ist also echtes Verbalabstraktum zu *amasar* „kneten"; *casquijo* „Geröll" zu *cascar* „zerbrechen"; *armadijo* „Schlinge", zu *armar* „(Schlingen) legen" [14]).

Dieses deverbale *-ijo,* wie es offenkundig in Wörtern wie *amasijo, casquijo* vorliegt, geht wohl nicht auf vorhistorische *-iculum*-Bildungen zurück, da diese ja schon im Vulgärlateinischen durch die *-aculum*-Bildungen ersetzt wurden; wohl aber ist *-iculum, -icula* in denominaler, deminutiver Funktion vulgärlateinisch wie in *partija* u. ä. So konnte z. B. zu dem angeführten *apartado, abrazo* ein deminutives bzw. kosendes *abracijo, apartadijo* treten, die zu den entsprechenden *-ar*-Verben bezogen werden konnten. Dieses neu entstandene d e v e r b a l e *-ijo* setzt sich bei Neubildungen dem alten *-ajo* gegenüber aber nur dann durch, wenn das Stammverbum ein *-a-* enthält, da diese Bil-

---

[14]) Vgl. dazu nach Rom. Gram. 2, S. 467: *acertijo* „Rätsel", zu *acertar* „das Rechte treffen", erinnert der Bildung nach an lat. *divinaculum,* afrz. *devinaille* „Rätsel", ist aber wohl direkt von *acierto* „Treffen" abgeleitet, vgl. die deverbale Bildung oben unter *acertajo*; *apartadijo* „abgelegenes Gemach", zu *apartar* „absondern", aber wohl unmittelbar von *apartado* „abgelegenes Gemach" auf Grund der deminutiven Funktion des denominalen *-iculum* abgeleitet; *baratijo* „kleiner wertloser Gegenstand" ist denominal, zu *barato* „wohlfeil"; *bodijo* „ungleiche Heirat", „einfache Hochzeit" ist gleichfalls denominal zu *boda*; *cambijo* „Wasserturm" ist unsicherer Herkunft, sicher nicht deverbal; *cortijo* zu *corte*; *harija* „Staubmehl" mit Suffixwechsel aus *harina,* die Funktion des Suffixes ist also denominal, deminutiv; *partija* „Teilchen" ist schon lat. *particula,* mit dem S. 69 erwähnten Eintreten der -ī-Formen für lat. -ĭ-; *partija* in der Bedeutung „Teilung" scheint von *partir* unmittelbar abgeleitet zu sein; *regocijo* ist postverbales Substantiv von *regocijar,* dieses *-iculare* Abl. von *gozo*; ein **regozar* scheint nicht zu bestehen; *sedija* ist deminutiv zu *seda*; *torrija* „Brotschnitte", alt *torreja,* das noch in Amerika gebraucht wird, zeigt *-ija* für altes *-eja,* vgl. oben S. 69 u. Anm.; es ist wohl nicht von heutigem *terror* abgeleitet, sondern von älterem **turrir,* das sich aus dem *-u-* der Nebenform von *torrar,* nämlich *turrar,* erschließen läßt.

dungen sich in den Rahmen des alten wie neuen *-a-*, *-i-*Ablautes einfügen.

So wird sich diese Ablauttendenz wohl auch sonst noch in der iberoromanischen Wortbildung beobachten lassen. Wie bei *-on* und *-in* im Französischen handelt es sich um eine Tendenz, nicht um einen Formenzwang. Denn da, wie schon wiederholt erwähnt, die Wortableitung nicht nur vom Stammwort ausgeht, sondern umgekehrt charakteristische Ableitungen begriffsverwandte Wörter nach sich ziehen, ist es gar nicht zu erwarten, daß eine bestimmte Art der Suffixbildung sich in dem Rahmen hält, in dem sie ursprünglich entstanden ist.

Im Spanischen ist also das Gefühl für den Ablaut *-a-*, *-i-* auch in der Zeit der Sonderentwicklung der iberoromanischen Sprachen noch fühlbar geblieben, im Galloromanischen ist es dagegen schon vorhistorisch untergegangen. Aber auch im Französischen läßt sich die Nachwirkung dieses Ablauts beobachten. Die beiden ursprünglich verwandten Suffixe *-alis* und *-ilis* haben ihre neutrale Form in charakteristischer Funktion zur Substantivbildung verallgemeinert. In Fortsetzung von belegten *brachiale, digitale* bekommt *-ale* die Funktion, den Gegenstand, z. B. den Rüstungsteil, zu benennen, der den im Stammwort ausgedrückten Körperteil bedeckt, Rom. Gram. 2, § 435; in Weiterbildung der belegten *bovile, caprile* u. a. bezeichnet *-ile* die Behausung, die Umfassung, in der sich das Stammwort befindet, Rom. Gram. § 437. *-ilis* ist ursprünglich an *-i-*Stämme gebunden; daß nach *canile, bovile* u. ä. nun auch ein *caprile* zu *capra* gebildet wurde, ist nach der Tendenz der Bildung begrifflicher Reihen nur selbstverständlich [15]).

Aber außerhalb aller Reihen und im Gegensatz zur ursprünglichen Zugehörigkeit der *-ilis*-Bildungen zu *-i-*Stämmen ist schon lateinisch *hastile* „Schaft des Wurfspießes" bezeugt (ein **hastilis* „zur hasta gehörig" gibt es nicht), und in ital. *astile* „Holz der Lanze" erhalten, hat dort auch verwandte Bildungen wie *vanghile* „Schaufelstütze" nach sich gezogen [16]). Nach *hastile* „Lanzenschaft", das bereits die Lautfolge *-a-*, *-i-* aufweist, wird galloromanisch **falcile* „Sensenstiel" gebildet, über dessen Verbreitung Grdz. 57 f. einzusehen ist, das ebenfalls die *-a-*, *-i-*Folge zeigt. *-ile* als Ableitungssuffix zu Stamm-

[15]) Die Umfassung bezeichnet *-ile* auch in einmal belegtem *molile* „das Seil, das um die *mola,* den Mühlstein gewickelt ist", dann „das dem Esel, der die Mühle drehen soll, umgewickelt wird"; *ancile* „kleiner Schild" ist nicht abgeleitet, desgleichen *mantile* für *mantele,* s. Walde s. v.; *aquimanile* „Waschbecken", so in Glossen, ist umgestellt aus *aquiminale*; *subventrile* „Unterleib" bei Marcellus Empiricus und in Glossen dürfte auch die Umfassung bezeichnen wie afrz. *fornil, fontenil.*

[16]) Danach ist Rom. Gram. 2, § 437 der Ausgangspunkt der *-ile*-Bildungen im Italienischen zu berichtigen.

wörtern mit *-a-* bleibt aber auch außerhalb begrifflicher Reihen produktiv.

Anläßlich des für den Beginn unserer Zeitrechnung bezeugten Schwankens zwischen der Aussprache *-ks-* und *-ss-* für lat. *-x-* wurden lat. *axis* „Achse" und lat. *assis* „Diele" in der Volkssprache vermengt, s. Groeber ALL 1, 246. Die Folgen dieser Unsicherheit im Gebrauch der beiden Wörter waren in den verschiedenen Gegenden der Romania verschieden. Eines der Mittel, die Wörter zu scheiden, bestand darin, eines der beiden Wörter suffixal zu erweitern, s. Sprachgeographie S. 63ff. So entstand zu *axis,* das doppeldeutig wird, die Zugehörigkeitsbildung **axale* „Achse", die auch für das Galloromanische durch *ascialis* der Reichenauer Glossen gesichert ist, vgl. REW 840, und nun kann *axis,* nunmehr wieder eindeutig geworden, z. B. im Galloromanischen in der Bedeutung „Brett" weiterleben, s. EWFS s. *ais, aisseau.* Neben der Form **axale* tritt nun aber die Form **axile* auf, die ein harmonisch verbessertes **axale* darstellt, s. REW 841. Endlich muß schon vlat. (da das Stammwort im Romanischen nicht erhalten ist) zu *fax, facis* „Fackel" ein **facile* „Kohlengestübe" gebildet worden sein, s. EWFS s. *fraisil* und Grdz. 57; REW 3131.

*hastile, *falcile, *axile, *facile* zeigen vlat. die *-a-, -i-*Folge. Mit der Lautentwicklung des Galloromanischen: *fautsil, aissil, faisil* schwindet aber diese Lautfolge (so wie sie entsprechend bei den *-aticeus*-Bildungen mit dem Übergang des vortonigen *-a-* zu *-e-* schwindet), und nunmehr verknüpft sich mit der Endung *-il* nicht mehr die Vorstellung eines im gleichen Wortkörper vorhandenen *-a*-Lautes, sondern es wird der dem *-il* der Endung vorangehende palatale Konsonant als charakteristisch empfunden. Das Galloromanische nimmt also den Weg zu den Bildungsbedingungen der Vorzeit zurück. Wie der *-i*-Stamm *civis* ein *civilis* nach sich zieht (der *-os*-Stamm *nasus* ein *nasalis*), so bedingt jetzt der palatale Endkonsonant des Stammes die palatale Form des Suffixes. So erklären sich als Produkte dieser neuen artikulatorisch-funktionellen Beziehungen die Grdz. S. 57 f. angeführten galloromanischen Bildungen afrz. *chainsil, aisil, brésil, groisil* und wohl noch andere, und nun auf andere Suffixe übergreifend die l. c. angeführten Bildungen wie *aisible, loisible* u. ä., so daß auf Grund neuer Voraussetzungen im Galloromanischen der Suffixablaut *-able, -ible* entsteht [17]).

---

[17]) Auch **focile* „Feuerstein" REW 3399, wo auch afrz. *foisil* zu nennen ist, könnte hierher gehören, wenn die Bildung zu den Expansionselementen des Galloromanischen gehört. Eine Ableitung **focale* „das zum Feuer Gehörige" ist aus afrz. *fouel* „Brennholz" zu erschließen, pluralisches **focalia* derselben Bedeutung aus afrz. *fouaille,* s. EWFS *fouaille.* Dazu **focile* als Ablautform wie **axile* zu **axale.*

Die Ausbildung des Suffixablautes *-a-*, *-i-* ist das Ergebnis einer allgemeinen sprachlichen Tendenz, nämlich der Tendenz der Dissimilation überhaupt; und dieses Dissimilationsbestreben zeigt sich auch sonst in der Wortbildung auf Schritt und Tritt. Es ist längst bekannt, daß sich auf Grund von Dissimilation gegenüber einem *-l-* im Stamm neben dem Suffix *-alis* das Suffix *-aris* ausbildete; Brüch hat unlängst nachgewiesen, daß das Suffix in frz. *ribaud* u. ä. nicht germanisches *-wald* ist, sondern dissimiliertes *-hard*. Das Französische hat ferner zwei Deminutivsuffixe mit kosender affektischer Nebenwirkung hervorgebracht; 1. *-eron,* d. i. *-eur* + *-on* bzw. *-ier* + *-on* und 2. *-illon,* d. i. *-ellus* + *-ione* bzw. *iculu* + *-one* u. ä. Von Bildungen, die sich erst seit dem 16. Jhdt. nachweisen lassen, habe ich mir notiert: *branchillon, barbillon, cambrillon, carpillon, cendrillon, cornillon, dardillon, grappillon, hersillon, négrillon, raidillon, échaudillon.* Älter sind dagegen *oisillon,* afrz. *noeillon* „Klümpchen" (berrich. *neuillon* „kleiner Kern"), afrz. *dansillon, bouvillon, taurillon, étoupillon, échantillon.* Das heißt: außer *échaudillon,* dessen ganze Geschichte unklar ist, tritt *-illon* seit dem 16. Jhdt. nur mehr an Stämme an, die ein *-r-* enthalten. Eine Bildung wie **carperon* widerspricht der Tendenz, die Aufeinanderfolge zweier gleicher Laute zu vermeiden.

Die Hauptgruppe der *-eron*-Bildungen wie *bûcheron, cacheron, calqueron,* afrz. *chasseron,* norm. *caperon, chauderon, cotteron, coqueron,* afrz. *couperon,* B. Maine *cosseron,* Rouchi *couveron,* poitev. *culleron, ficheron, flotteron, fumeron,* Lüttich *flammeron, lamperon, liceron, mancheron, mocheron,* berrich. *matteron,* norm. *neucheron,* d. i. **noceron,* mfrz. *paneron, puceron, vigneron* und wohl noch andere enthalten im Stamm kein *-r-*. Fälle mit stammhaftem *-r-* sind immerhin vorhanden, z. B. *barberon* „Wiesenbocksbart" neben mundartlichem *barbillon, carqueron* „Quertritt am Webstuhl", *corseron* „Korkstück an der Angel", *forgeron,* afrz. *tierseron, quarteron* u. e. a. Diese Bildungen widersprechen aber nicht der Annahme einer Dissimilationstendenz überhaupt. Zum Teil gehen die Bildungen noch in altfrz. Zeit zurück, in der sich das Gefühl für die Beziehungen zwischen *-illon* und *-eron* noch nicht entwickelt hatte, z. T. handelt es sich um Ausdrücke spezieller Terminologien, also Ausdrücke, die in Kreisen geschaffen wurden, in denen die Aufeinanderfolge zweier gleicher Laute nicht so sprachstörend empfunden wurde wie in Kreisen mit literarischen Neigungen. Und, wie gesagt, es handelt sich bei allen diesen Fragen nicht um Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung, sondern um Tendenzen, die mehr oder weniger stark in Erscheinung treten können.

So wird es sich denn in Zukunft darum handeln, auf dem

Gebiete der Wortbildung weniger strengen Gesetzen, als Entwicklungstendenzen nachzuspüren. Einer solchen Tendenz, nämlich der Tendenz der Dissimilation, widerspricht, um zu dem Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurückzukehren, die Bildung einer Form **courtoisise* oder **courtoisesse* statt des geschaffenen *courtoisie,* die Reihe der möglichen Bildungen läßt sich also um zwei weitere vermindern. Diese sind denn auch tatsächlich im Altfranzösischen auch als Augenblicksbildungen nicht nachweisbar.

So zeigen sich denn auf dem Gebiet der Wortbildung die beiden Faktoren, die bei allem Sprechen bestimmend sind und dem Nebeneinander von Sprechendem und Hörendem entsprechen: Die Schöpfungstätigkeit des Einzelnen und die Umformung, Anpassung des Geschaffenen durch die Massen. Kann man nun alles, was sich mit der Erforschung der Ideen auf sprachlichem Gebiet beschäftigt, als Idealismus, zusammenfassen — ich möchte lieber sagen Ideologie — so möchte ich dem nun nicht etwa als Gegenpol den Positivismus gegenüberstellen, sondern die Lehre von dem sprachlichen Material, der Materiologie. Dieses ist also die Beschäftigung mit dem Rohmaterial der Sprache. Dazu gehört Lautlehre, gehören Teile der Formenlehre, wie gezeigt auch manches aus der Wortbildung und wie ich anderswo zeigen werde, Teile der Syntax. Daß auch hinter der Materiologie der Mensch zum Vorschein kommt, widerspricht nicht der vorgeschlagenen Zweiteilung der Sprachbetrachtung, im Gegenteil. Der Mensch ist das Materiologie wie Ideologie übergeordnete Forschungsobjekt und Sprachgeschichte wird, wie immer man sie auch auffaßt, immer nur ein Teil der Menschheitsgeschichte sein können.

Berlin-Wilmersdorf. **Etnst Gamillscheg.**

Auslassung eines Zwischengedankens?

Die Erscheinung, von der hier die Rede sein soll, ist in allen romanischen Sprachen anzutreffen, wenn sie hier auch noch kaum hervorgehoben ist, aber sie ist keineswegs speziell romanisch, begegnet auch sonst, so im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, wird auch im Englischen und in den slawischen Sprachen nachzuweisen sein.

Schon bei Homer heißt es: εἰ δ' ἐθέλεις καὶ ταῦτα δαήμεναι... ἔστι πόλις Ἐφύρη Il. 6, 150. Der Bedingungssatz paßt nicht zu dem folgenden Hauptsatz. Man erwartet: 'Wenn du auch das wissen willst, so sage ich dir: Es ist eine Stadt E.;' s. dieses und andere gleichartige Beispiele bei Kühner-Gerth II 484, 4 b. Wenn der Vf. ἴσθι, ἴστε ergänzt, so möchte ich lieber mit 'so sage ich' operieren, würde aber auch hier wieder nicht von Ellipse sprechen. Der Nachsatz zu dem Bedingungssatze liegt mittelbar in dem Hauptsatz, sofern dieser eben eine von mir getanene Äußerung ist.

Wiederholt in der römischen Umgangssprache, bei Plautus und Terenz, in den Briefen Ciceros und sonst. Es braucht sich nicht immer um den Nachsatz zu einem Bedingungssatz zu handeln. So auch bei Finalsatz mit *ut* oder *ne*: *ne exspectetis argumentum fabulae,* (so sage ich:) *Senes qui primi venient, i partem aperient In agendo, partem ostendent* Terenz, Adelphoe 22; *ne te ignarum fuisse dicas meorum morum:* (so sage ich) *Leno ego sum* eb. 160; *Ac ne forte mirere, cur ... a te id nunc tanto opere et tam multis verbis petamus,* (so sage ich:) *illa nos cupiditas incendit, de qua initio scripsi* Cicero, ad fam. V 12 (gegen Ende); *Quae quidem mea cohortatio ne tibi inanis aut sine causa suscepta videatur,* (so sage ich:) *illa me ratio movit, ut* ... Ders., ad fam. I 7,9; *Quin etiam ut magis noscas, genio suo ubi quando sacruficat, Ad rem divinam quibus opus est, Samiis vasis utitur* Plautus, Captivi 290.

Der Absichtssatz kann auch folgen: *Dies hic mi ut satis sit vereor Ad agendum,* (ich sage es:) *ne vocivom nunc me esse ad narrandum credas* Terenz, Andria 705. Nach einem Satze mit *quod* ,was das betrifft': *Quod ille gallinam aut columbam se sectari aut simiam Dicat,* (so sage ich euch:) *disperistis, ni etc.* Plautus, Mil. glor. 162 'so sage ich euch: Mit euch ist es aus, wenn ihr nicht...'; *quod scribis te confidere auctoritate et eloquentia nostra aliquid profici posse,* (so sage ich:) *nonnihil, ut in tantis malis, est profectum* Cicero, ad fam. XII 2. Die Eigen-

tümlichkeit ist auch von den Herausgebern (Spengel, Brix, Lorenz, Andresen) in den Anmerkungen hervorgehoben, die aber z. T. wieder von Ellipse reden.

Ebenso im Deutschen: *Und fragst du, wer es ist: Er heißet Jesus Christ,* wo die Wortstellung des Hauptsatzes zeigt, daß er so gar nicht der Nachsatz zu dem vorhergehenden Satz sein kann. *Will jemand alle wissen, die man von dannen trug: Dort auf den Rathausfenstern in Farben bunt und klar stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar* Uhland, Schlacht bei Reutlingen; *Wenn aber der Herr über Nacht bleiben wolle* (so meinte die Wirtin): *Die Betten seien gut und das Zimmer nebenan erst vor acht Tagen frisch ausgeweißt* Heyse, Moral. Novellen 233. Dazu stelle ich ein paar Beispiele, die ich selber in der Unterhaltung gehört habe: *Wenn jemand kommt: Ich bin nicht zu Haus — Wenn es klingeln sollte: Wir gehen einen Augenblick auf den Boden — Damit du es weißt, wann wir gehen: Adieu, Georg — Das tue ich nicht, damit du es weißt — Da Sie grade von Hechtschnauze reden: Was macht denn Ihre Schwiegermutter?* hörte ich jemand sagen. Ein paar deutsche Beispiele auch bei Paul Principien [2] 271.

So nun auch in den romanischen Sprachen. Altfranzösich: *Et se le voir m'an requerez* (so sage ich:) *Ors çant mile foiz esmerez... Fust plus oscurs que n'est la nuiz Anvers le plus bel jor d'esté* RCharr. 1499; *Et se tu vols parler de mun povre lignage* (so sage ich:) *Des citehains de Lundres fui nés* SThom. 87; *Et se mes cuers est en haut lieu montez: Par amors s'est maint bas hons amontez* RRains VII 6,5 'so sage ich (zur Erklärung): Die Liebe adelt'; *Et se nus ne nule demande Comment ge vueil que cilz rommans Soit apelez que je commans* (so sage ich:) *Ce est li Rommanz de la Rose* Rose 34. Die Erscheinung bleibt dieselbe, wenn statt des Praesens im Bedingungssatze, wie in diesen Beispielen, das Imperfekt erscheint, zu dem dann der Nachsatz ist: 'so würde ich sagen': *Et se j'estoie saisis Des biens dont cis maus me dure* (so würde ich sagen:) *onques nule usure Courans de randon Ne monta d'itel foison, Con mi dous penser* P. Angicourt S. 257 R 3; *si j'osois tout dire* (so würde ich erwidern:) *il m'a maintes fois dit que...* Ph. Commines 4, 1, wozu Stimming Zs. I 509 kurz bemerkt, es 'fehle' der Hauptsatz des Bedingungssatzes. Auch bei dem *qui,* das im Sinne von 'wenn man' gebraucht wird: *Et qui le voir en diroit* (der würde sagen:) *tu pourroiez estre comparé a cellui qui queille lez verges, desquelles il est apres batu* Mon. Guill. (Schläger) 30,28. Es braucht kein Bedingungssatz zu sein. Die Erscheinung ist dieselbe, wenn es heißt: (Ich liebe dich, wie man seinen Vater lieben muß) *Et pur tei faire plus certain* (sage ich:) *Tant as, tant vals et jo tant t'ain* Brut bei

Bartsch-Wiese 25, 67. — Aus dem 15. Jahrh.: *C'est ung Guillaume Qui a seurnom de Jocëaulme, Puis que vous le voulez sçavoir* Pathel. 389. Er heißt doch nicht G., weil Ihr es wissen wollt, sondern auch hier: 'Ich sage es, mache die Mitteilung, weil Ihr es wissen wollt.' Die Stelle zeigt zugleich, daß die Stellung von Haupt- und Nebensatz auch umgekehrt sein kann. Aus etwas späterer Zeit: *Amy, puis qu'il fault que le die* (so sage ich:) *Quand j'ay de toy le souvenir, Je suis en grand melencolie* Frz. Volkslieder (Haupt) S. 11. Aus dem 16. Jahrh. gehört wohl hierher: *Si n'y a il homme en ce monde qui deust mieux observer tous les poincts de gratitude que toy, veu que tu poursuis si asprement une ingratitude* Amyot bei Darmesteter-H. 16ᵉ siècle S. 149, 'ich muß es sagen, in Anbetracht dessen, daß du eine Undankbarkeit so hart verfolgst'. Aus dem Neufranzösischen: *Si l'on vient pour me voir* (so sage ich:) *je vais aux prisonniers Des aumônes que j'ai partager les deniers* Mol. Tart. III 2. Und die Sache bleibt dieselbe, wenn nachher eine Frage folgt: *Avant de me dire ta peine,* (frage ich) *O poëte! en es-tu guéri?* Musset, Nuit d'octobre.

Auch die bekannte Stelle aus Lafontaine ziehe ich hierher: *Un mal qui répand la terreur ... La peste (puisqu'il faut l'appeler par son nom) ... Faisoit aux animaux la guerre* Fabl. VII 1,1. Hier haben wir einen Satz mit *puisque,* wie oben im Pathel. und in dem Volksliede.

Gewiß trifft man auch die volle Form mit *je di* u. dgl. an. So z. B.: *Se l'on demande qui ço dist, Qui ceste estoire en romanz fist, Jo di e dirai que* (wie ich statt *qui* mit den drei von den 4 Hss. lese) *jo sui Wace de l'isle de Gersui* RRou III 5319. Aber darum braucht dieses *je di* noch nicht 'weggelassen' zu sein. Wer freilich gern mit Ellipsen operiert, wird sich auch hier damit gütlich tun. Wer sich aber bemüht, tiefer einzudringen, der Sprache in die Seele zu blicken, wird auch hier ohne eine solche 'Auslassung' auszukommen suchen. Und in der Tat ist ein solches 'sage ich', wie ich schon oben aus Anlaß des Griechischen bemerkt habe, gar nicht nötig. Es liegt mittelbar in dem Hauptsatz. 'Wenn jemand fragt, wie der Roman genannt werden soll: Es ist der Rosenroman.' In dem Nachsatz 'es ist der R.' ist ja mittelbar gesagt, daß es eine Äußerung von mir ist, daß ich die Äußerung tue, daß ich es sage. Der Bedingungssatz gehört nicht zum Inhalt des Nachsatzes, wohl aber insofern zu ihm, als dieser eine Äußerung meinerseits ist. Oder in der Stelle aus dem Brut (*pur tei faire plus certain etc.*) tut die Tochter die Äußerung: 'Soviel du besitzst, soviel giltst du', um ihren Vater sicherer zu machen. In der Stelle aus dem Pathelin: 'Es ist ein gewisser G., da Ihr es wissen wollt' begründet der Kausalsatz die vorhergehende Äuße-

rung als solche. Und der syntaktische Sachverhalt bleibt derselbe, wenn es umgekehrt heißt: 'Da Ihr es wissen wollt: Es ist ein gewisser G.' Und dieser Satz mit *puisque* kann dann auch eingeschoben werden, wie in der Stelle aus Lafontaine.

Und so liegt Einschub auch vor in Fällen, wie: *Li oeil, se je mentir n'en vueil, Furent de si sotil esgart Que etc.* Mer. 64 'Wenn ich nicht lügen will, muß ich sagen: Die Augen waren etc.' Das Deutsche ist hier durchsichtiger. Es verrät den wirklichen Sachverhalt, indem es nach dem Nebensatz die Inversion nicht eintreten läßt, wie sonst nach Nebensätzen. '*Wenn jemand kommt: Ich bin nicht zu Haus.*' Von Auslassung eines Zwischengedankens hat man also nicht zu reden. Und darum habe ich in der Überschrift — meine Ansicht andeutend — ein Fragezeichen dazu gesetzt.

So nun auch in den andern roman. Sprachen: Provenzalisch: *Si·m qers ni·m vols demandar Don es traitz aquest semblanz: Dels rics, qar per lor enganz Los vol deus tant abaissar Q.'* ... Appel, Po. prov. 62, 25; *Si demandas, aquellas vestiduras de que son, ni qui las fes ...: Non es persona en aquest mont mortal, ni los clergues meteysses que las vyeston, sapian ni puescan saber, don sien vengudas* Priest. Joh. bei Suchier, Denkm. S. 383, 11; *E si·m demandatz Tan soven: per que chantatz?* (so sage ich:) *Car es enoitz als malvatz E gaugz a nos envezatz* P Vid. 20, 5; *si vols conoyser lo mieu senhor: so es Jhesu Crist, filh de dieu que es rey dels reys* prov. Barl. (ed. Heuckenkamp) 10, 11; in B Ventad. 27, 11 hat Appel gedruckt: *E s'om saubes en cui m'enten, Ni auzes far mo joi parven! Del melhs del mon sui jauzire!* Aber Schultz-Gora in der Recension Zs. f. rom. Phil. 42, 357 schlägt vor, das Ausrufungszeichen nach *parven* durch ein Komma zu ersetzen, und hat wohl Recht. 'Und wenn man wüßte, auf wen ich mein Sinnen richte, und wenn ich wagte, meine Freude offenkundig zu machen, so würde ich sagen: Ich genieße die Beste in der Welt.' Die Stelle ist nicht ganz gleichartig mit den andern angeführten, darf aber doch in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

Anders liegen die Dinge in: *dic et afermi que mays val Mahomet que vostre Crist; e que pus val: Et huey vesen de totz vos vensserey* Gesta Kar. Mag. 2249; mit Änderung der Interpunktion, sonst braucht aber nichts geändert zu werden. *Et* leitet den Nachsatz ein. Es ist eine merkwürdig brachylog. Ausdrucksweise für: 'Und, daß er, Mahomet, mehr gilt, werde ich euch beweisen, indem ich euch heute vor aller Augen besiege.' Dafür ist kurz gesagt: 'Und daß er mehr gilt: Heute werde ich euch vor aller Augen besiegen. Der lat. Text lautet: *et, quod plus valeat, videntibus omnibus hodie vos devincam;* vgl. damit *e que els amdos ab Olivier et am Rotlan se combatessen que*

Mahomet valia mays que Crist eb. 2286 'Sie sollten dafür kämpfen, daß M. mehr gelte als Chr. (lat.: *et quod ipsi duo cum eo et Rotolando pugnarent, quod Mahometus plus valebat quam Christus*). Man kämpft für eine Sache; gleichsam ,man beweist durch den Kampf irgendeine Tatsache'. Und zu vgl. ist auch: *et elh autra vetz apelec lo trachor e, qu'elh aital fos, dis qu'elh se combatria abb* (*sic!*) *elh ades* eb. 2419 'und dafür, daß es so sei, würde er mit ihm sofort kämpfen (lat.: *et, quod talis esset, duellum secum faceret sine mora*). Das Kämpfen bedeutet im Grunde auch hier ,etwas durch Kampf beweisen.' Merkwürdig kurz ist auch folgende ital. Stelle: (Eine Frau hat sich als das unglücklichste Wesen bezeichnet) *e che ciò sia vero, venite meco* Pecorone II 1 S. 32 eigentlich: 'Und daß das wahr ist, kommt mit mir.' In dem *venite meco* liegt mittelbar 'Ich will es euch beweisen'. Und dazu gehört der voraufgehende *che*-Satz.

Die Erscheinung, die uns hier beschäftigt, begegnet auch im heutigen Provenzalisch: *Perqué parlan de barbo . . . l'autre dissate erian, iéu emé Matiéu de la Farandoulo, encò de Rasclet, qu'es, coume se saup, barbejaire à Serignan* Roumanille, Conte prov. 159. In der vorhergehenden Erzählung war berichtet, warum sich jemand den Bart stehen läßt, und daran knüpft der Anfang der nächsten an. 'Da wir grade von Bart reden ... Neulich Sonnabend waren wir, ich und M., bei R., der, wie man weiß, Barbier in S. ist.'

Öfter trifft man die Erscheinung im Italienischen, namentlich in alter Zeit an: *E acciocchè tu lo sappi bene: noi abbiamo una reliquia, la quale ha grandissima virtù a fare generare le donne che non menano figliuoli* (die keine Kinder bekommen) Sacchetti, Novelle CCVII S. 212; *Et aço che tu sepis de chi che tu aueras misericordia: io son appollonio de tyri* Apoll. d. T. 8, 14; ein paar Seiten darauf sogar dreimal in demselben Satzgefüge: *Se tu adomandis della mia nome: io nomo* (d. i. ursprünglich *nome ho*) *appollonio, et se tu uuos sauer delle mie richeçce: io ho perso quelle in mare. Et se tu uuos sauer della mia nobeltade: io ho laggado quella in tyri et in tharsia* eb. 10, 27; *Ma açò ke vui no abiai li vostri cor seguri, ke queste non è fable ne diti de buffoni: Jacomino da Verona de l'ordeno di Minori L'ò copulà de teste, de glose e de sermon* Mon. ant. B 333. Mussafias erste Erklärung, die mit einer Ellipse rechnen möchte, ist sicher abzulehnen und braucht nicht erst angeführt zu werden. Dagegen wird seine zweite Vermutung, *no*=*ne* zu fassen, das Richtige treffen; tonloses *o*=*e*, wie in *so no* statt se *no*, und so öfter in diesem und in anderen Denkmälern, vgl. S. 120; 'aber, damit Ihr dessen sicher seid, daß das nicht Fabeln sind, so sage ich: Ich, G. v. Verona, habe sie zusammengestellt.'

War bisher der Satz, vor dem man sich ‚so sage ich' denken könnte, ein Aussagesatz, so kann es auch eine Frage sein. So bei Dante: *Se per questo cieco Carcere vai per altezza d'ingegno* (so frage ich:) *Mio figlio ov'è? E perchè non è teco?* Inf. X 58; *E se licito m'è, o sommo Giove Che fosti in terra per noi crucifisso: Son li giusti occhi tuoi rivolti altrove?* Purg. VI 118. Aus späterer Zeit: *poichè tu mi hai ricordato Polibio* (so frage ich:) *non mi dicesti tu, iersera, che ti disse che sapeva dove si trovava il mio Panfilo?* Cecchi, Figl. prod. I 1, 4. Und, wo statt des Nebensatzes eine Bestimmung mit *quanto a* steht: *E quanto al dar colei per moglie al Gianfera: Non è ei morto?* Ders. Rivali II 9 S. 213; *Et acciò i Forestieri, a'quali naturalmente sogliono cotali propietà esser poco note, la intendano* (so sage ich:) *egli importa* (bedeutet) *marina marina* etc. sagen die Deputati in ihren Annotazioni al Decamerone S. 90 in eigener Rede. Und so in moderner Zeit: *Siccome tu sei uno di quelli che quando mi vedi tornare a Firenze, dopo tre o quattro mesi d'assenza, mi dici: „Ma là a Pescia che diavol ci fai?"* (so sage ich:) *Jeri sera fummo a un ballonzolo in campagna, alla villa d'un certo Notaro* Giusti, Lettere I 238. Und so heute: *Oh! se vuoi farmi giuocare a mosca cieca: è passato il tempo* Neera, L'Amuleto 70. Ein paar Beispiele aus Boccaccio, zwei aus Petrarca und eins aus Cicero hatte übrigens Mussafia gegeben in seinen Osservazioni sul Decamerone (in Rivista ginnasiale di Milano 1857/58 S. 82, der aber nur kurz von 'ommissione' von *dirò, dico* spricht.

Die volle Form begegnet natürlich daneben: *acciò che'l mio parlare sia più brieve, dico che in poco tempo la feci mia difesa* Dante, Vita n. X (Casini) *se alkuno mi domanderae ki fue questo homo a kavallo, io diroe k'egli avea nome Merlino lo propheta* Tristano bei Monaci, Crestomazia 340, 46; *daspuo che tu mi domandis de chotal chosa, io tel diroe: Jo uoglio per marido appollonio mio maistro* Apoll. di Tiro 14, 21. Und so heute: *Siccome non voglio che tu sia l'ultimo a sapere le cose che mi si girano per la testa, ti dirò che da un mese in qua ho ripreso a tirar giù versi e prose* Giusti, Lettere II 134.

Rumänisch: „Dacă căutațĭ ceea ce dișeșĭ, aci este" Ispirescu, Basme 7 'Da Ihr das sucht, was du gesagt hast, (so sage ich:) Hier ist es'; „Dacă v'ațĭ sculat împotriva luĭ Jancul Voinicul, Eŭ sînt acela, care vă zic, În două părțĭ să vĕ răzletițĭ" Șezătoarea IV 147 'Da Ihr euch gegen J. V. erhoben habt, (so sage ich:) Der bin ich'. Vielleicht auch: „ca sĕ sciĭ cu cine aĭ a face, poftim o arvună!" Carageale Conv. lit. XIX 109 (von Tiktin WB. u. „alt" II 2 d aus anderer Veranlassung angeführt) 'Damit du weißt, mit wem Du es zu tun hast, (so sage ich:) Bitte schön, ein Handgeld!' Die Ergänzung

steht dabei: „cît despre numele mieŭ, să scii că eŭ mě chiem Eŭ singur“ Sbiera, Poveştĭ 16 ‘Was meinen Namen betrifft, so wisse: Ich heiße Ich-allein’.

Spanisch: alt: *Si ay qui responda o dize de no, yo so Álbar Fáñez pora tod el mejor* Cid 3573; *Sy queredes saber quien fizo esti ditado: Gonçalo de Berçeo es por nonbre clamado* am Schluß des Alexander 2639 a (ed. Morel-Fatio); *e porque sepades, que es assí, he vos aquí la media sortija, que vos distes á mi madre.* Siete Infantes 30 (Holland); *Llámase mi competidor Anselmo y yo Eugenio,* (ich sage es) *porque vais con noticia de los nombres de las personas que en esta tragedia se contienen* Don Quij. I 51. 360 (Baudry); andere Beispiele aus Cervantes gibt Weigert, Untersuchungen S. 215 mit verständiger Auffassung. Heute: *Si he de decirle á usted la verdad* (so sage ich:) *veo con absoluta indiferencia la llegada de ese dinero á mis pobres manos* Galdós, Halma 96; *Y aunque para mi convencimiento me baste el dictamen de usted* (so frage ich:) *¿ será impropio, será impertinente que yo misma le vea y le hable* eb. 107; *para que Vd. lo sepa, no me da gana de aguantar a ese zopenco* Caballero, Gaviota 103.

Katalanisch: alt: *E si volets saber qui fo lo cavaller qui ana ab lo comte per companyo: ell havia nom En Bertran Bernat* Desclot, Crónica VII 47. Und heute: *si vol que li sigui franch, valdría més que estés ocupat tota la setmana* Vilanova, Cuadros pop. 60 ‘Wenn ich Ihnen freimütig meine Meinung sagen soll, so würde ich sagen, es wäre besser, daß ich die ganze Woche Beschäftigung hätte.

Portugiesisch: alt: *por que eu nõ vau contra a tua devaçõ* (so sage ich:) *faze catar algũas vistiduras velhas de çeliçios taaes como as minhas, e aquellas tomarei eu* portug. Barlaam 17, 26; *E que vos verdade diga: El seve muito chorando* Denis, Liederbuch 1659 (*seve* perf. v. *seer* ‘sitzen’ = ‘sein’) ‘Und um Euch die Wahrheit zu sagen, er weinte sehr’. Hierher gehört, was Reinhardstoettner in seiner portug. Gram. 261,3, wie ich zufällig sehe, beim Imperativ anführt, wo man es gewiß nicht suchen wird: Im Portugiesischen werde ‘so wisse’ oft ‘unterdrückt’, z. B. *Se te parece inopinado feito, que rei da ultima Hesperia a ti me mande* (so wisse, wie R. einfügt) *o coracão sublime, o regio peito nenhum caso possibil tem por grande* Camões Lus. VIII 69. Mit der Lehre vom Imperativ hat das nichts zu tun. Man kann ebenso gut einfügen ‘so sage ich’. Daneben begegnet die volle Form auch hier: *„poisque mo uos nom queredes dizer“, disse ella, „eu uollo direi: Uoso padre he dom lançarot do lago“* Graall 24 ‘Da Ihr es mir nicht sagen wollt, so werde ich es Euch sagen’; *eu uollo direi* hätte auch wegbleiben können. —

In diesen Zusammenhang gehört auch das in einen Satz ein-

geschobene ital. *chi non lo sapesse: Privato, chi non lo sapesse, era il termine in uso, a que' tempi, per significare il favorito d'un principe* Manzoni, Promessi sp. V 60; *Questa „santa parola", chi nol sapesse, è una frottola, antica forse quanto l'arte di costrurre le navi Barrili,* Val d'Olivi 181. Der Satz *chi... sapesse* kann zu einem solchen Hauptsatz unmittelbar nicht gehören. Bringt man die zugrunde liegende Gedankenverbindung in volle sprachliche Form, so würde sie lauten: *chi non lo sapesse, direi: Privato era il termine per significare il favorito d'un pr.,* wobei dann *chi* wieder im Sinne von 'wenn man' verwendet wäre. Aber *direi* braucht gar nicht ausgesprochen zu werden; der *chi*-Satz gehört zu der Äußerung als solcher. Die Äußerung wird getan für denjenigen, der es nicht wissen sollte. Wir können uns im Deutschen ebenso ausdrücken: *Er wohnt Friedrichstraße, wenn du es nicht wissen solltest.* Ähnlich: *lo stabile, chi ne avesse visto la pianta, aveva la forma di un trapezio* Castelnuovo, Bottega 8 'wer den Grundriß gesehen hätte, würde gesagt haben: Das Haus hat die Form eines Trapezes.' (Anders: *Nell'interno la bottega appariva, all'occhio di chi vi entrasse dalla piazzetta dei Leoncini, come divisa in due scompartimenti* eb. 9.)

Und andrerseits gehören hierher Fälle, wie: *„signor curato, in presenza di questi testimoni, quest'è mia moglie"* Manzoni. Promessi sp. VIII 88 'in Gegenwart dieser Zeugen (sage ich): Dies ist meine Frau'. Und auch: *Per quest' ostia consacrata che ho in mano* (schwöre ich) ...*sono innocente, figliuoli miei!* Verga, Novelle rusticane 9. Und das knüpft an an die zahlreichen Beschwörungsformeln mit *per* im Lateinischen und dann in den romanischen Sprachen: *per deos immortales,* ohne daß ein *obsecro, oro* u. dgl. daneben steht: *per vos, per liberos atque parentes vestros ... subvenite misero mihi* Sallust, Jug. 14,25 s. Kühner Lat. Gram. II 425; afrz. *par Dieu;* prov. *per dieu* usw. Und die volle Form: *per le note Di questa commedia, lettor, ti giuro ... Ch'io vidi ... Venir notando una figura in suso* Dante, Inf. XVI 127 u. a. Das ist uns so gang und gebe, daß man die Besonderheit gar nicht mehr empfindet.

Ferner sind hier zu erwähnen eine Reihe von Infinitiv-Konstruktionen vom Typus 'um die Wahrheit zu sagen', 'um es kurz zu sagen': *Per tornare al bambino che è a balia* (so sage ich) *il balio vede questi capelli: — „Ma guarda" — dice alla moglie* Imbriani, Novellaja fiorent. 84; *Per dir la verità, me ne struggo anch'io* Franceschi, In Città 430. Zunächst an der Spitze des Satzgefüges, dann auch in dasselbe einschlüpfend: *Stette fuori due mesi e quando tornò, per farla corta, messe anche la sorella della Caterina appiccicata al muro coll'altre donne* Imbriani, Novellaja fiorent. 294; e, *a farla*

corta, in quaranta notti dormì con tutte e quaranta le ragazze Nerucci, Sessanta nov. pop. montalesi 78; *Per nun l'allungar tanto, insomma, Giovanni sposò quella ragazza del Marchese* eb. 82. Auch beim Gerundium: *Dammi piuttosto un bacio, la mi' bella giovanotta; perchè, uscendo dalla burla, tu se' cresciuta* Franceschi, In Città 430; *Dunque, facendo il discorso corto, la chiede in isposa* Imbriani, Novell. fior. 223, wo beide Male das Gerundium sich nicht auf das Subjekt des folgenden Satzes bezieht, sondern zu verstehen ist: 'indem ich den Scherz bei Seite lasse, sage ich: Du bist gewachsen'; 'indem ich die Erzählung abkürze, sage ich: Er hält um sie an'. Spanisch: *y para concluir, sepan que esos son los deseos del señor Marqués de Feramor* Galdós, Halma 300. Und so in den andern roman. Sprachen z. B. *pour être exact, il n'y avait pas échange, et chacun gardait ses idées* RRolland, Maison 91.

Ferner: *tra* (*fra, in, per*) *parentesi: del quale sior Toni, fra parentesi, pochi sapevano il cognome e io non lo so* Fogazzaro, Racconti brevi 73; *Speriamo che il nostro caro Alessandro* (*che per parentesi è un* ... — das Substantiv wird nicht ausgesprochen — *basta, non lo voglio dire*), *speriamo che possa venire a Pisa* Giusti, Lettere II 116 u. a. Die Wendung besagt, daß die Äußerung, in die sie gestellt ist, in Parenthese gesagt, beiläufig gemacht wird. Und darum ist sie in der ersten Stelle noch in Kommata eingeschlossen, was in der andern schon nicht mehr der Fall ist. Die vollere Form begegnet daneben: *il suo impareggiabile oriolo col cuculo che, sia detto fra parentesi, era riuscito una perla* usw. Fucini, Veglie 63. So frz. *par parenthèse,* das Littré, und *entre parenthèses,* das Hosch, Flickwörter III 12 belegt. So span. *entre paréntesis, por via de paréntesis.*

So: *A proposito: A proposito di Vittorina, ma è vero che negli ultimi tempi non s'è sentita bene?* Giusti, Lettere II 116; frz. *à propos;* katal. *A propósit: A propósit de donya Tecla ¿ha vist lo sombrero que s'ha fet enviar de Madrit?* Bosch, Cullita 44. So it. *in una parola,* frz. *en un mot,* span. *en una palabra: ¿Piensas consagrar absolutamente tu vida a las devociones, a la religión, en una palabra?* Galdós, Halma 33. Deutsche Parallelen gibt Paul, Principien [2] 271.

franchement z. B. *Iglia que tu me chagraignes l'esprit, franchement* Mol. Dom Juan II 1 und mancherlei Gleichartiges. —

So wird man es syntaktisch richtig verstehen, wenn ich mit den Worten schließe:

Behrens feiert seinen siebzigsten Geburtstag, damit Ihr es wißt.

Kiel. G. Ebeling.

Von den sogenannten „Konjunktionen" im Neufranzösischen.

Eine terminologische Untersuchung.

„Nicht die Menge des Erkennbaren zu vergrößern, sondern die Art des Erkennens zu vervollkommnen, das ist wissenschaftlich wertvoll." *Schuchardt.*

Wäre für Überschriften nicht möglichste Kürze erwünscht, so hätte die unserige lauten müssen: „Von den sogen. — aber durchaus fälschlich so benannten — Konjunktionen im Neufranzösischen". Doch nicht nur für das Neufranzösische ist dieser Terminus zu beanstanden, sondern für alle Sprachen. „Konjunktion" heißt ja doch „Bindewort", „verbindendes Wort". Das aber ist ebenso eine *contradictio in adjecto* wie eine „erfreuende Strafe", ein „lachender Kreis" u. dgl. Denn Wörter sind ja Namen, teils Namen von Einzelseienden („Eigennamen"), teils Namen von Gemeinvorstellungen („Begriffsnamen"). Können aber „Namen" verbinden? Es können wohl Namen unter sich verbunden werden — beim Sprechen durch Übergangslaute, -geräusche (liaisons), beim Schreiben durch Haken, Bogen, Bindestriche (wie es ja im Französischen mit allen Vornamen geschieht) — aber niemals können Namen selbst verbinden. Das ist ihrer Natur völlig zuwider, wie denn ja alles Sprechen weiter nichts ist als ein Herzählen der Namen derjenigen Begriffe, unter die man die Glieder des mitzuteilenden Bewußtseinsinhalts gefaßt, „subsumiert" hat. Nun gibt es aber Begriffsnamen, die ein gewisses Verhältnis von Seienden zueinander bezeichnen oder doch andeuten. Sage ich z. B. „Karls Bruder Fritz" oder „Karl mit Fritz" oder „Karl und Fritz", so werden die beiden Knaben durch die Wörter „Bruder", „mit", „und" in ein Verhältnis, also auch in Verbindung miteinander gesetzt, und da man sich in der Grammatik nie geniert hat, das was von dem bezeichneten Seienden gilt, auch auf das es bezeichnende Wort zu übertragen (z. B. bei dem Satz: „Ich sehe Karl" die Bezeichnung „Objekt" sowohl von dem Knaben als auch von dem Wort „Karl" zu gebrauchen, oder in der französischen Grammatik von „Städten, Personen, Monaten, die keinen Artikel bekommen", zu sprechen), so stände es denn mit diesem etwas oberflächlichen Verfahren durchaus in Einklang, die genannten Wörter — „Bruder",

„mit", „und" (aber dann auch alle drei gleichmäßig!) — als Bindewörter, also „Konjunktionen" zu bezeichnen. In dieser — allenfalls zu entschuldigenden — Weise ist jedoch die Bezeichnung „Konjunktion" nie gebraucht worden. Seit der treffliche Dionysius Thrax (im 1. Jahrh. v. Chr.) bei der Klassifikation der Wörter neben ὄνομα (= *nomen*), ῥῆμα (= *verbum*), μετοχή (= *participium*), ἄρθρον (= *articulus*), ἀντωνυμία (= *pronomen*), πρόθεσις (= *praepositio*), ἐπίρρημα (= *adverbium*) noch ein σύνδεσμος (= *coniunctio*) ansetzte — womit er die Grammatiker auf volle 2000 Jahre in die Irre führte —, ist der Terminus „Konjunktion" immer nur einer bestimmten Wortklasse (der, zu welcher „und" gehört) beigelegt worden, Wörtern und Wörtchen, die an der Spitze von sogenannten „Haupt"- oder „Nebensätzen" standen und von denen man annahm, daß sie diese — sei es „koordinierend", sei es „subordinierend" — mit dem Vorhergehenden „verbänden"[1]).

Eine solche Ansetzung von „verbindenden" Wörtern wurde ihm durch seine — bis vor kurzem herrschende, z. B. auch noch bei H. Paul anzutreffende — irrige Vorstellung vom Wesen des Satzes nahegelegt. Λόγος, so sagt er, ἐστὶ λέξεων σύνδεσις διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα, d. h. „ein Satz ist eine Verbindung von Wörtern, welche einen in sich vollendeten Sinn darstellt". Und seine Definition von „Redeteil" enthält gar das berüchtigte σύνταξις, das ebenso wie σύνδεσμος „Konjunktion", seit 2000 Jahren in den Grammatiken spukt. Sie lautet: Λέξις ἐστὶ μέρος ἐλάχιστον τοῦ κατὰ σύνταξιν λόγου („der kleinste Teil des auf Zusammenfügung beruhenden Satzes"). In diesem Wort σύνταξις liegt eine völlige Verkennung des beim Sprechen stattfindenden Vorgangs, sowie des Wesens eines Satzes. Nicht Zusammenfügung von Vorstellungen, Verbindung von Begriffen — etwa so, daß zuerst ein „Subjekt" hingestellt, zu diesem dann ein „Prädikat" gesetzt würde usw. — ergibt einen Satz (d. h. ein kleinstes Mitteilungsganzes), sondern er entsteht ganz im Gegenteil durch Zerlegung

---

[1]) Nach Delbrück, *Grundriß d. vergl. Gramm.* I, 3 — der darin Uhlig folgt — hätte Dionysios sein *σύνδεσμος* definiert als: *λέξις συνδέουσα διάνοιαν μετὰ τάξεως* d. h. „ein Satzteil, der den Sinn unter Innehaltung einer bestimmten Ordnung (z. B. *εἰ* nur im Bedingungssatz, nicht in anderen verwendbar!) verbindet"; woran sich aber noch die Worte schließen: *καὶ τὸ τῆς ἑρμηνείας κεχηνὸς πληροῦσα* d. h. „und der die Lücken der Rede ausfüllt", was sich auf die den Alten geläufige Anschauung bezieht, daß einige Wörter nur des Metrums oder der Schönheit wegen gesetzt würden, z. B. *δή, ῥά, νύ* u. andere. Hier wäre dann das Wort *σύνδεσμος* im ganz eigentlichen Sinne gebraucht. Darin hat Dionysius keine Nachfolge gefunden. Wohl aber in seiner Unterscheidung von *σύνδεσμοι συμπλεκτικοί* (coniunctiones copulativae) *σ. διαζευκτικοί* (c. disiunctivae) usw., die z. T. bis heute beibehalten worden ist.

eines dem Sprechenden schon vorschwebenden Bewußtseinsinhalts (Wahrnehmung oder Erinnerung oder Erdichtung oder Erkenntnis)[2]). Ist nun alles Sprechen weiter nichts als ein Herzählen der „Namen" der durch Analyse und Subsumption gewonnenen Begriffe, wie sollte da für „Verbindungswörter" Raum sein? Wohl stellen sich bei dem physiologischen Akt des Sprechens Verbindungslaute oder -geräusche ein, niemals aber, wie Dionysius fälschlich annahm, wirkliche „Verbindungswörter", „Konjunktionen"; alle Wörter, selbst so kleine wie δή, ῥά, νύ haben — sofern sie selbständige Wörtchen sind — ihre eigene Bedeutung, sei dieselbe auch noch so abgeschwächt. Wohl kommen auch die zwischen den einzelnen Gliedern des Bewußtseinsinhalts bestehenden Verhältnisse und Beziehungen beim Sprechen zum Ausdruck — sei es durch Bestandteile der Wörter (Flexionen), sei es durch besondere Wörter („Präpositionen") —, aber dann ist eben die Bezeichnung dieser Beziehungen und Verhältnisse allein die Funktion, der Sinn, die Bedeutung dieser Wörter. Eine Funktion, die in der „Verbindung" anderer Wörter oder ganzer Satzteile bestände, haben sie nicht und können sie nicht haben, weil eine solche dem Wesen der Sprache und alles Sprechens widerstreitet[3]).

Was sind nun aber die Wörter, die man bisher — fälschlich, wie wir sahen — als Konjunktionen bezeichnet hat? Was für eine Wortklasse bilden sie, oder — falls ihnen eine Sonderklasse nicht zuerkannt werden kann — in welche der vorhandenen sind sie einzureihen? Da ist nun erst eine Revision der Wortklassen erforderlich; denn das bisherige — in allen wesentlichen Stücken auch wieder auf Dionysius Thrax zurückgehende — System derselben ist völlig unhaltbar. Wie im „*Neuaufbau der Grammatik*" S. 67 ff., ausführlich gezeigt worden, zerfallen alle Begriffe, mit denen die Sprache — gemäß ihrer Metaphysik (einer Metaphysik des einfachen Menschenverstandes, völlig verschieden von derjenigen der Philosophen) — operiert, in drei große Klassen; woraus sich für den Wortbestand der Sprache drei große Gruppen ergeben: 1. Bezeichnungen von Seienden, die aus (gleich-

[2]) Näheres darüber im *Neuaufbau der Grammatik* (Leipzig, bei Teubner, 1928) S. 30 ff. — Der Teil der Grammatik, der vom Satz handelt, müßte also nicht „Syntax", sondern „Analyse" heißen, da er zu zeigen hat, in welcher Weise die Zerlegung des Bewußtseinsinhalts stattfindet; woran sich dann weiter die Belehrung zu schließen hätte, wie die dadurch gewonnenen Glieder unter Begriffe gebracht („subsumiert") und dann hergezählt werden.

[3]) Die Verwechselung der Beziehungen der Glieder, in die der Bewußtseinsinhalt zerlegt wird, mit den sie bezeichnenden Wörtern hat Paul und andere dazu verführt, auch Präpositionen als „verbindende" Wörter zu bezeichnen.

zeitig) nebeneinander existierenden Teilen bestehend gedacht werden; nennen wir sie kurz „Gegenstandsbezeichnungen". 2. Benennungen von Zuständen, Vorgängen, Tätigkeiten, Handlungen usw., die ein Nacheinander ihrer Teile aufweisen und die man, da sie alle in der Zeit „verlaufen", mit dem Wort „Verläufe" zusammenfassen kann; die Wörter dieser Klasse können daher kurz „Verlaufsbezeichnungen" genannt werden. 3. Benennungen von „Verhältnissen", sei es zwischen Seienden, sei es zwischen Verläufen oder zwischen Seienden einer- und Verläufen andererseits. Für sie ergibt sich ohne weiteres der Name „Verhältnisbezeichnungen". Selbstverständlich steht nichts im Wege, jede dieser Hauptgruppen in Unterabteilungen zu zerlegen. Doch muß jedes Wort, sei seine Bedeutung auch noch so abgeblaßt, sofern es überhaupt noch einen eigenen, einzelnen [4]) Begriff bezeichnet, also noch „selbständig" genannt werden kann, sich in eine der drei genannten Hauptgruppen einreihen lassen.

Wenden wir uns nach diesen vorbereitenden Darlegungen nun den (fälschlich) so genannten „Konjunktionen" des Neufranzösischen zu, so ist die „Einreihung" in die drei nachgewiesenen Wortklassen am leichtesten bei den „mit einer Präposition (lies „Verhältnisangabe") zusammengesetzten, z. B. *après que, avant que, depuis que, dès que, pour que, sans que, selon que, suivant que, outre que* usw. Sie ist hier so einfach, so selbstverständlich, daß man sich fragt, wie nur die Grammatik darauf hat verfallen können, hier von „Konjunktionen" zu sprechen, nachdem sie den das Verhältnis ausdrückenden Hauptbestandteil *après, avant* usw. schon längst mit dem — freilich nichtssagenden — Terminus „Präposition" bezeichnet hatte. Wem würde es in den Sinn kommen, eine verheiratete Frau, wenn sie mit ihrem Mann zusammen ist „madame", wenn sie aber ohne ihn ist, „mademoiselle" zu nennen? Weder Bedeutung noch Art oder Wesen des Wortes *après* weist die geringste Verschiedenheit auf, ob ich es in dem einfachen Satzteil *après mon arrivée* oder in dem „aufgelösten" *après que je fus arrivé* verwende. Als eigenartig, als besonderer Untersuchung und — gegebenenfalls — besonderer Benennung bedürftig hätte

[4]) Ganz isoliert stehen ein paar Wörter da, die — immer im Anschluß an eine bestimmte Äußerung oder Situation — den Wert ganzer Sätze haben, wie „ja" (= „das Gesagte stimmt mit der Wirklichkeit überein"), „nein" (= „das Gesagte stimmt nicht mit der Wirklichkeit überein"), „oho" (= „das erscheint mir doch sehr zweifelhaft") u. dergl. mehr. — Anders liegt es mit Befehls- und Frageformen, die wirkliche Sätze darstellen, in denen ein Teil des Inhalts (das Verlangen des Tuns, der Wunsch nach Auskunft) nicht durch Worte, sondern durch andere — aber durchaus vollwertige — Mittel der Sprache, wie Tonklang, Geste, Mienenspiel, ausgedrückt werden. (Vgl. „*Neuaufbau*" S. 2 ff.)

doch nur das *que* an der Spitze des aufgelösten Satzteils erscheinen können, das denn auch — alleinstehend — stets (wie nicht anders zu erwarten war) als Konjunktion bezeichnet worden ist. Sehen wir zu, welches die wahre Natur dieses *que* im modernen Französisch ist. Dabei, d. h. für die Erkenntnis seiner Natur und Bedeutung im Neufranzösischen, kann es uns nun — entgegen einer weit verbreiteten Meinung — nichts nützen, daß durch die sorgfältigen Untersuchungen eines Jeanjaquet, eines Meyer-Lübke und anderer festgestellt worden ist, daß sich mehrere Wörter (wie *quid, quia, quem*) in diesem Worte verschmolzen, zu seiner Bildung beigetragen haben. Das gründliche Studium des Altfranzösischen ist, schon wegen der Wichtigkeit dieser romanischen Sprache, für jeden Romanisten nicht nur unerläßlich, sondern, angesichts der liebevollen Hingabe, mit der die größten Vertreter unserer Wissenschaft es nach allen Richtungen durchforscht, angesichts der reichen Hilfsmittel, die sie für sein Studium geschaffen haben, wohl eines der anziehendsten und lohnendsten, die es gibt. Aber ein Irrtum ist es, zu meinen, daß uns im Altfranzösischen ein Kriterium zur Entscheidung grammatischer Fragen des Neufranzösischen gegeben sei; daß, was für das erstere mit Sicherheit festgestellt ist, nun auch für das letztere gelten und maßgebend sein müsse. Die Verlockung zu diesem Irrtum ist für alle Freunde und Liebhaber des Altfranzösischen so groß, daß selbst die Denkschärfe eines Tobler ihr gelegentlich unterlegen ist. So, wenn er (Verm. Beitr. I³ 223 f.) bei der Erörterung von neufrz. Sätzen wie *Il fait bon de passer des heures, couché dans le parc* sagt: „... man sollte denken, es müßte noch heute französischen Grammatikern gelingen, das richtige Verständnis für sie (die ursprüngliche Ausdrucksweise) wieder allgemein zu machen und damit denn auch das häßliche (!) de endgültig zu verbannen." Oder wenn er (ebenda S. 221) Littré's Behauptung, daß *il fait jour, il fait froid* nur eine andere Form für *le jour, le froid fait (=règne)* sei mit dem Hinweis auf altfrz. Sätze wie *fist tel* (nicht *tes*) *tans con feire dut* oder *ne fist iver* (nicht *ivers*) bekämpft. Ein altfrz. Sachverhalt kann nie und nimmer etwas für einen neufrz. beweisen. Brunot hat vollkommen recht, wenn er (*La pensée et la langue* p. XIII) sagt: „... *la grammaire historique n'est pas celle qui peut fournir le cadre d'un exposé exact et réel de la langue d'aujourd'hui*[5])."

[5]) Wenn Weerenbeck in seinem gehaltvollen Werke *Participe présent et gérondif* S. 3 dagegen Bedenken äußert (*Si cela doit signifier qu'on peut exclure complètement la grammaire historique, nous ne partageons pas cet avis; sinon, la phrase nous paraît dangereuse*), so ist er derselben Versuchung erlegen wie Tobler. Ebenso Lerch, wenn er (*Neu-*

So ist denn auch die Frage betr. Sinn und Wesen unseres *que* im Neufranzösischen nicht nach seiner Herkunft und Etymologie, sondern nur nach seinem Gebrauch in der modernen französischen Sprache zu entscheiden. Hier muß nun mit der Feststellung begonnen werden, daß es für den die Sprache unbefangen gebrauchenden, in grammatischen Reflexionen ungeübten Franzosen, d. h. für den Laien, irgendeine fühlbare oder begrifflich erfaßbare Bedeutung nicht mehr hat, daß es also zu den im „*Neuaufbau der Grammatik*" S. 62 als „Schlackenwörter" bezeichneten Sprachelementen gehört, ähnlich wie im Deutschen „daß" oder „zu" in „Ich hinderte ihn zu laufen" oder im Englischen *to* in *I told him to come* (gegenüber *I bade him come*). Das hindert aber nicht, daß all diese Wörtchen doch noch immer eine feststellbare Bedeutung haben. Der Laie vermag mit seinem Auge auch keine Infusorien im Wassertropfen, keine Berge und Täler im Mond zu erkennen; wohl aber vermag es der Fachmann mit Zuhilfenahme von Mikroskop und Fernrohr. Was jedoch dem Physiker und Astronomen ihre optischen Hilfsmittel sind, das ist dem Philologen, speziell dem Grammatiker, seine Geübtheit im sprachlichen Denken und besonders in der Vergleichung der verschiedenen Fälle des Auftretens eines Wortes, einer Ausdrucksweise.

Wir finden im Neufranzösischen nebeneinander: *c'est une belle fleur, la rose* und *c'est une belle fleur que la rose;* oder: *c'est une honte de mentir* und *c'est une honte que de mentir;* oder: *cela ne laisse pas d'être désagréable* und *cela ne laisse pas que d'être désagréable;* oder: *j'espère vous revoir avant de partir* oder *avant que de partir.* Eine genaue Prüfung zeigt, daß in diesen Fällen das *que* ein relatives Prädikatswort darstellt, hinter dem — als entbehrlich — ein *est* unterdrückt ist. Die vollständigen Formen hießen also: **c'est une belle fleur qu'est la rose,* **c'est une honte qu'est de mentir* usw. Sage ich nun: *c'est une honte que tu mentes,* so liegt genau derselbe Fall vor wie bei *c'est une honte que de mentir.* Statt eines bloßen **c'est une honte tu mentes,* sagt der Neufranzose — und in diesem Falle ausnahmslos — *c'est une honte que* (nämlich *est*:) *tu mentes.* Deutsch ungefähr: „Es ist eine Schmach, was (das ist, daß) du lügst." Das *que* stellt also eine Zusammenfassung dar, die zweifellos in vielen Fällen, namentlich da, wo es sich um längere

---

sprachliche Arbeitsgem. III, S. 4) zu dem von Haase § 35 angeführten — lediglich eine falsche Schreibung (wie deutsch „das" und „daß" vertauscht werden) für *ce qu'il* ... darstellenden — *Ce qui lui faut* bemerkt: „Vom historischen Standpunkt wäre *ce qui* auch hier Subjekt (*il faut* = es mangelt)." Im Neufrz. (also auch bei Labruyère) heißt *il faut* niemals mehr „es mangelt", sondern stets „es erfordert".

oder um mehrere aufgelöste Satzteile handelt, die Übersichtlichkeit des Satzganzen wesentlich erhöht[6]). So ist es wohl begreiflich, daß es allmählich obligatorisch geworden ist, heute niemals fehlt und daß knappe Ausdrucksweise, die ohne *que* auskommen möchte, sich auf Zwischenschiebung beschränken muß: *Il partira, je crois, aujourd'hui en huit.*

Eine zusammenfassende (darum aber noch keineswegs „verbindende")[7]) Funktion also haben wir diesem Schlackenwort *que* zuzuschreiben, dessen relativischer Bedeutungsinhalt „was" nur von philologischen Fachleuten, und nur während des analytischen Untersuchungsprozesses selbst, nachempfunden werden kann (genau so wie die „Artikel"-Natur des orthographisch verunstalteten „daß" im Deutschen). Sein genauer Titel wäre demnach „schwachrelatives Satzteilprädikativ" oder — umgekehrt — „prädikativisches Satzteil-Schwachrelativ". Für den täglichen Gebrauch würde das jeweilige Schlußwort, also „Satzteilprädikativ" oder „Schwachrelativ" genügen, das letztere den Gegensatz zu dem normalen, dem bedeutungsstarken Relativ *que* ausdrückend, das stets eine Bestimmung (Prädikats- oder Objekts- oder Maßbestimmung) zu einem Verlaufswort (*alias* „Verbum") ist. Wer an Gröbers „Nebensatzexponent" gewöhnt ist, könnte — um dem unwissenschaftlichen Terminus „Nebensatz" aus dem Wege zu gehen[8]) — auch „Satzteilexponent" sagen. Einen wie reichlichen Gebrauch die romanischen Sprachen von diesem vereinheitlichenden Schwachrelativ machen (insbesonders da, wo es sich um Satzcharakterisierung handelt, z. B. Certainement *qu*'il n'en va pas ainsi, oder — wenn ein *Oh!* diese Charakterisierung übernimmt —: *Oh! qu*'il n'en va pas ainsi), mag man bei Tobler, *Verm.*

[6]) Sollte nicht das lateinische *quod* in Sätzen wie: *„Quod* scribis te velle scire qui sit reipublicae status, summa dissensio est" eine entsprechende Bedeutung und Funktion haben? Der erste Teil wird durch das an der Spitze stehende *quod* zu straffer Einheit zusammengefaßt und deutlicher als Ausgangspunkt für den Hauptteil, die Auskunftserteilung, markiert: „Was (das ist, daß) du schreibst ..., (demgegenüber bemerke ich, daß:) größte Uneinigkeit herrscht."

[7]) In *Hommes, femmes, enfants, tous furent tués,* faßt *tous* ebenfalls zusammen, verbindet aber nichts; und noch niemand ist es eingefallen, ein solches *tous* „Konjunktion" zu nennen.

[8]) Meyer-Lübke hat in seiner *Rom. Gram.* III, 572 bekanntlich für „Nebensatz" den erheblich besseren Ausdruck („Satzteilsatz", gekürzt zu) „Teilsatz" vorgeschlagen. Ich kann mich nur nicht entschließen, das Wort „Satz" anders als von einer in sich vollständigen, abgeschlossenen Äußerung (einem „kleinsten Mitteilungsganzen") zu gebrauchen, das übrigens auch da vorliegt, wo gemäß dem prinzipiellen Verfahren der Sprache selbstverständliche Teile ungeäußert bleiben oder durch Gesten, Gebärden, Interjektionen u. dergl. ersetzt werden.

Beitr. I³ Nr. 9 oder bei Siede, *Syntakt. Eigentümlichkeiten d. Umgangsspr. weniger geb. Pariser*, Berliner Diss. 1885, S. 55 ff., oder bei Prein, *Syntaktisches aus frz. Soldatenbriefen* (Gießener Beitr. zur Rom. Phil.) 1921, S. 59 ff. u. a. nachlesen.

I.

Daß Verhältniswörter (*alias* „Präpositionen"), wenn sie vor einen durch das eben besprochene Schwachrelativ *que* zusammengefaßten aufgelösten Satzteil treten, auch nicht die allergeringste Änderung ihrer Natur und Bedeutung (gegenüber ihrem Gebrauch vor einfachen Satzteilen) erleiden, daß es also unüberlegte Willkür ist, sie zu einem bloßen Bestandteil einer als „Konjunktion" bezeichneten Zusammensetzung mit *que* zu machen, ist im Vorstehenden eingehend dargelegt worden. Und nicht das mindeste Auffällige oder Abnorme liegt auch darin, daß dieser durch *que* vereinheitlichte Satzteil nun noch durch das davortretende Demonstrativ [9]) *ce* (= „jenes") als etwas dem Geiste des Hörers schon an einer gewissen Stelle, d. h. irgendwie lokalisiert (dem „präs. Präfix" *le* fehlt das Lokalisierungsmoment!) Vorschwebendes enthaltend charakterisiert wird. Von solcher Charakterisierung ist zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Maße Gebrauch gemacht worden [10]). Heute beschränkt sie sich auf die Verhältniswörter *de, à, en, sur* und *par* (über die bei diesem Wort stattfindende Zusammenschreibung *parce* s. später), und so finden wir nun auch gewissenhaft *de ce que, à ce que* usw. in den Grammatiken als „Konjunktionen" verzeichnet!!

Außer den höchst zahlreichen Fällen, wo Verhältniswörter vor *que*-Satzteile treten, werden sich nun noch verschiedene andere als jedes Anrechts auf den Titel „Konjunktion" bar erweisen. Beginnen wir mit denen, die eine sogenannte „absolute Konstruktion" — sie ist aber gar nicht absolut, die Sprache verzichtet dabei nur, wie so oft, vgl. *faute de* usw., auf die aus-

---

9) Nicht „Determinativ", wie in manchen Grammatiken zu lesen. Im Neufranzös. haben *ce, cet, cette, ces* längst aufgehört, Determinativa (wie *celui, celle, ceux, celles*) zu sein.

10) Dem Spanischen gebührt — wie in der Orthographie — auch hier der Ruhmeskranz: Jedes Verhältniswort tritt ohne weiteres — wie vor ein einfaches Nomen oder Pronomen — so auch vor einen aufgelösten, durch *que* zusammenfassend eingeleiteten Satzteil. Hoffentlich erweisen sich nun auch die spanischen Grammatiker bald dieser Vorurteilsfreiheit ihrer Sprache dadurch würdig, daß sie den Terminus „Konjunktion" aufgeben. Müßten sie sonst nicht auch *á, de* usw. vor Infinitivausdrücken „Konjunktionen" nennen? Hier erkennt man so recht deutlich die enge Verkoppelung des Terminus „Konjunktion" mit dem Terminus „Nebensatz" — auf Gedeih und Verderb. Fällt „Nebensatz", dann fällt auch „Konjunktion".

drückliche Angabe des Verhältnisses zu den anderen Gliedern des Bewußtseinsinhalts —, entsprechend dem lateinischen sogenannten *ablativus absolutus* (der in Wirklichkeit ebensowenig „absolut“ ist) darstellen; wo also der *que*-Satzteil „Subjekt“ (l. „Trägerangabe“) des (ihm vorangestellten) „Prädikats“ ist, wie *pendant que* (früher auch *durant que*), *moyennant que*, (für des Latein kundige Franzosen auch) *nonobstant que* [11]), *sauf que*, *non que*.

Eine zweite Gruppe von Ausdrücken, die man bisher in den Konjunktionsreihen der Grammatiken antraf, enthüllt sich bei der hier vorgenommenen Demaskierung als „Verbum“ (l. Verlaufswort) plus Objektssatzteil. Es sind: *vu que*, *attendu que*, *en attendant que*, *hormis que*, *excepté que*, *pourvu que*, *supposé que*, *en supposant que*. Während bei *en attendant que* und *en supposant que* an der Objektsnatur des *que*-Satzteils ein Zweifel nicht möglich ist, sind hinsichtlich der anderen hier angeführten Fälle vielfach abweichende Meinungen geäußert worden. Die einen wollen in *vu*, *attendu*, *hormis*, *excepté*, *pourvu*, *supposé* wirkliche „Präpositionen“ (l. „Verhältnisbezeichnungen“) sehen, was bis zur Beibringung des (sicherlich nicht leicht zu führenden) Beweises abgelehnt werden darf. Andere erklären sie für „unveränderliche“ (wenigstens in der Voranstellung „unveränderliche“) Partizipia Perfekti Passivi. Hier darf man fragen, was unter einer solchen Bezeichnung zu verstehen ist. Schon bei den *ant*-Formen mußte der Ausdruck „unveränderliches“ Partizipium (Präsentis Aktivi) als eine *contradictio in adjecto* abgelehnt werden. Eine unveränderliche *ant*-Form ist (auch wenn sie attributiv-demonstrativ gebraucht ist) stets *gérondif*. Genau so ist ein unveränderliches „Part. Perf. Pass.“ stets eine reine Verbform, eine solche nämlich, die einen vollführten Verlauf bezeichnet. Man könnte dafür, dem *gérondif* (welcher Terminus den noch nicht abgeschlossenen, den noch im Gange befindlichen Verlauf bezeichnet) entsprechend, die Bezeichnung *gestif* einführen. Ein solches *gestif* nun findet sich nicht nur in Verbindung mit *avoir* und (bei reflexiven Verben) mit *être* (überall, wo kein Objektsakkusativ vorhergeht), sondern

---

[11]) Wer darauf bestehen wollte, daß *pendant*, *durant* (man beachte die Möglichkeit der Nachstellung!) *moyennant* und besonders *nonobstant* ihres gerundialen Charakters schon völlig verlustig gegangen und zu „echten“ Präpositionen (l. „Verhältniswörtern“) geworden seien (Beweis?), hätte in den *que*-Satzteilen bei diesen dann „Akkusative“ zu sehen. — Unterdrückung der Verhältnisangabe liegt auch bei *encore que* und *bien que* vor. Man vgl.: „Ich gehe (bei) noch (andauerndem) Regen, (bei) tüchtigem Regen aus“ und *Je sors — encore — qu'il pleuve*; oder (*si*) *bien qu'il pleuve*. — Wie *à peine* mit dem völlig getrennten *que* hat zu einer „Konjunktion“ zusammengekoppelt werden können, ist geradezu rätselhaft.

auch für sich allein. Wer ein Tagebuch führt, schreibt unbedenklich: „Ce matin, *visité* le Louvre, puis *vu* la place de la Concorde" usw. Liegen hierin „Kurzsätze" (*Neuaufbau* S. 13) vor, so stellen *vu sa situation, attendu ce danger* usw. sogenannte — aber wieder fälschlich so benannte — „absolute Konstruktionen" dar, bei denen in Wirklichkeit *vu, attendu* usw. „gestiva" (nur ohne Bezeichnung des Verhältnisses zu den übrigen Satzgliedern) sind, zu denen das ihnen folgende Wort das Objekt angibt. Heißt *en supposant:* „beim (n o c h n i c h t vollendeten) Voraussetzen", so heißt *supposé* hier: „(bei) v o l l e n d e t e m Voraussetzen", ist also nahezu gleichbedeutend mit *ayant supposé;* und wie nun ein einzelnes Wort zur Bezeichnung des Objekts folgen kann, so auch ein durch *que* zusammengefaßter „aufgelöster Satzteil" (z. B. *supposé qu'il vienne*), der dann selbstverständlich a u c h im Objektsverhältnisse zu *supposé* steht.

In einer dritten Gruppe von Ausdrücken, die bisher unter den „Konjunktionen" figurierten, entdecken wir Fälle, in denen der *que*-Satzteil einen Sachverhalt bezeichnet, der zu einem anderen Gliede im *de*-Verhältnisse steht, das aber wieder nicht zum Ausdruck gebracht ist. So bei *loin que, au lieu que, de peur que, de crainte que, à mesure que* (oft mit voraufgehendem *à fur*), *à proportion que*. In all diesen Wendungen liegt eine gewisse Knappheit des Ausdrucks — eben die Unterdrückung der Verhältnisangabe — vor, aber nichts, was irgend wie Anlaß gäbe, sie anders zu beurteilen als die sonstigen Fälle, in denen eine solche Angabe des Verhältnisses unterbleibt, oder unterbleiben kann, wie *je me doute qu'il partira, je suis content qu'il soit venu,* oder *faute de, ma foi, parole d'honneur, savoir, révérence parler* usw.

Viertens wären aus der Reihe der Konjunktionen zu tilgen die Wendungen, in denen der dem *que*-Satzteil zu Grunde liegende Sachverhalt noch durch ein „Substantiv" (l. „Vollbegriffswort") charakterisiert wird, dem gegenüber der *que*-Satzteil als „attributiv-determinierend" zwar e r s c h e i n t, es aber nicht i s t. Vielmehr liegt der Fall ähnlich wie bei *le mot „en"* in dem Sätzchen: *Il faut ajouter le mot „en"*, wo *Il faut ajouter „en"* schon genügen würde, die Natur des *en* aber noch durch *le mot* erläutert wird. Solche Ausdrücke wären: *à cause que, afin que* (unnötig zusammengeschriebenes *à fin que*), *à dessein que, à condition que, à la charge que, en cas que, au cas que, au point que, sous prétexte que, de manière que, de façon que* (bei welchen beiden unter dem Einfluß des *à* bei folgendem Infinitiv, ein *à ce* vor *que* eingedrungen ist) und *de* (oder *en*) *sorte que*. Sage ich: *„Je le ferai à condition que vous m'aidiez"*, so würde ein *à* nebst *que*-Satzteil r e i n l o g i s c h schon genügen. Der Sprechende kommt aber dem Hörer noch durch eine

Charakterisierung zu hilfe, kennzeichnet den Fall, zu besserem Verständnis, noch ausdrücklich als „*condition*"[12]).

Eine besondere Betrachtung verdienen nun noch die ebenfalls fälschlich als Konjunktionen bezeichneten Wörter *lorsque*, *puisque* und *quoique*. Bei *lorsque* (für das mit einer Sinnesnuance auch *alors que* eintritt) liegt dasselbe *que* vor, wie in *un jour que*, *la première fois que*, *au moment que* usw., das meist — jedoch unzutreffend — als „relatives Adverb" bezeichnet wird in der Meinung, daß es Ersatz für *dans lequel* oder *où* u. dgl. sei. Das ist indes eine durch nichts zu erweisende Annahme. Erweisbar sind nur die beiden oben unterschiedenen Arten des neutralen *que:* erstens das normale, in seiner Bedeutung ungeschwächte, akkusativische *que* (= engl. *which*) z. B. in *Rends-moi ce que je t'ai donné*, zweitens das bedeutungsschwache, das „Schlacken"-Relativ *que*, das Gröber als „Nebensatzexponent" bezeichnete — *tertium non datur!* Wie ist dann aber, so wird man fragen, eine Wendung wie *un jour que* aufzufassen, wenn *que* hier nicht die Bedeutung von *dans lequel* oder *où* haben, also nicht relatives „Adverb" sein soll? Die Antwort lautet: „Auch hier ist auf Angabe des Verhältnisses verzichtet". Vielleicht läßt sich die Sache am besten durch Zuhilfenahme des Englischen veranschaulichen. Was ist der genaue Sinn von *the moment he entered?* Einfach der, daß „der Augenblick" durch Angabe eines für ihn charakteristischen Sachverhalts erläutert wird, ohne daß (wie sonst) sein Verhältnis zu diesem Sachverhalt, die Rolle, die er in ihm spielt, durch *in which* angedeutet würde, da man eben von dem Hörer — mit Recht! — annimmt, daß er dieses Verhältnis, diese Rolle auch ohne Kennzeichnung derselben sofort richtig erfassen werde. Ein derartiges, sagen wir, primitives Verfahren ist bei „attributivem" Verhältnis im Neufranzösischen — wenigstens in der Sprache der Gebildeten — nicht mehr möglich[13]). Mindestens

---

[12]) Ein ganz analoges Verfahren hat sich bei (zeitlichen) Erstreckungsangaben mittels *depuis* herausgebildet, das manchmal schon zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Setze ich in *depuis mon séjour à Berlin* einen „aufgelösten Satzteil" ein, so erhalte ich: *depuis que je suis à Berlin*. Will ich noch die Wochenzahl angeben, so brauche ich nicht zu sagen: **depuis les trois semaines depuis lesquels je suis à Berlin*, sondern: ich subsumiere einfach den Zeitraum noch einmal unter *trois semaines* und erhalte: *depuis trois semaines que je suis à Berlin*. (Paul Bourget auch: depuis *les* trois semaines que ..., z. B. *R. d. d. m.* 15. 4. 28. S. 720.)

[13]) Wohl aber kam es im Altfranzös. vor und finden sich in der Volkssprache auch heute noch Spuren davon. So gibt das *Bull. de la soc. de ling. de Paris* XXVII, 203 aus dem Patois der Normandie das Beispiel: Voilà des lettres il y a trois jours qu'i (= qu'elles) sont dans ma poche (für Voilà des lettres *qui* sont dans ma poche depuis trois jours). Als „Verlaufsbestimmung" (Bestimmung des Zustands oder Vorgangs)

muß durch unser zusammenfassendes Schwachrelativ die Satzteilnatur des zur näheren Bestimmung dienenden Sachverhalts deutlich zum Ausdruck gebracht werden, während im Englischen ein *that* zwar gesetzt werden kann, aber keineswegs gesetzt zu werden braucht.

Die zweite der genannten *que*-Verbindungen, *puisque,* nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als — obgleich die beiden Komponenten durch andere Wörter voneinander getrennt werden können (z. B. Racine, *Les Plaideurs* III, 3, 126: Puis *donc* qu'on nous permet de...) — der ihm eignende Gesamtsinn nicht die Resultante der Einzelbedeutungen jener darstellt. *Puis* heißt heute nur „in einem weiteren Zeitpunkte" („alsdann, darauf"), also müßte eine Verbindung desselben mit *que* — dem *lorsque* oder *alors que* entsprechend — bedeuten: „in einem weiteren Zeitpunkte, in welchem" (= „darauf als"). Die aktuelle Bedeutung von *puisque:* „da ja (nun einmal)" — das *du moment que* des *Dict. génér.* ist ganz unzulänglich, es hätte heißen müssen: = *parce que, comme vous savez* — steht ebenso ohne jede Beziehung zu der des heutigen *puis* da, wie die des deutschen „weil" (kausal) zu seinem Mutterworte, dem (rein temporalen) „die Weile". Das stört natürlich den „normalen" Gebraucher in keiner Weise. Nur dem Philologen oder doch dem sprachlich Interessierten tritt der Wunsch nach Aufklärung auf die Lippen. Er ist dies Mal leicht zu befriedigen: In beiden Fällen liegen Überreste aus alter Zeit vor. Meyer-Lübke (III, 637) gibt als altfrz. Beleg für kausale Bedeutung von *puisque* (H. Bord. 8418): *nul recouvrier n'i a puis qu'est ochis.* (Sneyders de Vogel, *Synt. hist. du franç.* 304, führt eine viel ältere Stelle, nämlich *S. Léger* 96 an: *Pois que non pois lau voil ester,* aber in der Handschrift steht nicht *pois que,* sondern *posci*). Das ist ein für den Sprachfreund außerordentlich erfreuender Aufschluß. Für die synchronistische Darstellung des Neufranzösischen ist er aber völlig belanglos; hier ist *puisque* ein „Findling", ein in seiner Bedeutung von jeder Beziehung zu anderen Wörtern (auch zu *puis*) abgeschnittenes Wort, das den von ihm eingeleiteten Sachverhalt als den „dem Hörer schon bekannten" Grund eines Seins oder Geschehens hinstellt.

Dafür liegt — auch dem jeder historischen Kenntnis baren Neufranzosen — die Natur des ersten Bestandteils von *quoique* um so klarer zu Tage. Er erkennt, ja fühlt deutlich, daß hier die betonte Form des Starkrelativs vorliegt, ja so deutlich, daß

ist bekanntlich *il y a* mit Angabe eines Zeitraumes auch ohne Angabe des Verhältnisses (z. B. Je suis arrivé il y a deux jours) sehr gebräuchlich, ja heute allein üblich.

er manchmal *quoique* und *quoi que* durcheinanderwirft[14]). Wieder ist hier das Verhältnis zu dem anderen Teil des Satzes unausgedrückt geblieben, der Erkenntnis und Erfassung durch den Hörer überlassen[15]). Ein *quoique'il pleuve, je sortirai* bedeutet genau: „**Bei* was es (auch) regne, ich werde (doch) ausgehen", franz. etwa: **par* quoi qu'il pleuve, je sortirai (wie man bei unaufgelöstem Satzteil sagen könnte: **par une pluie quelconque je sortirai*). Tatsächlich besteht ja neben *malgré la pluie* ein *malgré qu'il pleuve,* also dieselbe „Präposition" *malgré* einmal vor einfachen, das andere Mal vor aufgelöstem Satzteil. Und nun soll es (mit *que* zusammen!) hier eine „Konjunktion" sein? Wird Fräulein Walter dadurch, daß sie studiert, Herr Walter?

Als Abschluß der Darlegungen über die verschiedenen Verbindungen mit *que*-Satzteilen sei noch ein Wort über die dabei von den Grammatikern eingeführten Zusammenschreibungen gestattet. Diejenige von *afin* — sei es bei nachfolgendem *que* oder bei *de* — muß als völlig ungerechtfertigt und willkürlich bezeichnet werden, wenigstens solange man nicht dieselbe Zusammenziehung bei dem — immer als negatives Seitenstück dazu bezeichneten — *de peur, de crainte* (*que* oder *de*) oder bei *à cause, à condition, à mesure, en cas, de manière, de façon, de sorte* (mit *que* bzw. *de* oder *à*) vornimmt[16]). Eher ist sie bei *quoique* gerechtfertigt, um den Fall der konzessiven Maßbestimmung *quoi* von demjenigen eines Objekts-*quoi* zu sondern (vgl. *quoiqu*'il chante und *quoi qu*'il chante). Bei *parce* (dem vor *que*-Satzteilen noch ein *par ce* zur Seite steht, allerdings nicht in der Bedeutung „dadurch", wohl aber in der von „gemäß", z. B. *Par ce* que nous avons dit et *par ce* que tout le monde sait, l'auteur des „Origines de la France contemporaine" est avant tout un historien et un philosophe. *Nouv.*

---

[14]) So die *Grande Revue*, wenn sie (März 1928, S. 13) druckt: L'adultère, *quoiqu'*on en dise, n'y est pas plus fréquent qu'ailleurs.

[15]) Dieselbe Beiseitelassung der Verhältnisangabe liegt ja auch bei den anderen sogen. „verallgemeinernden" oder „konzessiven" Relativsätzen vor. Nur in dem Typus: *pour* + Prädikat + *que* (z. B. *Pour grands que* soient les rois, ils sont ce que nous sommes, Corn. *Cid* I, 3, 7) ist das Verhältnis ausdrücklich (durch *pour*) gekennzeichnet, und gerade dieser Typ ist — zugunsten der präpositionslosen: *quelque* (*si, tout*) *grands que* soient les rois — allmählich aufgegeben worden. Wer sich mit dieser Neigung der Sprache, Selbstverständliches unausgesprochen zu lassen, völlig vertraut gemacht hat, wird auch an der (präpositionslosen) Anfügung eines determinativen *gérondif* (z. B. la maison *portant* le n° 13) nichts Auffälliges finden, an die Lerch und Spitzer immer noch nicht glauben wollen.

[16]) Auch daß daneben die Wendungen *à cette fin, à quelle fin* (*fin* = Zweck) existieren, sollte zu denken geben!

litt. 31. 3. 28 S. 6.), ferner bei *lorsque* und vor allem bei *puisque* (trotz *puis donc que*...!) sind augenscheinlich Aussprachegründe maßgebend gewesen, die sicher auch zu einem * *tandisque* geführt hätten, wenn das *s* von *tandis* ebenso allgemein gesprochen worden wäre, wie das von *lorsque, puisque* und das *c* in *parce*(que). Vor dem letztgenannten (ebenso wie natürlich vor *lorsque*) hat sogar die *règle des trois consonnes* in ihrem unaufhaltsamen Siegeslaufe kapitulieren müssen; wenigstens finde ich in P. Passy, *Le français parlé* 1892 (3. Aufl.) auf S. 49 und S. 75 als Umschrift nur *parskə* (nicht, wie zu erwarten wäre, *parsə kə*).

II.

Greift, wie wir in Abschnitt I gesehen haben, die Sprache bei der weit überwiegenden Zahl der Fälle aufgelöster (nicht-„attributiver") Satzteile zu dem „zusammenfassenden Schwachrelativ" *que*, so gibt es doch auch drei, in denen sie sich eines anderen, und zwar äußerst kunstreichen, Mittels zur Kennzeichnung derselben bedient; es sind das die aufgelösten Satzteile, die eine Angabe der Zeit, der Bedingung (des Falles) und der Art und Weise (hier mit gelegentlicher Bedeutungsumbiegung in der Richtung auf Zeit- und Grundangabe) enthalten. Die kennzeichnenden Wörter sind hier *quand, si* und *comme*. Was sind dies nun für Wörter? Daß in der Bezeichnung „Konjunktion" für sie nur eins jener „Worte" vorliegt, die (nach Goethe oder genauer: nach seinem Sprachrohr Mephistopheles) sich immer gerade da „zur rechten Zeit einstellen, wo Begriffe fehlen", daß sie also im Grunde gar nichts besagt, dürfte ja schon aus dem Vorausgeschickten zur Genüge klar geworden sein. Eine genaue Prüfung ihres Wesens und Sinnes zeigt, daß sie von der Sprache meisterhaft zugestutzte und genial verwendete Relativa sind (worauf ja übrigens schon das *qu* in *quand* hindeutet), gleichsam mit der Grundbedeutung „in welchem", doch so, daß jedes von ihnen ausschließlich je einer Kategorie von Begriffen zugewiesen ist, und zwar *quand* der Zeit, *si* der Bedingung, *comme* der Art und Weise (eventuell auch der Zeit oder des Grundes). Der ökonomische Kunstgriff oder (nach Soltmanns Ausdruck) „Trick" der Sprache (schon des Lateinischen) bei Einführung und Verwendung dieser Wörtchen liegt nun in der geschickten Verwertung des Wortklanges (bzw. Schriftbildes). Wer *quand* hört (oder liest) weiß sofort, daß es sich um Angabe „eines Zeitpunktes (-raumes), in welchem" etwas ist oder geschieht (war oder geschah usw.) handelt, d. h. *quand* il entra ist etwa gleichbedeutend mit *le moment dans lequel* (*au moment où*) il entra, z. B. je sais (je me rappelle) *le moment dans lequel*

(*où*) il entra. Nun kann der durch *il entra* bestimmte Zeitpunkt selber wieder der Bestimmung eines Verlaufs (d. h. Seins oder Geschehens) hinsichtlich seines Zeitpunktes dienen, in welchem Falle bei genauer Ausdrucksweise nochmals dans (oder *à*) zu verwenden wäre: *dans le* (*au*) *moment dans lequel* (*où*) il entra, je sortis. Da aber, wie wir in Teil I wiederholt gesehen haben, die Sprache keineswegs ängstlich hinsichtlich der Bezeichnung der Verhältnisse ist, so sagt sie, bei Einsetzung des *quand*, nicht **dans* (oder *en*) *quand* il entra, je sortis sondern einfach: *quand il entra,* je sortis. Die Ausdrucksweise bildet nicht nur eine willkommene Verkürzung (*si* steht entsprechend für *dans le cas dans lequel, comme für de la manière de laquelle*), sondern bei der — für das Ohr wie für das Auge sich stark markierenden Verschiedenheit von *quand, si, comme,* zugleich ein äußerst wirksames Ausdrucksmittel für die vorhin dargelegten Komplexbegriffe. Wie ein hellklingendes (bzw. -leuchtendes) Signal erweckt *quand* sofort die Vorstellung einer Zeit, *si* die einer Bedingung, *comme* die einer Art und Weise und alle drei nicht bloß bei Träger- und Erleiderrolle ihres Satzteils (wobei comme durch comment abgelöst wird), sondern ebensowohl auch bei der einer Bestimmung auf die Frage „wann" oder „wobei" oder „wie". Wenn nun, wie wir gesehen, *quand* gleich (*dans*) *le moment dans lequel* (oder kürzer *au moment où*) ist, und *si* wie *comme* (*comment*) entsprechende Ausdrücke mit *cas* und *manière* ersetzen, hat man da noch den geringsten Anlaß sie als Konjunktionen zu bezeichnen? Schon daß man diesen Terminus niemals auf das lokale Relativ *où* (= *dans le lieu dans lequel*) angewandt hat, das man doch dem quand entsprechend gebraucht findet (vgl. j'entrerai quand il entrera und j'entrerai où il entrera) kann stutzig machen — Raum und Zeit gehen doch sonst immer Hand in Hand! Freilich hat man es ja glücklich dahin gebracht, auch *dans le* (oder *au*) *cas où* als Konjunktion aufzuführen, und damit ist man geradezu ins Bodenlose geraten! Was läßt sich nun noch dagegen einwenden, auch in au moment où, de la manière dont oder gar in dem Satze: *Je ne peux pas faire ce voyage dans la situation où je me trouve* auch *dans la situation où* als „Konjunktion" zu bezeichnen? Man muß eben schon beide Augen mit beiden Händen fest zudrücken, um sich mit dem in Geltung befindlichen System der Grammatik und seiner Terminologie zufrieden geben zu können.

III.

Aber mag auch die Position der in den beiden vorhergehenden Abschnitten behandelten, von der Grammatik „subordinierend" genannten „Konjunktionen" als schwer erschüttert oder gar als verloren gelten, noch stehen die sogenannten „ko-

ordinierenden“ als festes Bollwerk da, an dem doch wohl alle Anstürme wirkungslos abprallen dürften. Was könnten denn *et* (*ni*), *ou* (*ni*), *mais*, *donc*, *car*, sowie ihre Synonyma, für *et*: (nachgestelltes) *aussi* („auch“ wodurch das Hinzutreten des weiteren Gliedes als besonders beachtenswert hingestellt wird, gleichsam ein „*et* notabene“), *aussi bien que*, *ainsi que*, *comme*, für *mais*: *cependant*, *toutefois*, *néanmoins*, *pourtant*, für *donc*: (vorangestelltes) *aussi* usw. — anders sein als „Bindewörter“, „Konjunktionen“? *Et* vor allem, dessen Bindewortnatur so auf der Hand zu liegen, so in die Augen zu springen schien, daß man sie ihm doppelt attestieren zu müssen geglaubt und es „kopulative Konjunktion“, also „verbindendes Bindewort“, „verknüpfendes Verknüpfungswort“ genannt hat! Und doch ist *et* ebensowenig „Konjunktion“, wie das Verbum „sein“ — was ja jetzt wohl allgemein zugestanden wird — „Kopula“ ist. Es verbindet nicht, sondern gibt, wie *ou*, *mais*, *donc*, *car*, ein Verhältnis an, aber nicht, wie es die bisher ausschließlich als „Verhältniswörter“ („Präpositionen“) bezeichneten tun, prospektiv, d. h. vorwärtsschauend, ein Verhältnis zu dem noch zu Nennenden, sondern rückwärtsschauend, retrospektiv, ein Verhältnis zu dem schon Genannten. Und zwar bezeichnet *et* ein solches der Gleichartigkeit, *ou* der (eventuellen) Ersetzung, Stellvertretung, *mais* ein solches des Gegensatzes, *donc* der (erwarteten) Folge und *car* ein Verhältnis der Begründung, das Verhältnis des Grundes zu der vorher angegebenen Tatsache. Aus den beiden (koordinierten) Wortklassen der „Präpositionen“ und „Konjunktionen“ wäre hier also eine einzige, die der Verhältniswörter, zu machen und diese in zwei Gruppen zu teilen, in „prospektive“ und in „retrospektive“.

Sind nun aber „Verhältniswörter“ nicht zugleich „Verbindungswörter“, und hätte man daher nicht das Recht, die ganze Klasse mit ihren beiden Gruppen auch „Bindewörter“, „Konjunktionen“ zu nennen? In der Tat haben einzelne Grammatiker (z. B. H. Paul) die Verhältniswörter als „verbindende“ Wörter bezeichnet. Das war jedoch lediglich die Folge ihrer irrtümlichen Meinung, daß Sprechen auf dem Verbinden von Vorstellungen beruhe[17]). Der Sprechende verbindet jedoch nichts, sondern er zerlegt Verbundenes und stellt zwischen den Teilen desselben Verhältnisse, Beziehungen fest, die er entweder durch Flexionen an den Gegenstands- und Verlaufswörtern,

[17]) Vielleicht begünstigte auch das vielfache Auftreten von Verbindungslauten und -geräuschen beim physiologischen Sprechakt, das Aufkommen des Gedankens an „Bindewörter“ (die aber schon durch die Natur der Sprache ausgeschlossen sind).

oder auch durch besondere Wörter, „Verhältniswörter", ausdrückt. Von einem Verbinden von Vorstellungen kann nur beim Hörer die Rede sein, in dessen Geist die gehörten (oder gelesenen) Worte automatisch Begriffsbilder wachrufen, aus denen er sich das Ganze wieder zusammenzustellen, zu „rekonstruieren" sucht, dessen Teile ihm der Sprechende übermittelt hat. Aber auch hierbei verbinden die „Präpositionen" nichts, sondern sie deuten ihm nur die Art und Weise an, in der er bei seiner Rekonstruktion zu verfahren hat. „Ein Storchnest ist auf dem Dache, die Störchin sitzt in dem Neste." Die Wörter „*auf*" und „*in*" verbinden selbst nichts, wohl aber geben sie dem Hörer Anweisung, wie er die ihm übermittelten Vorstellungselemente verbinden soll; also selbst, wenn wir nur auf den Hörer Bedacht nehmen, sind „Präpositionen" nicht Wörter, die verbinden, sondern Angaben, mit deren Hilfe er, der Hörer, die Verbindung herstellen soll. Braucht man Bindewort in so vagem Sinne, wie es die Verfechter der verbindenden Natur der „Präpositionen" tun, dann muß man alle möglichen Wörter als Bindewörter bezeichnen, hier z. B. auch „sitzen", weil es dem Hörer dazu verhilft, die „Verbindung" zwischen der Störchin und dem Nest herzustellen. Eine solche Gebrauchsweise widerspricht aber der — in unserer Grammatik leider allzuoft mißachteten — Forderung nach präzisen Definitionen und, damit verbunden, exakter Verwendung der wissenschaftlichen Termini. Wir stellen als Ergebnis der vorstehenden Untersuchungen fest: Es gibt, wie in anderen Sprachen, so auch im Neufranzösischen keine Wörter, bei denen die Kennzeichnung als „Konjunktionen" gerechtfertigt wäre.

Doch sei gestattet, an die zuletzt besprochene Gruppe noch zwei Bemerkungen zu knüpfen.

Erstens: Fanden wir schon in Abschnitt I und II, d. h. bei den eigentlichen, den prospektiven Verhältniswörtern Fälle genug, in denen die Sprache — namentlich bei aufgelösten Satzteilen — auf die ausdrückliche Kennzeichnung eines ihr klar und unmißverständlich erscheinenden Verhältnisses verzichten zu können glaubt, so ist die Zahl solcher Fälle — wenn wir von (dem unentbehrlichen) *ou* absehen — bei den retrospektiven noch erheblich größer. Begreiflich! Jeder Hörer mit gesundem Menschenverstande erkennt ja doch z. B. sofort (ohne sprachliche Nachhilfe mittels *et*), die Gleichartigkeit, d. h. die natürliche Zusammengehörigkeit der beiden Vorgänge in *Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie;* oder (ohne *mais*) die Gegensätzlichkeit in *L'homme propose, Dieu dispose;* oder (ohne *donc*) die „Folglichkeit" in *Voilà nos vacances finies, il faut rentrer;* oder (ohne *car*) die Begründung in *Charles ne viendra pas, il est*

malade[18]). Sind diese Wörter also — in den meisten Fällen wenigstens — für das richtige Verständnis entbehrlich, so kann ihre Setzung nur durch den Wunsch, durch das Bemühen des Sprechenden erklärt werden, dem Hörer die Erfassung des Gesagten in rücksichtsvollem Entgegenkommen möglichst zu erleichtern, mit anderen Worten: sie sind — wie der sog. „bestimmte Artikel“, den ich *Zs. f. frz. Spr. u. Lit.* L 140 f. als „präsentatives Präfix“ bezeichnete — Bestandteile derjenigen Redeweise, die ich dort, und noch ausführlicher in der *Zs. f. rom. Phil.* XLVIII 74-76, als „präsentative“, d. h. als eine — im Gegensatz zur „rein apperzeptiven“ — auf den Hörer Bedacht nehmende, charakterisiert habe.

Zweitens: Schon A. Tobler hat *Verm. Beitr.* I[3], 62 ff., wenn auch in anderem Zusammenhange, auf gewisse seltsame Begleiterscheinungen hingewiesen, die an unseren retrospektiven Verhältniswörtern — übrigens auch an denen der anderen romanischen Sprachen — im Widerspruch zu ihrer „koordinierenden“ Natur auftreten; d. h. er konstatierte sie, ohne einen Versuch zu ihrer Deutung zu machen. Ich möchte den dabei wirksamen — im allgemeinen noch zu wenig beachteten — Faktor als „Ansteckung“ (Kontagion) bezeichnen. Zur Erläuterung sei es gestattet, auf eine durch sie veranlaßte — heute ziemlich überwundene — Entgleisung des deutschen Sprachgebrauchs zu verweisen: In der koordinierenden Natur unseres „und“ ist es begründet, daß ein durch dieses Wort eingeleiteter zweiter Satz an einer etwaigen Inversion des ersten partizipiert. Demgemäß heißt es korrekt: „Karl ging hinaus, und Hans trat herein“, aber „Darauf ging Karl hinaus und trat Hans herein“. Von dieser Inversion des zweiten Gliedes wurde „und“, das an ihr völlig unschuldig war, infiziert, d. h. bei gedankenlosen Gebrauchern der Sprache bekam man zu hören, ja sogar in Schriftstücken zu lesen: „Karl ging hinaus und trat Hans herein[19]).“ Im Französischen sind Fälle der „Ansteckung“ recht zahlreich. Wörter wie *personne, rien, aucun, jamais, pas, point*, die ursprünglich auch nicht eine Spur negativen Sinnes in sich hatten, wurden, durch häufigen Zusammentritt mit Negationen „angesteckt“, schließlich fähig, in Äußerungen ohne Verb (*pas,*

---

[18]) Der neufranz. Sprache wurde vor etwa einem halben Jahrhundert geradezu eine Abneigung gegen den Gebrauch von *car* nachgesagt.

[19]) Auf wie witzige Weise sich die Sprache für solche Verballhornung rächt, dafür brachte die „*Muttersprache*“ (das Organ des deutschen Sprachvereins) jüngst ein hübsches Beispiel. Ein Landwirt, der einen Kuhmelker sucht, schließt sein Inserat mit den Worten: „Derselbe muß verheiratet sein und muß seine Frau mitmelken.“ (Für nichtdeutsche Leser sei bemerkt, daß „seine Frau“ hier Trägerbezeichnung, *alias* „Subjekt“, ist.)

point sogar in Sätzen wie *je crains qu'il ne vienne* oder *je n'ai que deux amis*) als volle Negationen zu fungieren. Durch Ansteckung nahm *d'autant que* die Bedeutung von *d'autant plus que; surtout que* diejenige von *surtout puis que* an; durch Ansteckung kam es im Altfranz. dazu, daß trotz folgender direkter Rede das Verbum des Sagens noch que zu sich nahm, und daß Molière in *Ec. d. maris* II, 7, 633 Oh, que pardonnez-moi (vgl. die Anmerkung am Schluß dieser Arbeit) sagte. (Für die heutige Volkssprache bietet u. a. Prein in *Syntaktisches aus franz. Soldatenbriefen* zahlreiche Beispiele von adjiziertem *que*, z. B. Tu nous dis *que* de t'envoyer un colis. Ebenso Siede *a. a. O.*, und andere.) Und so möchte ich es auf Ansteckung — wenigstens in erster Linie — zurückführen, wenn im Italienischen ein durch *o* eingeleitetes zweites Vollsatzglied oft unser zusammenfassendes Schwachrelativ, also *che*, aufweist — z. B. *Nessuno* ardira d'inquietarla (das Mädchen), *o ch'*io non son cavaliere. Manzoni, *Pr. Sp.* VI (8 weitere Beispiele, auch solche mit verdoppeltem *o*, bietet Tobler *a. a. O.* 67), oder wenn in folgendem spanischen Satz, den Tobler (67 Anm. 1) als seltsam zitiert: No puedo negar, señora, el conoceros, *y que* vuestra voz y vuestro rostro no consentirán que lo niegue (Cerv.) sich ein *que* hinter *y* findet; wozu er dann noch ein provenzalisches Beispiel mit *e que* sowie eines mit *mar que* fügt. Die Erklärung ist: So wie sich in dem oben angeführten deutschen Beispiel mit „und" zeigte, daß die durch eine an der Spitze des ersten Gliedes stehende Satzbestimmung veranlaßte öftere Inversion schließlich das Wörtchen „und" infiziert hat, so haben wir in den vorgeführten romanischen Beispielen den Fall, daß sich ein *que* (*che*), das häufig genug in normaler Weise auf unsere retrospektiven Verhältniswörter folgte, schließlich mit diesen eng verband, sich ihnen in wortwörtlichstem Sinne „ansteckte" und daher auch zwischen zwei Vollsätzen mit auftrat.

Dasselbe läßt sich nun auch im Neufranzösischen, wenigstens in der Volkssprache, belegen. Für *et que* gibt Tobler a. a. O. S. 68 zwei Belege: C'est-il une chose à faire, ça? *Et qu'*il ne l'a même pas fait par malice, mais par lâcheté. — Sans moi, qui sait s'il serait jamais arrivé en paradis? *Et qu'*encore il y est arrivé avant moi, pécaïré. — Für *mais que* gibt Siede *a. a. O.* S. 57 (Comment! t'aurait-il fait des propositions? —) Et de belles, allez; *mais que* je ne donne pas là-dedans, pas si bête! . . . *Que* je ne jette pas comme ça à mes pieds ce que j'ai dans mes mains. — Für *donc que* gibt Tobler (S. 65) sogar 4 Belege, freilich alle aus demselben (Bauern-)Roman, mit dem Zusatz, daß darin möglicherweise ein Fortbestehen des alten *donques* zu sehen sei (was anzunehmen nach allem Dargelegten aber nicht nötig erscheint).

Es wurde vorhin gesagt, daß man in diesen Fällen eines (sich an koordinierende Wörter unserer Gruppe, selbst wenn sie einen Vollsatz einleiten, anschließenden) *que* in erster Linie auf „Ansteckung" zu diagnostizieren habe. Worauf denn nun in zweiter Linie? — Darauf, daß bei lebhafter Ausdrucksweise statt eines Satzes oft nur ein Satzteil gesetzt wird, der Rest als selbstverständlich unausgesprochen bleibt. Heißt es also im *Orl. fur.* (s. Tobler a. a. O. S. 67): Slegate il cavalier *o ch*'io v'uccido, so würde, wenn wir von einer Ansteckung beim *che* absehen, dieses sich schon dadurch rechtfertigen, daß das *ch'io v'uccido* aufgelöster Satzteil für *uccisione* ist. „Bindet den Ritter los oder — Tötung" (nämlich „erfolgt", *succede*). Entsprechend würde der Räuberanruf: „Die Börse oder das Leben!" durch aufgelöste Satzteile ausgedrückt, ein *O che* mi diate la borsa *o ch*'io vi tolgo la vida! ergeben.

Es stellt sich auf diese Weise eine keineswegs geringe Zahl von Fällen heraus, in denen sich an *et, ou, ni, mais, donc* ein ganz normales *que* anschließt. Was Wunder also, daß dem Sprechenden ein *que* auch da auf die Zunge — und dem Schreibenden sogar in die Feder — schießt, wo er bei ruhiger Erwägung sich dessen wohl enthalten würde[20]; wie denn auch der unter dem Banne der Inversionsinfektion bei „und" sein Inserat so wunderlich gestaltende Landwirt sicher „und seine Frau muß mitmelken" geschrieben hätte, wenn er, statt einem vagen Impulse zu folgen, sich überlegt hätte, daß, da der erste Teil („Derselbe muß unverheiratet sein") normale Wortstellung aufwies, auch der durch „und" eingeleitete zweite nicht invertiert werden dürfe.

Berlin-Schlachtensee. **Theodor Kalepky.**

---

[20]) Auch das *que* in dem oben schon erwähnten *Oh, que pardonnez-moi* (aus der *Ec. d. mar.* s. Tobler a. a. O. 63) ist ja nur mechanische Falschanwendung eines durchaus berechtigten *Oh, que*, nämlich desjenigen in Sätzen wie *Oh, qu'il n'en va pas ainsi!* usw. Das *Oh* ist hier Äquivalent eines *Certainement* oder *Bien sûr* u. dergl., nach denen ja die Zusammenfassung des aufgelösten Trägersatzteils durch das Schwachrelativ *que* eine alltägliche Erscheinung ist. — Man könnte freilich auch so sagen: Für *non* ist die höflichere Ausdrucksweise: *pardonnez-moi!* Und diese trat in der bekannten Wendung *Oh, que non!* mechanisch an die Stelle von *non*.

Gotische Wörter im Romanischen.

Da uns der gotische Wortschatz leider nur zum kleinen Teile bekannt ist, haben wir allen Grund, denselben aus anderen Quellen zu ergänzen. Zu diesen gehören auch die romanischen Sprachen, in denen die Ost- und Westgoten reichliche Spuren ihres früheren Daseins hinterlassen haben. Eine Zusammenstellung der gotischen Wörter in der Romania fehlt aber noch, weshalb die folgende Sammlung rekonstruierter gotischer Wortformen den Germanisten und Sprachforschern willkommen sein dürfte. Sie beruht natürlich auf den Wörterbüchern von Meyer-Lübke und Gamillscheg, denen ich auch die Verantwortung für die Richtigkeit der Aufstellungen vom romanischen Standpunkt aus überlassen muß. Ausgeschlossen sind die in den gotischen Denkmälern bereits überlieferten Wörter.

A.

agatja 'Elster' : prov. *agasa,* woraus frz. *agace.*
aifrs 'schrecklich' : prov. *afre* 'Schrecken', woraus frz. *affre* (zu ahd. *eivar*).
agkja 'Bein, Röhre' : frz. *anche* 'Mundstück, Trichter, Rohr' (zu ahd. *encha*).
aliza 'Erle' : span. *aliso.*
amaitja, -ō 'Ameise' : Puy de Dôme *maz.*

B.

barsisks 'Barsch' : katal. *perseg.*
baugs 'Ring' : afrz. *bou,* prov. *bauc.*
bēga 'Streit' : it. *bega* (vgl. ahd. *bāga*).
bilisa 'Bilsenkraut' : prov. *belsa,* span. *velesa.*
binda 'Binde' : afrz. *bende,* nfrz. *bande.*
blauts 'bloß' : it. *biotto.*
brammōn 'brüllen' : prov. *bramar,* frz. *bramer.*
braup 'Brot' : port. *broa.*
brip 'Brett' : afrz. *broi,* prov. *bret.*
bristan 'bersten' : H. Pyr. *brestá* 'aufspringen'.
brukja 'Brocken' : kat. *brossa,* span. *broza* 'Abfall', prov. *brousso* 'Topfen', woher frz. *brousse.*
brutōn 'knospen' : prov. *brotar* 'sprießen, wachsen'.
bruts 'Knospe' : prov. katal. *brot* dass., frz. *brou* 'grüne Nußschale'.

bruzdōn 'Sticken' : ait. *brustare,* afrz. *brosder,* nfrz. *broder,* prov. *broidar,* agal. *brozlar* (oder zu fr. *brot* 'Spitze', bret. *broz* 'Rock'?)

D.

damms 'Damm' : mfrz. *dam,* nfrz. *damme.*

F.

flaskō 'Flasche' : it. *fiasco,* Rückbildung von *fiascone.*
fullei 'Fülle' : prov. *folheta,* frz. *feuillette* 'Weinmaß'.

G.

galaubei 'Wert, Pracht' : prov. *Galaubet* Eigenn., dazu frz. *galoubet* 'Flötchen'.
gans 'Gans' : span. *gansa.*
ganta 'Gänserich' : afrz. *jante,* prov. *ganta.*
garwi 'Zurüstung' : prov. *garbi* 'Geschicklichkeit, Form', *gabarit* 'Modell', wozu frz. *gabarier,* it. *garbo* 'Gefälligkeit', woher frz. *garbe, galbe* 'Rundung, Umriß'.
ga-salja 'Geselle' : prov. *gazalha* 'Gesellschaft', *agazalhar* 'sich gesellen', *gazalhan* 'Viehpächter', span. *agasajar,* port. *agasalhar* 'freundlich aufnehmen', span. *agasajo* 'Bewirtung'.
ga-þaúrpōn 'zusammenstellen' : mlat. *contropare* 'vergleichen', frz. *controuver* 'erfinden', dazu tosk. *trovare,* prov. *trobar* 'finden', frz. *trouver,* rätorom. *truvar* 'zu Gericht sitzen'.
glōba 'Handschuh' : span. *lua,* port. *luva.*
greima 'Maske' : span. *grima* 'Schreck', *grimazo* 'panischer Schreck', wovon frz. *grimache, -ace* 'Fratze'.
griuts 'Grieß, Kies, Sand' : it. *greto,* afrz. *grez,* nfrz. *grès,* prov. *gres.*

H.

haribaírgō 'Herberge' : it. *albergo,* prov. *auberga,* limous. *auberjo* (woraus frz. *auberge*).
hilt(*s*) 'Griff' : afrz. *heut.*

K.

karpa 'Karpfen' : vulg. lat. prov. ~, woraus frz. *carpe.*
kluba 'Kloben, Kluppe' : mlat. *globa,* saint. *lloube,* poit. *gl'ub,* frz. *lioube* 'Kluft'.
kōka 'Kuchen' : prov. katal. *coca.*
krammjan 'drücken, pressen' : it. *ghermire.*
krampa 'Krampe' : it. span. *grampa.*
krūka 'Kruke, Krug' : prov. *cruga.*
krūska 'Kleie' : it. *crusca.*
kūskeis 'keusch' : afrz. *cuschement* 'ehrfurchtsvoll', katal. *kusch* 'keusch', valenc. *cusch* 'träge', limous. *kūšus* 'zurückhaltend', prov. *küskà* 'schmücken', lim. *deküšà* 'verachten' (Kluge erklärt ahd. *cūsci* für Lehnwort aus lat. *cōscius* < *conscius*).

L.

laiwaírkō 'Lerche' : gal. *laverca.*
laska 'Fetzen' : span. port. *lasca.*
leista 'Leiste' : it. span. port. prov. *lista,* frz. *liste.*
lōþr 'Luder, Lockspeise' : afrz. *loire,* nfrz. *leurre.*
lōna 'Lache' : prov. *lona* (zu aisl. *lōn*).

M.

marþus 'Marder': prov. *mart,* kat. span. port. *marta.*
maukō 'Bauch' : prov. *mauca,* kat. *moca* 'Gedärm' (zu got. *mūkamōdei* 'Sanftmut').

N.

nastilō 'Nestel' : it. *nastro,* veltl. *nastola,* afrz. *nasle,* wall. *nal.*

R.

randa 'Rand' : it. *randa* dass., prov. *randa* 'Ende', span. *randa* 'Spitzenkante'.
rapōn 'reißen, raffen': it. *arrappare* 'wegreissen', prov. kat. *rapar* dass.
rauba 'Raub, Gewand' : it. *roba* 'Ware, Kleid', prov. *rauba* 'Beute', kat. *roba* 'Ware, Stoff, Gewand'. Frz. *robe* dagegen stammt von afränk. *rauba.*
raubjan 'rauben' : aspan. *robir.*
raubōn 'rauben' : it. *rubare,* prov. *raubar,* kat. span. *robar,* port. *roubar.* Frz. *rober* aber beruht auf afränk. *raubōn.*
raupjan 'raufen' : prov. *agraupyá, graupiñá* 'kratzen'.
rausa 'Kruste' : prov. *rauza* 'Weinstein'.
rukka 'Spinnrocken' : it. port. *rocca,* span. *rueca,* obwald. *ruka.*

S.

sahrja 'Korb' : span. *sera,* port. *ceira* (zu ahd. *sahar* 'Binse').
skafts 'Schaft' : atrevis. *scat* 'Stock', abellun. *scatto* 'Pfeil'.
skagkja 'Schenk' : span. *escanciano,* port. *escanção.*
skarja 'Hauptmann, Scharführer' : prov. *escara.*
skarpa 'Schuh' : it. *scarpa.*
slaitjan 'zerreißen' : afrz. *esclater,* frz. *éclater.*
slipjan 'entschlüpfen' : ait. *schippire,* comask. *zlipá,* afriaul. *lipar,* siz. *allippari,* neap. *allippare.*
smaltjan 'schmelzen, verdauen' : it. *smaltire* 'Wasser abfließen lassen'.
sparra 'Sparren' : afrz. *esparre,* prov. *esparra.*
spaíha 'Späher' : it. *spia,* prov. kat. *espia.*
spaíhōn 'spähen' : prov. *espiar,* it. *spiare.*
spaúra 'Sporn' : span. *espuera, espuela, esporon,* port. *espora, esporão.*
spitus 'Spieß' : mlat. *spitus, spidus,* span. *espeto* 'Bratspieß',

sard. *ispiðu* dass., tosk. *spiedo,* frz. *époi* 'oberste Geweihsprosse'.
stadjan 'zum Stehen bringen' : it. *staggire* 'mit Beschlag belegen'.
skikils 'Stachel' : it. *steccolo* 'spitzes Stäbchen'.
stikka 'Stecken' : it. *stecca* 'Span, Splitter, Scheitstab, Stock'.
straupōn 'streifen': it. *stropicciare* 'abreiben'.
stunda 'Zeitraum' : kat. *estona.*
stūriliggs 'junger Krieger' : prov. *esturlenc.*

T.

tāhus 'zäh' : it. *taccagno* 'knickerig'.
tappa 'Zapfen': kat. span. *lapa,* port. *tampa* 'Deckel, Klappe'.
taskōn 'raffen' : span. port. *tascar* 'zupfen'.
taturō 'Haarzotte' : ait. *tattera* 'Kleinigkeit, Trödel'.
tiuhi 'Ruck, Zug' : it. *ticchio* 'Grille, Laune'.

Þ.

þiqjan 'dick werden' : it. *attecchire,* afrz. *tehir* 'wachsen'.
þrimman 'springen' : aspan. *trimar* 'hin- und hergehen'.
þruks 'Druck' : gask. *truc* 'Hieb', neben prov. *trucar* 'schlagen', 'stoßen gegen'.

W.

waggō 'Wange' : prov. *ganga* 'Kiemen', béarn. *gange* 'Berggrat'.
walda 'Wau, Reseda' : ait. *guada,* frz. *gaude,* span. *gualda;* span. port. *gualdo* 'gelb'.
waldus 'Wald' : ait. *gualdo,* eng. *got,* afrz. *gaut,* piem. *vauda* 'unbebautes Feld', dazu prov. *gaudina,* afrz. ∼ *e* 'Gehölz'.
warōn 'beachten' : prov. *garar* 'achtgeben, bewahren', das als *garer* auch ins Franz. gedrungen ist.

Wiesbaden. F. Holthausen.

Baumnamen in adjektivischer Form.

Unter den romanischen Adjektiven, die als Substantive gebraucht werden, finden sich zahlreiche Baumnamen. Aus der Zusammenstellung von W. Meyer-Lübke [1]) und den Nachträgen von A. Thomas [2]) seien genannt: *abieteum* = it. *abezzo, piceum* 'Föhre, eig. Pechföhre' = it. mundartlich *petso, fageum* = it. *faggio, cereseum* = prov. *cereis*. Die Gießener Arbeit von G. Walter verfolgt eines dieser zu Substantiven gewordenen Adjektive durch die galloromanischen Mundarten: lat. *fageum, fagea* [3]).

Auch schon das Lateinische verwendet substantivierte Adjektive zur Benennung von Bäumen: *fraxinus* und *farnus* 'Esche' [4]), wohl auch *alnus* 'Erle' (aus **alsnos*, vgl. ndl. *els*) und *ornus* 'Bergesche' [5]).

Die Beobachtung finden wir bestätigt auf germanischem Sprachgebiet. Da die etymologischen Wörterbücher der germanischen Sprachen den adjektivischen Ursprung von Baumnamen in den meisten Fällen nicht berücksichtigen, verlohnt es sich wohl, auf diese Erscheinung im Zusammenhang hinzuweisen.

Die schon öfters geäußerte Ansicht, daß deutsches *Ahorn* einem lat. Adjektiv *acernus* entspreche, wurde von H. Osthoff [6]) gestützt. Er konnte den schönen Nachweis erbringen, daß deutsche Mundarten das von *Ahorn* abgeleitete Adjektiv *ahörn* = mhd. *āhörnīn* wiederum als Substantiv gebrauchen. Der adjektivische Ursprung von *Ahorn* ist so einleuchtend, daß man sich wundert, daß F. Kluge sich diese Erklärung nicht zu eigen gemacht hat.

J. Hoops [7]) hat weiterhin ursprüngliche Adjektive erkannt in

---

1) Grammatik der rom. Sprachen II, 448.

2) Romania 25, 381 ff.

3) Georg Walter, Die Bezeichnungen der „Buche" im Galloromanischen, Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, Heft 10 (1922), S. 36.

4) H. Osthoff, Etymologische Parerga I, Leipzig 1901, S. 181.

5) Vgl. M. Leumann in: Stolz-Schmalz, Lat. Grammatik, Neubearbeitung von M. Leumann und J. B. Hofmann (München 1922), I, 222.

6) A. a. O.

7) Idg. Forschungen 14, 484.

den ae. Substantiven *holegn* 'Stechpalme', *ifegn* 'Efeu', *ellærn, ellen*[8]) 'Hollunder', die übrigens in heutigen englischen Mundarten als *hollin, ivin, eldern*[9]) weiterleben. Außerdem hat Hoops mhd. *Esche, Espe*[10]) (aus *Eschen-, Espenbaum*), ne. *aspen, linden* als ursprüngliche Adjektive erklärt.

Das NED möchte in *aspen leaf* einen ae. Genitiv *æspan* sehen. In Wirklichkeit liegt ein altes Adjektiv **aspīn* zu Grunde; vor der Konsonantengruppe *sp* ist der Umlaut unterblieben[11]). Im Deutschen dagegen ist in *Espe* wie in *Esche* (= *espīn, eschīn*) der Umlaut durchgedrungen. Alemannische Mundarten, die den primären und den sekundären Umlaut auseinanderhalten, haben *öššə* mit der Entsprechung des primären Umlauts[12]).

Allem Anschein nach ist auch mhd. *ilm, ilme*, schweiz. *ilm, ilmə* 'Ulme'[13]) ein ursprüngliches Adjektiv **ilmin* zu *ëlm* (*boum*). Nhd. *Ulme* ist nachträglich aus lat. *ulmus* entlehnt worden. Auch ndl. *den* 'Tanne' wird ein ursprüngliches Adjektiv sein (vgl. *dennenboem*), ebenso wie ndl. *esch* und *esp*.

Ein ursprüngliches Adjektiv ist auch nhd. *Föhre*, was die etymologischen Wörterbücher nicht erkannt haben: mhd. *vörhīn* zum Substantiv *vorhe*, ahd. *vorha* (ae. *furh*). In der schweizerischen Mundart stehen noch in alter Weise nebeneinander das Substantiv *forch, for, fore* und das Adjektiv *förri*ⁿ[14]). — Bei ne. *fir* ist die Vorgeschichte dunkel, da das Wort erst im 13. Jahrhundert auftaucht. Man denkt an skandinavischen Einfluß, aber E. Björkman[15]) äußert dagegen Bedenken.

Im Englischen stehen neben *quickbeam* 'Eberesche, Vogelbeerbaum' *quicken beam* und *quicken*. Das NED bemerkt zu *quicken*: „the northern equivalent of *quickbeam*, and presumably from *quick* adj., but the exact nature of the ending is not clear: in early use always in combination with *tree*.“ Diese letzte Bemerkung ist von Wichtigkeit: *quicken* wurde ursprünglich nur in Verbindung mit *tree* gebraucht, d. h. *quicken* war Adjektiv wie ne. *ashen, aspen, linden, witchen* (*witchen elm*, zum ae. Substantiv *wīce*) 'mountain ash', mundartliches *elmen* (*tree*).

---

[8]) Vgl. dazu NED: *elder*.

[9]) Vgl. J. Wright, Engl. Dial. Dict.

[10]) Die etymologischen Wörterbücher haben den Hinweis nicht beachtet.

[11]) K. Bülbring, Ae. Elementarbuch, § 169.

[12]) A. Heusler, Germania 34, 117.

[13]) Schweiz. Idiotikon I, 992.

[14]) Schweiz. Idiotikon I, 992.

[15]) E. Björkman, Scandinavian Loan-Words in Middle English, Halle 1900-1902, S. 261.

Auch *withen* 'Weide' ist von Haus aus ein Adjektiv zu *withe, withy,* wie auch das NED annimmt. Wenn hochenglischem *alder* in der Mundart von Shropshire *ollern* 'Erle'[16]) entspricht, so handelt es sich gleichfalls um ein altes Adjektiv. In die Mundart von Essex werden heute auch die Adjektive *ashen* und *oaken*[17]) als Substantive gebraucht.

Man sieht: was man für das Romanische in ausgedehntem Maß beobachtet hat, gilt auch für das Germanische. Auch da finden sich zahlreiche Baumnamen, die auf Adjektive zurückgehen. Den Übergang des Adjektivs zum Substantiv zeigt in der heutigen englischen Sprache deutlich *aspen* neben *asp*; das Concise Oxford Dictionary bemerkt zu *aspen:* „wrongly taken as noun used attrib. in *aspen leaf.*“ Ne. *quicken* aus *quicken tree,* mundartliches *oaken* aus *oaken tree* zeigen klar denselben Vorgang. Und alemannische Mundarten geben uns noch eine Vorstellung vom Gebrauch der von Baumnamen gebildeten Adjektive: *erligi Blätter* 'Erlenblätter', *vom erlige Holz*[18]) 'von Erlenholz', *eschis Laub*[19]) (*eschīnez loup) 'Eschenlaub', *aspis Laub*[20]) 'Espenlaub', *foregi agle*[21]) 'Nadeln von Föhren'.

Eine ähnliche Herausbildung eines Substantivs aus einem Stoffadjektiv zeigt sich auch außerhalb des Bereichs der Baumnamen. Ich füge zwei Fälle an, wo romanische und germanische Sprachen Ähnliches bieten.

Ae. *bærlīc* 'Gerste' = ne. *barley* wird von NED als Adjektiv betrachtet, das vom Substantiv *bere* gebildet worden ist. Es wurde wohl ursprünglich ähnlich gebraucht wie im Ne. das Adjektiv *wheaten* in *wheaten bread* oder *wheaten flour.* Diese Auffassung von *bærlīc* gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß auch lat. *hordeum* 'Gerste', das in frz. *orge* weiterlebt, ursprünglich ein Adjektiv war[22]).

Ahd., mhd. *swīn* 'Schwein' ist ein idg. Adjektiv **swīno-* 'zum Schwein gehörig'[23]), vgl. lat. *suinus.* In *Schweinefleisch*

---

16) J. Wright, Engl. Dial. Dict. I, 41.

17) Edward Gepp, An Essex Dialect Dictionary, London² 1923, S. 17 und 81.

18) Schweiz. Idiotikon I, 451.

19) I, 568.

20) I, 571.

21) I, 992.

22) So auch Leumann, a. a. O., S. 206.

23) Falk-Torp, Norweg.-dän. etym. Wtbch., S. 1218; Weigand-Hirt; Walde unter *sus;* außerdem R. Jordan, Die ae. Säugetiernamen. Anglistische Forschungen, Heft 12, S. 196. Anders Kluge und DWb. das jedoch auf den adjektivischen Sinn hinweist.

steckt ein neues, aus *swīn* gebildetes Adjektiv *swīnīn*. Die neuere Sprache bildet aus *Schwein* das Adjektiv *schweinern*, und dieses bezeichnet in der substantivierten Form *Schweinernes* eine Speise in Bayern und Österreich.

Auf dem Gebiet des Lateinischen läßt sich vergleichen *porcina* 'Schweinefleisch' vom Adjektiv *porcinus* : (*caro*) *porcina* [24]).

Breslau. **Wilhelm Horn.**

---

[24]) Leumann, a. a. O., S. 224. In rom. Mundarten setzt sich *porcina* fort, vgl. Meyer-Lübke, Rom. etym. Wtbch., Nr. 6663.

Konversation.

Es ist für den Germanisten nicht leicht, an der Ehrung des benachbarten Romanisten teilzunehmen, dem er sich, was Arbeitsstätte und Lehrgesinnung angeht, dankbar und verehrend nahe fühlt, dessen Arbeitsgebiet aber in notwendiger und darum berechtigter Sonderentfaltung ganz anders bestellt zu werden pflegt, als das seine. Gerade unser Jubilar hat dennoch eine Brücke zu schlagen gewußt mit der besonnenen und fruchtbaren Pflege, die er seit langem in eigenen und von ihm beratenen Arbeiten der Schlagwortforschung angedeihen läßt. Er hat hier gern den Vorsprung der deutschen Wortforschung anerkannt und mit ihrem Verfahren gleichen Erträgnissen auf romanischen Boden nachgetrachtet. So mag es am Ort sein, einmal an einem Schlagwort, das beiden Sprachwelten gemeinsam ist, zu zeigen, was in deutschen Landen aus einer Anregung von der Romania her geworden ist.

Denn die romanischen Nachbarn sind es, denen die Deutschen Begriff und Wort Konversation verdanken. Die Engländer sind hier weit zurückgeblieben: während Littré frz. *conversation* seit dem 12. Jahrhundert nachgewiesen hat, kann Murray im *New English Dictionary* 2 (1893) 940 f. engl. *conversation* in den Bedeutungen „Aufenthalt" und „Umgang" nicht vor 1340 nachweisen; als „Gedankenaustausch" tritt das englische Wort zuerst in Sidneys *Arcadia* 1580 auf und als „Gespräch" wieder mehr als hundert Jahre später: 1694 im Titel von J. Wright, *Country Conversations, chiefly of the modern comedies,* 1716 in einem Brief der Lady Montague: *I had the honour of a long conversation with him last night*. Es ist schwer, ein Wort, das derart zögernd in die Sprachgeschichte eintritt, wie *conversation* ins Englische, als Zeugen einer bestimmten geistigen Haltung der Vorzeit gelten zu lassen, die doch die Zeitgenossen mit einem Ruck ergriffen und ihre Sprache sogleich gefärbt haben sollte.

Im Deutschen ist das beim Fremdwort Konversation durchaus der Fall: es gehört zu den Schlagworten der Alamodezeit, wie sie Fritz Schramm im Beiheft zum 15. Band der Zeitschrift für deutsche Wortforschung (Straßburg 1914) mit umfassender Belesenheit und gutem Urteil gekennzeichnet hat. Er hebt aus der Fülle der hierher gehörigen Wortgeschichten elf

heraus: nach den beherrschenden Begriffen Alamode und Mode die Personenbezeichnungen Kavalier, Monsieur, Galan, Dame und Mätresse sowie die Sachwörter Kompliment, Baselman, Favor und Reputation. Konversation fehlt in seiner Reihe. Das ist schade, denn das Wort hat bis in die Sprache unserer Tage eine bemerkenswerte Rolle gespielt, nicht zuletzt in der Zusammensetzung Konversations-Lexikon. Wir danken sie dem Zufall, daß der Verleger Brockhaus 1795 sein zukunftsreiches Werk im Namen an das „Reale Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexicon" angelehnt hat, das Johann Hübner zuerst 1704 herausgegeben hatte. Hübner begründet den Titel damit, daß sein Werk „keine Cathedralische Erudition, sondern nur allerhand zum täglichen politischen Umgang mit gescheuten Leuten unentbehrliche Stücke der galanten Gelehrsamkeit" enthalte. Besser kann man aber den Ton gar nicht treffen, in dem die Alamode-Zeit Begriff und Wort Konversation angewendet wissen wollte. In ihm reicht ein Stück der galanten Zeit bis in unsere Gegenwart, und das verdient dargestellt zu werden. Bisher waren wir auf den knappen Umriß angewiesen, den Hans Schulz im Deutschen Fremdwörterbuch 1 (1913) 390 f. gezeichnet hat und der Konversation als alamodisches Schlagwort nicht erkennen läßt. Eine Erleichterung danken wir dieser Skizze immerhin: sie zeigt, daß unsere Wortgeschichte das Zeitwort konversieren beiseite lassen darf: in der älteren Bedeutung „Umgang haben mit" stammt es unmittelbar aus lat. *conversari*, hat also mit der alamodischen Welle nichts zu tun; in der bis heute geläufigen Bedeutung von frz. *converser* zeichnet es lediglich die Entwicklung des Substantivs nach, in zeitlichem Abstand und so, daß neue Gesichtspunkte von daher nicht zu hoffen sind.

Noch einen Abstrich dürfen wir vornehmen. Im Deutschen des 16. Jahrhunderts bedeutet *conversation* (immer so geschrieben) „Umgang mit jem." Den Beginn dieses Wortgebrauchs hat H. Schulz mit 1542 zutreffend bestimmt, aber er hat nicht gesehen, daß unmittelbar an lat. *conversatio* anzuknüpfen ist, wenn in seinem frühesten Beleg Sleidan, Zwei Reden 55 vom Papst sagt, *nit Christi, sondern S. Petri seines Vorfaren ... leben und conversation* sei für ihn maßgebend. Dasselbe gilt für alle Belege des Sinnes „Wandel, Verkehr": sie gehören samt dem entsprechenden *conversieren* nicht zu den Schlagwörtern der Alamode-Gruppe und sind nicht dem frz. Vorbild verpflichtet, sondern eher dem spanischen (*Dicc. de la lengua castell., Ed.* 3, S. 257 [a]) und dem italienischen (Tommaseo 1 II 1708 [b]). Das wird deutlich an der Bedeutung „Handelsverkehr", die bei Eyzinger, *Rel. hist.* 3 (1591) 106 hervortritt: *Niemandt auß denen wider den König von Hispanien zusamen*

verbundtenen solte sich vnderwinden, mit denen, so aufs königs seitten, die wenigist handelung oder Conuersation zutreiben. Viel häufiger ist die umfassende Bedeutung „Verkehr“; sie dauert weit über das von H. Schulz I 390 angenommene Endjahr 1590 hinaus. Die Belege reichen bis 1669 und sind so häufig, daß hier nur eine begrenzte Auslese geboten werden kann. Am 20. Juli 1565 schreibt Herzog Friedrich 3. von Liegnitz an Kaiser Maximilian II. (*Scriptores rerum siles.* 4, 225): *dann meyne hertzliebste Hertzoginn vnd Gemahl gewislich nicht alleyn solcher Leutte Conuersation vnnd Wandel gehessigk;* Ägidius Albertinus, Guevaras 9. Ausschreiben (1599) 65[b]: *Christus war gleichwol demütig vnd sanfftmütig in der conversation, gedultig in der schmach, arm in Kleydern vnd behutsam im Reden*; ders., Unzeitiger Fürwitz (1617) 4: *Wenn er gewust hette, daß dieser Heyrath jhn die Conversation seines Freundes solte benommen haben;* Heupold, *Dictionarium* (1620) 115: *Conuersation/beywohnung;* Grimmelshausen, Simpl. (1669) 501 Ndr.: *bald hatte er Gäste, und bald ward er wider zu Gast geladen, und nam seine conversation fast täglich zu.* Eine Bedeutung „Benehmen, Lebensführung“ schließt hier nahe an: Albertinus, Tummel- und Schauplatz (1612) 439: *die schöne federn vnd farb der ehrlichen Conuersation vnnd Wandels erlangen.* Auch die weitere „geschlechtlicher Verkehr“ wird ohne neuen Anstoß von außen beim gleichen Schriftsteller erreicht: Hauspolizei (1602) 155: *solche Gesellen suchendt nit ... deines Weibes Freundtschafft, sondern jhr familiaritet vnnd Gemeinschafft, dann die Freundtschafft begert nichts anders, als ein communication vnd ehrlichs Gespräch, aber die familiaritet wird verkehrt in ein gefährliche conversation.*

Ein Wort, das so tief gesunken war, konnte nicht wieder zu einem durch die Jahrhunderte triebkräftigen, würdigen Leben aufsteigen, ohne daß Hilfe von außen kam. Sie ist in unserm Fall vom frz. *conversation* „Unterhaltung“ gekommen, dessen Vorgeschichte hier nicht zu schreiben ist. H. Schulz setzt die erste Spur des neuen Auftriebs ins Jahr 1597, aber sein eigenes Zeugnis von 1590 zeigt Konversation mindestens schon im Übergang von „Verkehr“ zu „Unterhaltung“. Damals nennt der schon angeführte Eyzinger, *Rel. hist.* I 139 einen Fürsten *lieblich in der conuersation mit den leuten.* Fortan fließt das alamodische Schrifttum, das Schramm den Stoff zu seinen Wortgeschichten geliefert hat, über von Zeugnissen für Konversation im modischen Sinn. Wieder hat es kaum Wert, die Belege zu häufen. Nur die wichtigsten daran beteiligten Schriftsteller mögen in zeitlicher Folge mit je einem kennzeichnenden Zeugnis vertreten sein: Chytraeus, Casa's *Galateus* (1597) 123: *es begibt sich eben so wol in der Conuersation, vnderredung vnd wandel desz ge-*

meinen Lebens; Aeg. Albertinus, Guevaras Güldenes Sendschreiben (1598) 144 : *sie war dermaszen freundtlich in jhren conuersationen;* Guarinonius, Greuel der Verwüstung (1610) 1173: *also spüren die Spacierenden, daß sie in lustiger vnd lieblicher Ansprach, Conuersation oder Disputation uber Landt, vnuersehens ein langen Weg ... lustig fortschritten;* Hainhofer, Reisetagebuch (1617) 46: *und florirt dise Statt Stettin benebs an Gelehrten, an Hof- und an Kaufleuten, so dasz einer Ansprach und Conversation findet, worzu er Lust hat;* Khueffsteiner, Diana (1624) Oo 8[b]: *weil sie den verwichenen Tag so viel gegangen vnd geredet hatten, auch theils vnter denen Damas etwas schläfferig sich befunden, ward ferner Conversation vnd Music nach vollbrachtem Nachtmal eingestellt;* Wallenstein, Briefe hgg. von Förster 1 (1628) 370: *Das der herr in conversation ihnen fürbringt, das ich gar nicht drauf dringen thue, das die 1500 man in der Statt sein solten;* Opitz, Sidneys Arcadia (1643) 403: *beraubte sie hingegen diese Amazonin der hertzlichen Lusten, welche sie vber der holdseligen vnnd annemblichen Conversation jhrer schönen Philoclea empfangen hatte;* Schupp, Rachg. Lucidor (1658) A 9[b]: *ich kenne ... Lucidors humeur, und weisz aus vieler Conversation, wie man ihn angreiffen müsse, wann man Ihn fangen wil;* Becher, *Methodus* (1668) e 4[b]: *daß die Sprache nötig seye zur civilen Conversation;* Grimmelshausen, Simpl. (1669) 148 Ndr.: (der Hofmeister) *war ein Mann nach meinem Hertzen, dan er war still, verständig, wolgelährt, von guter, aber nicht überflüssiger Conversation;* Chr. Weise, Polit. Redner (1679) 164: *weil ich ... etwas zu blöde gewesen bin, dieselbe mit einer schlechten Conversation in einiges Miszfallen zu versetzen;* Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen (1687) 9: *etliche sich in täglicher conversation hauptsächlich beliebt zu machen wissen.*

Es ist keiner unter diesem Dutzend Belege — und wenn wir weitere Dutzende hinzufügen wollten, wäre es nicht anders — in dem man nicht Konversation ohne Schaden mit Unterhaltung, Unterredung, Gespräch, Gedankenaustausch, Zwie- oder Aussprache verdeutschen könnte. Man fühlt trotzdem klar, was alle diese guten und schlechten Schriftsteller und Briefschreiber zu dem anspruchsvollen und doch bei den meisten von ihnen so hohlen Fremdwort führen mußte. Sie waren samt und sonders dem preciösen Sprachstil verfallen, der dem Barock in der Baukunst entspricht, jener umständlich unnatürlichen Sprech-, Schreib- und Dichtweise vornehmlich des 17. Jahrhunderts, die in gesuchten Vergleichen, gehäuften Beiwörtern und vor allem in überflüssigen Fremdworten Geist und Fülle sucht und doch nur erreicht, daß der dürftige Inhalt der Rede in schreiendes Mißverhältnis zu dem aufgewendeten Wortschwall gerät. Unser

Stichwort lehrt uns die Quelle dieses alamodischen Stils im Ausland finden. Aber eine Zeitströmung in Deutschland selbst mußte den fremden Vorbildern mindestens entgegenkommen, sonst hätten sie so stark und breit nicht wirken können. Diese Stimmung weht uns aus unseren Zeugnissen entgegen, die laut und wortreich genug sind, um ohne viel Erläuterung für sich selbst zu sprechen.

Gießen. ALFRED GÖTZE.

Chevalier d'industrie.

Mit dem Ausgang des Mittelalters erfährt die Bezeichnung chevalier in Frankreich eine starke Bedeutungserweiterung. Angehörige bürgerlicher Korporationen nehmen in ihrer Zunftverfassung den Titel chevaliers an. So bezeichnen die Statuten der merciers ihre unter einem roi stehenden Mitglieder als *chevaliers de mercerie* [1]). Die Bedeutungserweiterung bringt eine Bedeutungsverschlechterung mit sich, die mitbedingt ist durch den allgemeinen Niedergang des Rittertums. Zahlreiche Ausdrücke, in denen die Bezeichnung „Ritter" im scherzhaften oder ausgesprochen pejorativen Sinn gebraucht wird, zeugen von dieser — übrigens verschiedenen europäischen Sprachen [2]) gemeinsamen — Entwicklung. Aus dem Französischen seien aus älterer und neuerer Zeit von derartigen Bildungen einige angemerkt:

chevalier de la coupe ist als scherzhafter Beiname eines Trinkers bezeugt [3]). *chevalier de Cornouaille* als Bezeichnung des „cornard" wird von A. Oudin erwähnt [4]). *chevalier du lustre* nennt man die claqueurs bei einer Theateraufführung [5]). Zur Bezeichnung eines Gecken, der eine rote Nelke wie einen Orden im Knopfloch trägt, dient *chevalier du printemps* [6]), während man unter *chevalier de mercredi* im Literatenargot jemand ver-

---

[1]) A. Vitu, *Le jargon du XVe siècle, étude philologique* ... Paris 1884. Discours préliminaire, p. 19 ff.

[2]) Zum Deutschen vgl. die bei Grimm (s. v. *Ritter*), zum Englischen die im Oxforder Wörterbuch (s. v. *knight, squire*) verzeichneten zahlreichen Belege.

[3]) P. J. Leroux, *Dictionnaire comique, satyrique, critique, burlesque, libre et proverbial.* Pampelune 1786 s. v. *chevalier*, wo ein Beleg aus Saint-Amant angeführt wird. — Vgl. deutsch *„Kannenritter"*. Grimm s. v. *Ritter.*

[4]) *Curiositez françoises.* Paris 1640. Wegen der in dem Ausdruck enthaltenen Anspielung auf *cornes* vgl. meine *Studien z. Geschichte des Wortspiels im Französischen* (Gießener Beiträge zur romanischen Philologie, Heft XIII) S. 78. 79.

[5]) L. Larchey, *Dictionnaire de l'argot parisien.* Paris 1872. S. 90 b. Delvau, *Dictionnaire de la langue verte,* Nouv. éd. Paris 1883. S. 83 a. Bescherelle, *Nouveau dictionnaire national* s. v. *chevalier.* Sachs-Villatte, *Dictionnaire* s. v. *chevalier.*

[6]) Larchey, *Dict. d. l'argot parisien.* S. 90 a. Sachs-Villatte, *Dict.* s. v. *chevalier.*

steht, der der sich als Kritiker und Protektor in unbedeutenden Dingen aufspielt [7]).

Ursprünglich auf Vertreter des Ritterstandes gemünzt, dann aber spottend im weiteren Sinn angewandt werden, neben allein gebrauchten *chevalier* [8]), Bildungen wie *chevalier errant* [9]), *chevalier courant* [10]), *chevalier d'aventure* [11]), *chevalier de fortune* [12]), *chevalier* (*cavalier*) *à pied* [13]). Cervantes' das Rittertum karikierender Roman Don Quichotte hat die französische Sprache um den Ausdruck *chevalier de la triste figure* [14]) bereichert. In Frankreich finden die Ritterorden eine Parodie in zahlreichen nach ihrem Vorbild eingerichteten burlesken Vereinigungen, von denen der *Ordre des chevaliers de la Joye sous la protection de Bachus et de l'Amour* in Mezières und die *Chevaliers de la Grappe* in Arles erwähnt seien [15]).

In entsprechender Weise werden Spottnamen auf Ausübende eines bestimmten bürgerlichen Gewerbes [16]) gebildet. Hierher gehören *chevalier de l'aune* [17]), — *du mètre* [18]): Verkäufer in einem Manufakturwarenladen, Ellenreiter; *chevalier de la courte lance* [19]): Schuhflicker; *chevalier du crochet* [20]): Lumpensammler.

---

[7]) Sachs-Villatte, *Supplément* s. v. *chevalier*.

[8]) Leroux, *Dict. com.* s. v. *chevalier:* „par ironie un amant, un avanturier, un homme à bonne fortune, un galant homme, qui aime la galanterie, le commerce des femmes." — Sachs-Villatte, *Dict.* s. v. *chevalier*.

[9]) Dassoucy, *La guêpe de cour* (in: *Poësies et lettres,* Paris 1653. p. 129). Bescherelle, *Nouv. dict. nation.* s. v. *chevalier*.

[10]) *Le cabinet satyrique* 1618 (p. p. F. Fleuret et L. Perceau, Paris 1924) II, 54.

[11]) Bescherelle l. c.

[12]) Bescherelle l. c. (Beleg aus Le Sage.)

[13]) Claude le Petit, *Oeuvres libertines* p. p. F. Lachèvre. Paris 1918. (*Le Bordel des Muses. Paris ridicule.* p. 146. — *Madrid ridicule* p. 172.)

[14]) Sachs-Villatte s. v. *chevalier*. Nach Bescherelle auch Name eines Gesellschaftsspiels.

[15]) Vgl. *Variétés historiques et littéraires* p. p. E. Fournier. Paris 1857 VII, 237 f., wo die Statuten des zuerst genannten Ordens abgedruckt, und in einer Anmerkung zahlreiche ähnliche Vereinigungen nachgewiesen werden. — Zu *chevalier de la grappe* vgl. oben erwähntes *chevalier de la coupe*.

[16]) Der Unterschied zwischen solchen Bezeichnungen und dem oben erwähnten Ausdruck *chevalier de mercerie* besteht darin, daß dort eine satirische Absicht nicht vorliegt. — Wegen entsprechender Spottnamen im Deutschen und Englischen vgl. Belege im Wörterbuch von Grimm und im Oxforder Wörterbuch.

[17]) L. Larchey, *Dict. de l'argot parisien.* S. 90 b. Sachs-Villatte l. c. s. v. *chevalier*. Bescherelle l. c. s. v. *chevalier*.

[18]) Sachs-Villatte l. c. Delvau, *Dict. d. l. langue verte* S. 82 a.

[19]) Sachs-Villatte *Suppl.* s. v. *chevalier*.

[20]) Sachs-Villatte l. c. s. v. *chevalier*. Larchey l. c. S. 90 b. Delvau l. c. s. v. *chevalier*. Bescherelle l. c. s. v. *chevalier*.

Besonders häufig werden Angehörige des Spitzbuben- und Bettlerstandes, allerlei fahrendes Volk und lichtscheues Gesindel mit dem Titel chevalier bedacht. Es seien angeführt: *chevalier de la courte (petite) épée* [21]), — *de la serpette* [22]): Bezeichnung für den mit Hilfe eines Messerchens sein Gewerbe ausübenden Taschendieb (Beutelschneider); *chevalier grimpant* [23]): Dieb, der sich in ein Haus einschleicht und den ersten besten Gegenstand stiehlt; *chevalier de la grippe* [24]): Gauner; *chevalier du salon* [25]), — *du tapis vert* [26]), — *de l'Hellade* [27]), — *du lansquenet* [28]): Falschspieler. — Als *chevalier de la guirlande* [29]) bezeichnet der Volkswitz den Galeerensträfling, als *chevalier de l'ordre de Jean Guillaume* [30]), den Gehenkten. Nach dem zu Beginn des 16. Jahrhunderts bekannten Bettler Ragot werden die das gleiche Gewerbe Ausübenden gelegentlich *chevaliers du roi Ragot* [31]) genannt. — Angefügt seien hier noch die Argotausdrücke: *chevalier du bidet* [32]); *chevalier de la rosette*, — *de la manchette* [33]).

In diese Reihe gehört auch *chevalier d'industrie* (bis ins 18. Jahrhundert in der Form *chevalier de l'industrie* gebräuchlich [34])). Der Geschichte dieses Ausdrucks sei im folgenden nachgegangen.

---

[21]) Régnier, *Satyre* X:

> L'autre estoit des suivants de madame Lippée,
> Et l'autre *chevalier de la petite épée.*

F. Michel, *Études de philologie comparée sur l'argot et sur les idiomes analogues parlés en Europe et en Asie.* Paris 1856. p. XXXVIII. Sachs-Villatte l. c. s. v. chevalier. Vgl. die zu *Le cabinet satyrique* II, 532 (*Sur l'épée d'un courtisan*) gegebene Erklärung des Herausgebers.

[22]) Dassoucy, *La prison de M. Dassoucy* (*Aventures burlesques.* Nouv. éd. avec préface et notes p. E. Colombey, Paris 1858. S. 406. 440).

[23]) *Mémoires de Vidocq.* Paris 1829. IV, 280 f. Sachs-Villatte l. c. s. v. *chevalier.* Bescherelle l. c. s. v. *chevalier.*

[24]) Larchey, *Nouv. Suppl. du dictionnaire d'argot.* Paris 1889 S. 54b. Sachs-Villatte *Suppl.* s. v. *chevalier.*

[25]) Sachs-Villatte l. c. s. v. *chevalier.*

[26]) Ib.

[27]) Ib. — Zur Erklärung des Ausdrucks diene ein Hinweis auf *grec* Falschspieler, Betrüger.

[28]) Delvau l. c. s. v. *chevalier.*

[29]) Larchey, *Nouv. Suppl. du dict. d'argot.* S. 55a. Anspielung auf die Ketten, mit denen die Galeerensträflinge zusammengeschlossen waren.

[30]) A. Oudin, *Curiositez françoises.* Paris 1640. s. v. *chevalier.*

[31]) L. Sainéan, *Les sources de l'argot ancien.* Paris 1912. I, 38. — Ob ein Zusammenhang zwischen dieser Bezeichnung und den oben erwähnten *chevaliers de mercerie* besteht, deren Statuten den mittelalterlichen Bettlervereinigungen zum Vorbild dienten, lasse ich dahingestellt.

[32]) Sachs-Villatte *Suppl.* s. v. *chevalier.* Delvau l. c. S. 507.

[33]) C. Villatte, *Parisismen.* 2e éd. Paris 1888. s. v. *chevalier.*

[34]) Einen Erklärungsversuch dieser Form s. *Courrier de Vaugelas.* Xe année. No. 12. 15 nov. 1880. p. 99.

Francisco de Quevedo Villegas hatte in seinem 1626 erschienenen Schelmenroman *Historia de la Vida del Buscón* anschaulich das Leben und Treiben einer Madrider Gesellschaft von Spitzbuben und Schmarotzern geschildert, die auf die raffinierteste Weise ihre Betrügereien ausführt. Wie andere Bettler- und Spitzbubenorganisationen [35]) sind die Mitglieder zu einer festen Körperschaft mit gemeinsamer Wohnung, gemeinsamer Kasse und gemeinsamen Statuten zusammengeschlossen. Sie bedienen sich einer besonderen Gaunersprache. Als Patronin ihres Ordens haben sie die *industria* („Betriebsamkeit, Geschicklichkeit") erwählt, deren Ritter sie sich nennen. Die Mitglieder des Ordens, z. T. heruntergekommene Edelleute, die trotz ihres unsauberen Gewerbes unter allen Umständen das äußere Dekorum zu wahren suchen [36]), sind, wie bei den anderen erwähnten Organisationen, weiterhin in verschiedene Kategorien eingeteilt: „Entre nosotros nos diferenciamos con diferentes nombres: unos nos llamamos caballeros hebenes; otros gueros, chanflones, chirles, traspillados y caninos" [37]).

Ein dem frz. *chevalier de l'industrie* genau entsprechender Ausdruck, — analog etwa dem von Quevedo in einem anderen Werk geprägten *caballero de la tenaza* [38]), — ist im *Buscon* nicht anzutreffen. Die Gauner, die sich die *industria* als Leitstern ausersehen haben, werden, ihrem ursprünglichen Stand entsprechend, kurzweg *caballeros, hidalgos* [39]) genannt. Einmal begegnet *cofrades del estafon.*

Diese verschiedenen Ausdrücke gibt Quevedos erster französischer Übersetzer De la Geneste in seiner 1633 erschienenen, in der Folgezeit häufig neugedruckten [40]) Übersetzung *L'avan-*

---

35) Vgl. für Spanien die in Cervantes' Novelle *Rinconete y Cortadillo* geschilderte Gaunerbruderschaft in Sevilla.

36) Die Figur des bettelarmen Edelmanns, der um keinen Preis seine bedrängte Lage eingesteht und sich durch seiner Hände Arbeit ernährt, begegnet im spanischen Roman dieser Zeit häufig. Ich erwähne den *Lazarillo de Tormes,* worin ein solcher Edelmann schließlich auf die schiefe Bahn von Quevedo's Glücksrittern gerät. Über den *hidalguisme* in Cervantes' *Don Quichotte* vgl. A. Morel-Fatio, *Études sur l'Espagne.* Première série. Paris 1895. S. 337 ff.

37) *Vida del Buscón* p. p. Américo Castro (*Clásicos Castellanos,* Madrid 1911), cap. XIII, p. 146.

38) *Cartas del caballero de la tenaza.* 1627.

39) Daß diesen Standesbezeichnungen gleichzeitig ein verächtlicher Nebensinn anhaftet, ist anzunehmen. Wie sehr diese Titel auch im Spanischen gesunken waren, ergibt sich z. B. aus Cervantes' Novelle *Rinconete y Cortadillo,* wo die beiden den niedersten Kreisen entstammenden Strolche sich mit señor *gentilhombre,* señor *caballero* und señor *hidalgo* anreden.

40) Vgl. E. Mérimée, *Essai sur la vie et les œuvres de F. de Quevedo* Paris 1886. p. 450 f.

turier Buscon, histoire facétieuse durch *chevalier de l'industrie, cavalier de l'industrie, confrère de l'industrie* wieder. Der hidalgo, der den Buscon mit den Regeln des Ordens bekannt macht, wird bei De la Geneste zum *chancelier de l'industrie.*

Wir werden kaum fehlgehen mit der Annahme, daß De la Geneste, durch Quevedo's Roman angeregt, den Ausdruck *chevalier de l'industrie* zuerst in die französische Sprache eingeführt hat. Einen Hinweis auf die erste Verwendung des Ausdrucks mit Bezug auf Quevedos Buscon und seine Genossen geben ältere französische Lexikographen, so Furetière [41]) und das Dictionnaire von Trévoux [42]), während neueren Wörterbüchern, wie Littré und dem Dictionnaire général, die keinen Beleg vor 1653 bringen, diese Beziehung unbekannt ist. Auch bei diesem bisher ältesten bekannten Beleg vom Jahr 1653 in Dassoucy's burlesker *Voyage de Sens* [43]), wo der Autor der „grand confrairie des *Chevaliers de l'industrie,* de qui les beaux jours sont passés" gedenkt, ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß ihm dabei die Schelmenzunft in Quevedos *Buscon* vorschwebt, zumal Dassoucy's Gedicht auch sonst Vertrautheit mit dem pikaresken Roman der Spanier erkennen läßt [44]). — Ausschließlich auf die Helden des Quevedo'schen Romans wird der Ausdruck *chevalier de l'industrie* in der 1661 veröffentlichten *Histoire de Sibus* bezogen, wo unter den angeblichen Schriften des Schmarotzers Sibus ein *Commentaire sur le passage de Buscon, où il est parlé des chevaliers de l'industrie* erwähnt wird [45]). — Unverkennbar ist auch der Einfluß von Quevedo's *Buscon* auf F. C. Oudin's 1670 erschienene Novelle *Le Chevalier de l'Industrie* [46]). Das Zusammentreffen des mittellosen La Montagne mit dem Industrieritter auf der Landstraße, die Schilderung, die dieser von seinen Gaunerstreichen gibt, stellt eine genaue Parallele zum 12. und 13. Kapitel des Quevedo'schen Romans dar, wo der Industrie-

---

[41]) s. v. *chevalier:* L'Aventurier Buscon de Quevedo est le premier qui a été apellé *Chevalier d'industrie.* — s. v. *industrie:* L'Aventurier Buscon décrit agréablement l'ordre des *Chevaliers de l'industrie,* qui vivent d'industrie.

[42]) s. v. *chevalier* entsprechend Furetière s. v. *chevalier.*

[43]) *Le Voyage de Sens, où l'Auteur se raille soy-mesmes* (in: *Poësies et lettres de M. Dassoucy.* Paris 1653. p. 139).

[44]) Vgl. ib.: grand luminaire des *Gusmans* (Anspielung auf Mateo Alemán's *Vida del picaro Gusman de Alfarache*). Ferner ib.:

En moy, ton pauvre *lazarille* . . . .
Influe un traict de ta clarté.

(Anspielung auf *Lazarillo de Tormes*).

[45]) *Variétés historiques et littéraires* p. p. É. Fournier. VII, 131.

[46]) *Nouveau Recueil de Divertissemens Comiques.* Paris 1670. p. 68-96.

ritter auf dem Weg zur Residenz den Buscon in die Geheimnisse seines Ordens einweiht. Quevedo's und Oudins Industrieritter huldigen dem gleichen Grundsatz: ohne Geld und ohne Arbeit auf anderer Leute Kosten zu leben. Vorbedingung für beide ist gute Kleidung, — doch nur soweit sie am Körper sichtbar ist [47]), — ein vornehmer Titel und gewandtes Auftreten. Von besonderer Bedeutung ist jedoch, daß Oudin den Vorgang auf französischen Boden verlegt und seinen nach Quevedo kopierten Industrieritter zum Franzosen macht.

Ganz losgelöst vom spanischen Ursprung in der allgemeinen Bedeutung „Hochstapler" erscheint *chevalier de l'industrie* erst 1672 in Montfleury's Komödie *La Fille Capitaine* [48]):

Vous vous faites nommer monsieur le *chevalier*,
Et vous êtes de ceux dont la *chevalerie*
N'eut jamais à Paris *d'ordre* que *l'industrie.*

Irreführend wirkt bei diesem Tatbestand eine Bemerkung von Michelet [49]), der die Entstehung des Ausdrucks in Beziehung setzt zu der Tatsache, daß um 1690 der Adel in stärkerem Maße als zuvor an Glücksspiel und ähnlichen zweifelhaften Unternehmungen sich beteiligte [50]). Daß die Bezeichnung schon lange vor dieser Zeit vorkommt, daß sie durch ein spanisches Literaturwerk und nicht durch soziale Verhältnisse in Frankreich angeregt wurde, ist erwiesen. Dagegen mögen die von Michelet geschilderten Verhältnisse dazu beigetragen haben, den Ausdruck populär zu machen. Daß sich zu der von Michelet angegebenen Zeit gewisse Gesellschaftskreise in Frankreich durch

---

[47]) Die Teile der Kleidung, die nicht in die Augen fallen, glauben beide entbehren zu können. Vgl. Quevedo, *Buscón*, chap. XIII, p. 153: Quien ve estas botas mías, cómo pensará, que andan caballeras en las piernas en pelo, sin media ni otra cosa? Y quien viere este cuello, por qué ha de pensar que no tengo camisa? ... Ganz entsprechend heißt es bei Oudin (S. 76): ma chemise n'a de la toille qu'aux endroits qui ne se peuvent cacher, et mon bas à botter est fait avec la peau de mes jambes, en un mot, je suis botté à crud.

[48]) Akt I, Sz. 9.

[49]) *Histoire de France.* XIII[e] tome. *Louis XIV et le Duc de Bourgogne* (Paris, Flammarion s. d.). Chap. VIII, p. 124: Des professions nouvelles commencent pour la noblesse; d'innombrables tripots, au tournois de leurs tapis verts, voient jouter la chevalerie nouvelle; un mot a enrichi la langue: *chevalier d'industrie.*

[50]) In einem Erklärungsversuch von Eman Martin (*Courrier de Vaugelas.* X, No. 11. p. 84) wird die zu Beginn des 17. Jahrhunderts grassierende Leidenschaft für das Glücksspiel verantwortlich gemacht für die Entstehung des Ausdrucks. Auf diese Behauptung einzugehen hat deshalb keinen Zweck, weil der Verfasser zwar zahlreiche Belege für das Vorhandensein von Spielhäusern, aber nicht einen einzigen für den Ausdruck *chevalier de l'industrie* aus dieser Zeit beibringt.

die Bezeichnung Industrieritter betroffen fühlten, beweist das Schicksal eines gegen Ende des 17. Jahrhunderts anonym erschienenen Theaterstücks *Le chevalier de l'industrie.* Sénecé berichtet von einer Intrigue, die das Stück wegen seiner satirischen Tendenz zu Fall brachte[51]):

Je comprends, siffleurs apostés,
Opprobre de votre patrie,
Par quels motifs vous insultez
Au Chevalier de l'Industrie.

Vous voyez qu'on prend le chemin
De démasquer votre imposture;
Vous craignez qu'une habile main
Ne vous peigne d'après nature.

Auteur que je ne connois point,
Console-toi de ta disgrâce;
Sa grandeur t'égale à ce point
Aux gens de la première classe.

Vielleicht ist das von Sénecé erwähnte Stück identisch mit dem sonst gänzlich unbekannten anonymen Lustspiel *Le Marquis de l'Industrie,* das bei seiner ersten und einzigen Aufführung in der Comédie française am 25. Januar 1698 nicht zu Ende gespielt werden konnte[52]).

Gleichwohl hat sich der Industrieritter auf der Bühne durchgesetzt, und der Typ des Betrügers tritt unter der Bezeichnung *chevalier d'industrie* in Theaterstücken des 18. und 19. Jahrhunderts nicht selten auf. So charakterisiert Brueys zwei Personen seiner Komödie *La Force du Sang* (1721) im Personenverzeichnis als *fourbes ou chevaliers de l'industrie.* In dem Personenverzeichnis des Revolutionsstückes *L'Intérieur des Comités révolutionnaires ou les Aristides* (1795) erscheint Aristide, ancien *chevalier d'industrie*[53]). Von Theaterstücken, die die Be-

---

[51]) *Oeuvres posthumes* p. p. E. Chasles et P. A. Cap. Paris 1855 (Bibl. elzévirienne) p. 272-274: *Sur un désordre arrivé à la comédie par une cabale pour faire tomber une pièce intitulée: Le Chevalier de l'Industrie à sa première représentation.*

[52]) Vgl. die Bemerkung bei A. Joannidès (*La Comédie française de 1680 à 1900. Dictionnaire général des pièces et des auteurs.* Paris 1901. *Table alphabét. des pièces,* p. 56[a]): *Le Marquis de l'Industrie,* comédie en 5 actes, en vers (?) (Anonyme). 25 jan. 1698. (A la première et unique représentation, la pièce n'a pas été achevée.) — Der von É. Fournier (*Var. hist. et litt.* VII, 131. Anm. 3.) aus dem Titel dieses Stückes gezogene Schluß: „Pour les fameux de l'ordre [des chevaliers de l'industrie], il y avait même un titre plus élevé; on disait un *marquis de l'industrie*" würde sich erst aus dem Stück selbst erweisen lassen.

[53]) Nach E. Lintilhac, *Histoire général du théâtre en France* V, 57.

zeichnung im Titel führen, seien erwähnt: *Le prodigue par bienfaisance ou le chevalier d'industrie* von J. A. Bourlain, dit Dumaniant (1791). — *Le hableur ou le chevalier d'industrie* (1795) von C. P. Ducancel [54]). — *Le chevalier d'industrie* von A. Duval (1809). — *Mme Bocquet et le chevalier d'industrie* von E. Moreau (1837).

Wie Quevedo's Industrieritterschaft Betrüger verschiedenster Art vereinigt, so ist der Ausdruck *chevalier d'industrie* zu einer Bezeichnung für Spitzbuben und Gauner mannigfachster Art geworden. Als „gens qui n'ont point de bien, qui subsistent par leur adresse et leur industrie, comme les filoux, flatteurs, écornifleurs, donneurs d'avis", oder als „escroc, filou, parasite qui n'a point de bien et qui ne subsiste que par son adresse ou aux dépens des autres" definiert Furetière den Begriff *chevalier d'industrie*. Ähnlich äußern sich Richelet, das Wörterbuch von Trévoux und das der Academie, die darauf hinweisen, daß das Wort nur im schlechten Sinn gebraucht wird. Leroux [55]) umschreibt den Ausdruck, den er dem „style polisson" zuweist, mit „fourbe, filou, homme adroit, gaillard", während S. Mercier die Industrieritter als „escrocs fins" von den gewöhnlichen filoux unterscheidet [56]).

Spitzbuben verschiedenster Art sind in dem 1788 erschienen Aufsatz *Traits d'escroqueries des chevaliers d'industrie de Paris* [57]) unter dem Namen Industrieritter zusammengefaßt. Eine ähnlich weite Bedeutung hat das Wort in einer Abhandlung Arago's über die Industrieritter von Paris im 19. Jahrhundert [58]). Nach seinen Angaben sind die mannigfaltigsten Spielarten des Industrierittertyps in allen Klassen der Gesellanzutreffen [59]): „... cette classe d'individus sans cesse en mouvement, se rencontre partout, dans les hauts salons, dans la demeure de l'infortune, dans l'atelier du peintre, dans le cabinet de l'homme de lettres. Vous en voyez en chapeaux à plumes..., vous en trouvez en épée au côté, en dossier sous le bras, en redingote usée, en habit de fashionable, en veste de peuple, en

---

[54]) Im Anschluß hieran sei aus der Revolutionszeit noch angemerkt die vielleicht von *chevalier d'industrie* beeinflußte Neubildung *patriote d'industrie*, die C. Desmoulins im *Vieux Cordelier* (1794) No. IV. S. 58 prägt.

[55]) *Dict. com., sat., crit., libre et proverb.* s. v. *chevalier*.

[56]) *Tableau de Paris*. Nouv. éd. Amsterdam 1782. I, chap. XXXI, p. 55.

[57]) *Cahiers de Lecture* 1788. No. IX. p. 19 ff.

[58]) *Chevaliers d'industrie* in: *Le diable boiteux à Paris ou le livre des cent-et-un*. XIV. Stuttgart 1833 p. 82 ff.

[59]) Jedoch werde der Titel *chevalier d'industrie* weiblichen Betrügern nicht beigelegt. *Dame d'industrie* begegnet Illustration V (1845) S. 227.

hotte de commissionnaire, en croc de chiffonnier. Le *chevalier d'industrie* n'est pas seulement joueur élégant autour d'une table à roulette, ou beau diseur dans un foyer de théâtre, ou cavalier intrépide et gracieux sur un alezan anglais ou un bai-brun d'Andalousie; il est encores fort et querelleur sur le quai de la Grève, ou importun et bavard en vous vendant une contre-marque de théâtre, ou ivrogne et roturier si sa journée d'aumône a été bien remplie ..." [60]).

Von den speziellen Bedeutungen, die der Ausdruck *chevalier d'industrie* angenommen hat, seien die folgenden angeführt:

Bei weitem am häufigsten bezeichnet *chevalier d'industrie* den Hochstapler. In der naheliegenden Beziehung zwischen dem vom Hochstapler zu Unrecht geführten Titel *chevalier* und der Bezeichnung *chevalier d'industrie* findet S. Mercier 1782 eine Erklärung für den Ausdruck, dessen Ursprung ihm und seinen Zeitgenossen nicht mehr klar war: „Tous ces escrocs consommés en ruses habiles, prennent le titre de Comte, de Marquis, de Baron et surtout de Chevalier. Voilà pourquoi l'on dit d'un tel homme qui vit sans revenus, c'est un *Chevalier d'industrie.*" [61]) — Für Vidocq, der in seinen *Voleurs* (1837) [62]) die verschiedenen Spitzbubentypen definiert, ist der *chevalier d'industrie* ausschließlich der Hochstapler, der „sans débourser un sou" unter vollklingendem Namen herrlich und in Freuden lebt. Seine ausführliche Beschreibung dieser Betrügerklasse gilt den „messieurs de l'ancien régime", da das 19. Jahrhundert glänzende Vertreter des Industrierittertyps nicht mehr aufzuweisen habe: „Les *chevaliers d'industrie,* quelles que soient d'ailleurs les qualités qu'ils possèdent, n'ont pas marché avec le siècle, ils sont restés stationnaires au milieu des changements qui s'opéraient autour d'eux, je crois même qu'ils ont reculé au lieu d'avancer; car j'ai beau regarder autour de moi, je ne reconnais pas, parmi les illustrations contemporaines, les dignes successeurs des Cagliostro, des comte de Saint-Germain, des Casanova, des chevalier de la Morlière, et de cent autres dont les noms m'échappent." [63])

Oft lebt der Hochstapler auf Kosten der Frauen, denen er den Hof macht, oder er sucht durch eine gute Partie seine Vermögensverhältnisse aufzubessern. Diese Besonderheit, die der In-

[60]) p. 84. 85.

[61]) *Tableau de Paris.* Nouv. éd. Amsterdam 1782 I, chap. XXXI, p. 55.

[62]) E. F. Vidocq, *Les Voleurs. Physiologie de leurs mœurs et de leur langage.* Paris 1837. I, 69 f.

[63]) Vidocq's Ausführungen hat Moreau-Christophe in einem Aufsatz über die Pariser Verbrecherwelt (*Les Détenus* in: *Les Français peints par eux-mêmes.* Encyclop. morale du 19e siècle. Paris 1841. T. IV, p. 15) ohne Quellenangabe im Auszug wörtlich übernommen.

dustrieritter mit Dancourt's *chevalier à la mode* gemein hat, trägt dem Ausdruck *chevalier d'industrie* die Bedeutung Heiratsschwindler ein. Von den vielen einschlägigen Belegen seien erwähnt: Le Sage, *Le Diable boiteux* chap. IX [64]): „Et je vous diray à ce sujet qu'à Paris ces jours passez un *Chevalier d'industrie* s'entretenant là-dessus avec un de ses amis, lui disoit: ... Il y a quinze jours entiers que je cherche une femme tributaire ..."

Béranger, *L'Enfant de bonne Maison* [65]):

Mon père que sans flatterie
Je cite avant tous ses aïeux,
Était *chevalier d'industrie,*
Sans en être moins glorieux.
Comme il avait pour plaire aux dames
De vieux cordons et l'air dispos,
Il vécut aux dépens des femmes:
Que son âme soit en repos.

Ein weiteres Mittel sich Geld zu verschaffen, erblickt der Hochstapler im Spiel. So kommt es, daß der Glücks- und Falschspieler, wie schon F. Michel bemerkt hat [66]), oft unter der Bezeichnung *chevalier d'industrie* erscheint. Erinnert sei an die oben erwähnten Ausdrücke mit gleicher Bedeutung: *chevalier de salon, — du tapis vert, — de l'Hellade, — du lansquenet.* Nach Delvau [67]) wäre der zuletzt genannte Ausdruck als eine Art Ersatz für älteres *chevalier d'industrie* im Argot der Bürger geschaffen worden. Als eine weitere interessante Parallelbildung sei *marquis du hasard* [68]) in der Bedeutung Falschspieler erwähnt.

Zur Vervollständigung seien noch einige Bedeutungen an-

---

[64]) 3e éd. Amsterdam 1707. p. 164.

[65]) *Chansons.* Paris 1829. II, 196.

[66]) *Études de philologie comparée sur l'argot* .... s. v. *chevalier d'industrie.*

[67]) *Dict. de la langue verte* s. v. *chevalier du lansquenet:* Homme qui fait volontiers le pont, à n'importe quel jeu de cartes, — dans l'argot des bourgeois qui ne sont pas fâchés de mettre au rancart certaines autres expressions sœurs aînées de celle-ci, comme *Chevaliers d'industrie,* etc.

[68]) *Almanach des Muses pour l'an V de la république françoise.* Paris an V (1797) p. 88: *Le fripon accommodant* (1788):

„Un *marquis de hasard*, au jeu faisant ressource,
D'un enfant de famille avoit vuidé la bourse ..."

Ein Rangunterschied zwischen *marquis de hasard* und *chevalier d'industrie,* wie ihn Fournier für *marquis de l'industrie* und *chevalier de l'industrie* annimmt (s. o.), läßt sich nicht feststellen.

geführt, die gelegentlich dem Ausdruck *chevalier d'industrie* beigelegt werden.

Im Hinblick auf die dunkle Herkunft seines großen Vermögens nennt Albert Wolff einen neureichen Parvenu „*chevalier d'industrie du million*" [69]).

Im Zeitalter der Industrie wendet Louis Reybaud, mit dem Doppelsinn von *industrie* spielend, die Bezeichnung Industrieritter auf spekulationssüchtige Aktionäre an [70]): „Vive *l'industrie!* — Et ses *chevaliers* d'honneur". Hierzu sei ergänzend bemerkt, daß dem Wort *industriel* im 19. Jahrhundert ein entsprechender Doppelsinn beigelegt wird [71]). Man lese Balzac's *Code des gens honnêtes* [72]), worin die Pariser Spitzbuben durchgängig als *industriels* bezeichnet werden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Geschichte des Ausdrucks *chevalier d'industrie* außerhalb Frankreichs.

Schon 1658 ist die frz. *chevalier d'industrie* entsprechende englische Lehnübersetzung *knight of industry* zu belegen [73]), während *chevalier of industry* erst im 19. Jahrhundert sich hat nachweisen lassen [74]).

Im Deutschen wird von Schulz [75]) im 18. Jahrhundert der französische Ausdruck nachgewiesen. Die Lehnübersetzung *Industrieritter* kommt erst im 19. Jahrhundert auf [76]). Nachgetragen sei, daß in der ältesten deutschen Übertragung von Quevedo's *Buscon* aus dem Jahre 1671 [77]), die auf De la Geneste's

---

69) *La Haute-Noce.* 17e éd. Paris 1885. p. 65.

70) *L'Enthousiasme des Actionnaires* [in: *Mœurs et Portraits du Temps.* Nouv. éd. Paris 1874. p. 192].

71) Ebenso ergeht es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Wort „Industrieller" im Deutschen. Vgl. O. Ladendorf, *Historisches Schlagwörterbuch*, Straßburg und Berlin 1906, wo s. v. *industriell* aus *Grenzboten* 1842 folgende Stelle zitiert wird: „Der Name eines Industriellen ist leider durch diesen Unfug schon gar sehr in der allgemeinen Achtung gesunken, weil er freilich nur allzuoft gleichbedeutend ist mit dem eines Industrieritters, eines Gauners und Spitzbuben."

72) *Oeuvres complètes.* Paris 1872. Bd. XXI, S. 1 ff.

73) Oxforder Wörterbuch s. v. *knight:* 1658 Cleveland, *Rustic Rampant* (Wks. 1687): Our Hacksters Errant, of the Round Table, *Knights of Industry.* Weitere Belege s. ib.

74) Oxforder Wörterbuch s. v. *chevalier.* — Die nach Muret-Sanders (Enzyklopäd. Wb. der engl. Sprache) im Englischen weiterhin vorhandene Lehnübersetzung *squire of the cross* ist im Oxf. Wb. nicht verzeichnet.

75) *Deutsches Fremdwörterbuch.* Straßburg 1913. I. s. v. *Industrie.*

76) Ib. — Vgl. ferner A. Gombert, *Noch einiges über Schlagworte und Redensarten.* Z. f. d. W. III (1902), S. 180.

77) *Der Abentheurliche Buscon, Eine Kurtzweilige Geschicht. In Spanischer Sprach erstlich beschrieben durch Dom Francisco de Quevedo. Anitzo aber auß dem Frantzösischen in das Hochteutsche übersetzet. Mit*

französischen Text zurückgeht, frz. *chevalier de l'industrie* jedesmal durch „*Ritter des Kunstfleißes*" übersetzt wird. Diese älteste deutsche Wiedergabe des französischen Ausdrucks ist besonders bemerkenswert deshalb, weil sie die im Deutschen Wörterbuch[78]) erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts nachgewiesene Verdeutschung von frz. *industrie* durch *Kunstfleiß* um mehr als 100 Jahre früher belegt.

Gießen. **Elisabeth Kredel.**

---

angehengtem Schreiben deß Ritters der Sparsamkeit. Franckfurt. Bey Hermann von Sand. 1671.

[78]) s. v. *Kunstfleiß.*

Die Heiligen in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache.

Wichtige Aufschlüsse über das Wesen eines Volkes gibt uns nicht nur seine Literatur, sondern auch seine Sprache. Nachdem ich in meiner dem Jubilar gewidmeten Habilitationsschrift versucht habe, auf literarischem Wege einen im wesentlichen modernen und darum bisher noch nicht voll gewürdigten Wesenszug der Franzosen, den echten Humor, darzulegen, beabsichtige ich in einer neuen Arbeit „Das Bild in den sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache" eine Reihe weiterer Wesenszüge der Franzosen, besonders aber Volkswitz und volkstümliche Beobachtung, aus ihrer Sprache heraus nachzuweisen. Mehr noch als die unendlich oft zusammengestellten Sprichwörter können die sprichwörtlichen Redensarten, denen man sich bisher nur nebenbei oder gar nicht zugewendet hat, aufschlußreich sein [1]). Um die sprichwörtlichen Redensarten — ich fasse diesen Begriff sehr weit und schließe sprichwörtliche Sätze, stehende Vergleiche, gelegentlich auch wohl, da die Grenze oft verschwommen ist, einfache Redensarten mit ein — voll ausschöpfen zu können, muß uns das zugrunde liegende Bild klar vor Augen stehen. Das ist jedoch, wie die Auseinandersetzung zwischen Gamillscheg und Spitzer wegen *se moquer comme de l'an quarante* lehrt, bisweilen nicht mehr der Fall. Hier hoffe ich, in Vergessenheit Geratenes wieder lebendig werden zu lassen. Ferner wird sich zeigen, daß sich gerade in den sprichwörtlichen Redensarten ein beträchtlicher Teil der französischen Kultur früherer Zeiten zu erkennen gibt. Schließlich soll die Untersuchung auch einen Beitrag zur französischen Stilistik liefern.

Von dieser Arbeit, die, voraussichtlich in 27 Kapitel gegliedert, Ende 1929 erscheinen wird, bringe ich nachstehend nur einen Teilabschnitt aus dem Kapitel „Kirche", der im Gegensatz zu anderen Abschnitten und Kapiteln schon einigermaßen abgerundet vorliegt.

---

[1]) Bei der Fülle des Stoffes verzichte ich darauf, das Vorkommen sprichwörtlicher Redensarten zeitlich genau zu fixieren, also das erste Aufkommen und das eventuelle Verschwinden festzustellen. Das muß Einzeluntersuchungen überlassen bleiben, soweit nicht Anspielungen auf historische Begebenheiten, literarische Reminiszenzen usw. genügende Anhaltspunkte für ihre Entstehungszeit bieten.

I.

In den sprichwörtlichen Redensarten, die sich auf Heilige beziehen, spiegeln sich echte Heiligenverehrung und zumeist harmloser Scherz mit ihr wider. Es gibt zunächst eine Reihe von spr. R., die in ganz allgemeiner Weise die Heiligenverehrung zum Gegenstand nehmen.

Den Heiligen wird die Kraft und Macht zugesprochen, von Krankheiten heilen zu können. Ein Heiliger, der jedoch von keinem Übel befreien kann, erscheint dem Volk machtlos und unnütz. Darum nennt man im übertragenen Sinn einen macht- und einflußlosen Menschen *un saint qui ne guérit de rien* (Belege [2]): 1656, 1694, 1721, 1750, 1771, 1786, 1859, 1878, 1907 u. a.).

Es konnte vorkommen, daß man gelegentlich nicht wußte, welchem Heiligen man sich weihen sollte. Denn nicht selten standen mehrere Heilige in dem Ruf, von einer bestimmten Krankheit heilen oder vor einer bestimmten Gefahr bewahren zu können. Diese Ratlosigkeit gab Anlaß zu der allgemeinen spr. Redensart *ne savoir à quel saint se vouer* (= nicht recht wissen, was man tun soll) (Belegt: 1640, 1653, 1666, 1680, 1694, 1694 A, 1787, 1821, 1842, 1859, 1878, 1888-90, 1907).

Hatte der Gläubige mit dem zunächst angerufenen Heiligen kein Glück, so versuchte er es mit einem zweiten und dritten. Oft aber brachten auch s i e keine Linderung und Hilfe. Dann war

---

[2]) Aus Gründen der Übersichtlichkeit und Raumersparnis kürze ich meine Belege größtenteils durch die betreffende Jahreszahl ab: 1500 = Ph. de Commynes; 1605 = Nicod; 1612 = P. Troterel, Les corrivaux; 1632 = Cotgrave II; 1636 = A. Maréchal, Le railleur; 1640 = Oudin, Curiositez françoises, 1. Aufl.; 1641 = Cyrano de Bergerac, Le pédant joué; 1643 = Corneille, Le menteur; 1653 = Molière, L'étourdi; 1654 = Boisrobert, La belle plaideuse; 1656 = Oudin, Cur. fr., 2. Aufl.; 1656 B = Fleury de Bellingen, L'étymologie ou explication des prov. fr.; 1666 = Boileau, Satires; 1667 = Molière, L'avare; 1680 = Mme de Sévigné; 1694 = Richelet I; 1694 A = Académie I; 1696 = Regnard, Le joueur; 1721 = Trévoux; 1731 = Académie II; 1732 = Richelet, Amsterdamer Ausgabe; 1750 = Dict. des prov. fr., Francfort et Mayence; 1771 = Trévoux; 1786 = Leroux, Bd. I; 1787 = Leroux II; 1821 = de la Mésangère; 1842 = Quitard, Dict. étym., hist. et anecdotique des prov. et des loc. prov. de la langue fr.; 1856 = Fr. Michel, Dict. d'argot; 1859 = Le Roux de Lincy; 1860 = Quitard, Etudes hist., litt. et morales sur les prov. fr. et le langage proverbial; 1867 = Delvau, Dict. de la langue verte; 1872 = Reinsberg-Düringsfeld; 1878 = Littré; 1878 R = Rigaud, Dict. du jargon parisien; 1879/80 = Kirchner, Parömiologische Studien, Progr. Zwickau; 1888-90 = Hatzfeld-Darmesteter; 1895 = Wernecke, Sprichwörtl. und bild. Redensarten des Französischen, Progr. Merseburg; 1898 = Franke, Fr. Stilistik; 1902 = Rozan, Les animaux dans les proverbes; 1902 A = R. Alexandre, Le musée de la conversation; 1903 = S. Sues, Gallizismen, 4. Aufl.; 1907 = Sachs-Villatte; 1911 = Reum, Petit dict. de style; 1912 = Villatte, Parisismen, 8. Aufl.; 1917 = W. Hunger, Argot, Soldatenausdrücke und volkstümliche Redensarten.

der Bittende der Verzweiflung nahe. Diesen Zustand schildert die spr. R. *ne plus savoir à quel saint se vouer* (= weder ein noch aus wissen) (Belege: 1500, 1721, 1750, 1771, 1787, 1878, 1911).

Stellte es sich heraus, daß ein Heiliger nicht nur gelegentlich, sondern in allen Fällen seine Hilfe verweigerte, so fiel er begreiflicherweise beim Volk in Ungnade. Man versagte ihm jegliche Verehrung. So bildete sich allgemein die spr. R. (genauer: der spr. Satz) heraus: *C'est un saint qu'on ne chôme (fête) plus* (oder: *point*) (= Er hat sein Ansehen, seinen Einfluß verloren) (Belege: Math. Régnier, 13. Satire[3]) (um 1600), 1721, 1750, 1771, 1786/87, 1859, 1878, 1888-90, 1907, 1911).

Jeder Heilige hat seinen Namenstag, an dem ihm von seiten der Gläubigen besondere Verehrung zuteil wird. Er ist dann *le saint du jour*. Im übertragenen Sinne versteht man darunter einen Mann, einen Höfling, der seit kurzem in hohem Ansehen steht und allgemein verehrt wird. Belege: 1732, 1878, 1888-90, 1907. Vgl. unser „der Held des Tages".

Jede französische Gemeinde besitzt ihren besonderen Schutzheiligen. Darauf spielt die spr. R. an: *prêcher pour son saint* (oder: *pour sa paroisse*) (= zu seinem eigenen Vorteil, pro domo reden, eine Person oder Sache im eigenen Interesse loben, rühmen) (1878, 1888-90, 1907, 1911). Vgl. dazu das entsprechende Sprichwort: *Chacun prêche pour son saint.*

Wie *faire le saint* (= den Heiligen spielen, frömmeln) einen pejorativen Charakter angenommen hat, so versteht der Franzose in familiärer Redeweise unter einem *petit saint (de bois)* einen Frömmler, Heuchler (1721, 1750, 1771, 1787, 1878, 1907).

Ist nicht eine Entlarvung beabsichtigt, sondern sucht man im Gegenteil einen Sünder zu verteidigen und in Schutz zu nehmen, so sagt man: *Il y a de pires saints au (en) paradis* (= Es sind noch größere Sünder in den Himmel gekommen: 1721, 1750, 1771, 1787, 1907).

In der Fastenzeit scheint man die Heiligenstatuen verhüllt zu haben. Ich schließe das aus einem bei Trévoux (1721, unter „*descouvrir*") aufgeführten Satz: *On découvre les Saints, quand le Carême est passé.* Einen schüchternen Menschen, einen Menschen, der sich verbirgt und nirgends zu finden ist, pflegt man daher als einen *saint de carême* zu bezeichnen (1632, 1656, 1859, 1907). Delvau (1867) kennt *saint de carême* in der Bedeutung „*homme qui se fâche, hypocrite*".

Bei einem jungen Mädchen, das einen Freiersmann abweist, kann der Franzose zur Begründung sagen: *Elle est vouée à un autre saint* (1640, 1859).

---

[3]) Hier heißt es: *L'honneur est un vieux saint que l'on ne chôme plus.*

Von weniger häufig zu belegenden spr. R., die sich ganz allgemein auf die Heiligenverehrung beziehen, wären noch zu erwähnen:

C'est un pauvre saint (= Er ist macht- und einflußlos, *c'est un saint qui ne guérit de rien*) (1878).

Ce n'est pas un saint (= Er ist kein Heiliger, kein Mucker) (1903).

Se vouer à tous les saints (ungefähr = *ne savoir à quel saint se vouer*) (1878).

Se recommander à tous les saints et saintes du paradis (= in großer Gefahr sein, in großer Not und Gefahr jedermanns Schutz anflehen) (1750, 1787, 1907).

Je ne me fais point du tout le saint de mon sermon (= Ich stelle mich gar nicht als Tugendspiegel hin) (1907).

Manger les saints (= andauernd in der Kirche sein) (1821).

Que sçavent les saints des tapis ou de pains d'espice? (1859 mit Bezug auf Gomès de Trier, Jardin de récréation, 16. Jahrh.).

Wahrscheinlich gibt es auch zu den Sprichwörtern *A chaque saint sa chandelle* (oder: *son offrande*) (1750, 1787 u. a.) und *Il faut s'adresser* (*Il vaut mieux parler*) *à Dieu qu'à ses saints* (= Man muß sich gleich an den Herrn selbst wenden, gleich vor die rechte Schmiede gehen) (1750, 1787, 1878, 1888-90, 1907, 1911) entsprechende spr. R., obwohl ich sie bisher noch nicht nachweisen konnte.

Etre en odeur de sainteté auprès de qqn entspricht unserem „gut angeschrieben sein" (1903).

Die spr. R. *dire sa légende dorée*, die ihren Ausgangspunkt von der im 13. Jahrhundert verfaßten Legenda aurea des Jacobus de Varaggio (Jacques de Voragine) nimmt, scheint nur im 15. Jahrhundert, das in seinem ungläubigen Charakter stark von den Freigeistern beeinflußt war, üblich gewesen zu sein. Der Sinn der spr. R. ist nämlich „Lügengeschichten auftischen" (1860).

In engem Zusammenhang mit dem Heiligenkultus steht naturgemäß die Reliquienverehrung. Unser „etwas wie ein Heiligtum aufbewahren" wird im Französischen durch *„garder* (*conserver*) *qqch comme une relique*" (1898, 1907) wiedergegeben. — *Il en fait une relique, des reliques* bedeutet „Er hält große Stücke darauf" (1750, 1787, 1907), *Je n'en veux pas faire des reliques* „Ich will es auch nicht im Schrank bewahren (sondern gebrauchen)" (1907) und *Je n'ai pas* (*grande*) *foi à ses reliques, je ne prendrai pas de ses reliques* „Ich traue ihm nicht, er flößt mir keinerlei Vertrauen ein" (1907).

Il est plus près de sainte larme que de Vendôme (= Er ist dem Weinen näher als dem Lachen) stellt eine doppelte Anspielung auf die früher in der Benediktinerabtei zu Vendôme (Dep.

Loir-et-Cher) aufbewahrte heilige Träne, die Jesus bei der Auferweckung des Lazarus vergossen hat, und auf ein fröhliches Lied, dessen Refrain *Vendôme, Vendôme, Vendôme* lautete, dar (1842) [4]).

Ob sich die spr. R. *enlever qqn comme un corps saint* schon von Anfang an oder erst nachträglich auf die Reliquienverehrung bezieht, ist noch nicht einwandfrei geklärt. Ersteres ist sehr wohl möglich. Die spr. R. bedeutet „mit List und Gewalt rauben". Im Mittelalter war ein Reliquienraub durchaus üblich, weil man sich gern in den Besitz eines besonders wundertätigen Heiligen zu bringen wünschte. Ein solcher Raub mußte mit viel Geschick, oft auch mit roher Gewalt vollführt werden. Selbst die gewaltsame Entwendung wurde als frommes Werk angesehen (1771, 1842) [5]). Gegen diese Erklärung haben sich aber andere Stimmen erhoben. Während de la Mésangère die Entscheidung freiläßt, setzen sich Leroux, Le Roux de Lincy und Littré für die folgende Erklärung ein: Bei *corps saint* handelt es sich um eine nachträgliche Entstellung aus *corsin* (*caurcin, caorsin, couersin, cahorsin*). Zur Zeit der Kreuzzüge siedelten sich mehrere italienische Kaufmannsgilden in Frankreich an und bereicherten sich dort durch Wuchergeschäfte. Man nannte sie *corsins* entweder, weil sie der berühmten florentinischen Kaufmannsfamilie der Corsini entstammten, oder aber — dies ist wegen der oben genannten Nebenform wahrscheinlicher —, weil sich eine der wichtigsten Gilden in Cahors niedergelassen hatte. Die Härte, mit der diese Wucherer gegen ihre Gläubiger verfuhren, und der Wunsch, sich der von ihnen zusammengebrachten Reichtümer zu bemächtigen, waren Anlaß, daß man sie mehrmals gefangen nahm und des Landes verwies. Der Historiker Matthieu Paris erwähnt sie im Jahre 1235 (Beleg: 1859). Falsch ist wohl die Auffassung, es habe sich um französische Kaufleute aus Cahors gehandelt, die zur Zeit des Papstes Johann XXII. in Rom lebten. Denn eine Begebenheit im Ausland wird schwerlich die Entstehung einer französischen spr. R. zur Folge gehabt haben (1721, 1786, 1821). Wenn nun auch ursprünglich eine spr. R. *enlever qqn comme un corsin* bestanden hat [6]), so zeigt doch die Umgestaltung, daß dem französischen Volk ein Reliquienraub nichts Ungewöhnliches war.

---

[4]) Vgl. dazu auch Dict. des prov. frçs (1750): On dit ironiquement à un enfant qui témoigne quelque envie de pleurer, qu'il est sur le point de Sainte Larme.

[5]) Vielleicht erinnerte man sich dabei auch der Tatsache, daß der Leichnam des Herrn von seinen Anhängern nachts heimlich fortgeschafft wurde.

[6]) Im Gegensatz zu Larousse wird sie bei Sachs-Vill. als noch heute in familiärer Sprechweise üblich bezeichnet.

II.

Wir kommen nun zu den sprichwörtlichen Redensarten, die sich mit einzelnen Heiligen beschäftigen. Zunächst führen wir diejenigen auf, die ziemlich oder sehr verbreitet sind.

Der Bischof Akarius von Noyon (7. Jahrh.) stand nach seinem Tode auf Grund seines Namens in dem Ruf, gall- und zanksüchtige Personen zu bessern. An diesen Glauben erinnern die noch heute üblichen spr. R. *avoir le mal de saint Acaire* (= reizbar, zänkisch, mürrisch, übellaunisch, widerspenstig, wunderlich oder eigensinnig, halsstarrig, hartnäckig sein) (Belege: 1640, 1859, 1895, 1907) und *envoyer qqn à saint Acaire* (= jemandem seine schlimmen Launen vorwerfen) (1907).

Im 9.-13. Jahrhundert richtete eine eigentümliche epidemische Krankheit, wahrscheinlich der Mutterkornbrand (Kriebelkrankheit), in Frankreich großes Unheil an. Zu ihrer Linderung flehten die Gläubigen zum heiligen Antonius († 356 oder 361 im Alter von 105 Jahren)[7]). Wer von dieser Krankheit, die Gliedmaßen schwarz werden und dann abfallen ließ, betroffen war, hatte *le feu, le mal de saint Antoine* (Belege: Rabelais, Paré, Introd. X, 16. Jahrh., 1605, 1771, 1859, 1878, 1907 „Antoniusfeuer"). Populär, wenn auch heute schon seltener, ist die fluchartige Wendung: *Que le feu saint Antoine vous arde* (*brûle*) (Daß Du den Brand kriegst!) (Rabelais II, 1, 1859, 1907). — Nach der Legende wurde der heilige Antonius in der Einsamkeit vom Teufel, der die Gestalt eines Schweines angenommen hatte, oftmals versucht. Nach einer anderen Lesart hatte der Heilige, der in wörtlicher Auslegung einer Bibelstelle allen Kreaturen das Evangelium verkünden wollte, bei seinen frommen Wanderungen und seinen an die Tiere der Wälder, der Felder und des Meeres gerichteten Predigten ein Schwein zum einzigen Begleiter. Jedenfalls schien dem Volk dieses Tier mit dem hl. Antonius eng verbunden zu sein. Die Maler stellten den Heiligen mit ihm zur Seite dar. *Compagnon de Saint-Antoine* (= Schwein) (1912). Alle Brüderschaften, die dem Schutz des Heiligen unterstellt waren, züchteten eine große Zahl Schweine, die, mit Glöckchen als Erkennungszeichen versehen, ungehindert umherlaufen durften und aus Ehrfurcht vor dem hl. Antonius von jedermann gefüttert wurden. Während im Laufe der Zeit diese immerhin lästige Sitte im allgemeinen abgeschafft wurde, behielten die 12 Schweine von Saint-Antoine de Viennois, einer großen Abtei im Dauphiné, weiterhin das Vorrecht, von Tür zu Tür wandern und

---

[7]) Denn viele Erkrankte wollten in der Kirche zu St.-Didier-La-Mothe durch Anrufung des hl. Antonius genesen sein. Vielleicht reichten ihnen die Mönche gesundes, mutterkornfreies Brot. Vgl. Meyers Konv. Lexikon unter „Antoniusfeuer".

sich füttern lassen zu dürfen. Auf diese eigenartige Verehrung des Heiligen gehen die folgenden spr. R. zurück: *C'est le pourceau de saint Antoine* (Jehan Mielot 1475, 1859, 1878, 1902, 1902 A), *aller de porte en porte comme le pourceau de saint Antoine* (1750, 1787, 1821, 1842, 1859) und *faire comme le pourceau de saint Antoine, se fourrer partout* (1656 B, 1859). Sie werden auf einen eßgierigen und trunkliebenden Menschen angewendet, der nie zu Hause speist, sondern sich von anderen ernähren läßt, also kurz: auf einen Schmarotzer. Nach Sachs-Vill. sind die Redensarten heute familiär und selten. — Auf die Enthaltsamkeit des hl. Antonius oder auf das den Schweinen gegebene Futter spielt die Redensart (*C'est un*) *repas de saint Antoine* (= nur Wasser und Brot) an (1907).

In den Fabliaux des 12. und 13. Jahrhunderts trifft man häufig auf Scherze mit dem Namen Arnolphe, die erkennen lassen, daß das Volk den saint Arnolphe (Arnulphe, Arnold)[8]) zum Schutzpatron der betrogenen Ehemänner gemacht hatte. Während die Parömiologen eine spr. R. mit dem Namen dieses Heiligen nicht anführen, finde ich in der Molière-Ausgabe des Pariser Verlages Firmin-Didot (I, 294) die spr. R. *devoir une chandelle à saint Arnolphe* (= Hahnrei sein) für jene Jahrhunderte vermerkt. Sachs-Villatte nennt als familiär und veraltet *entrer dans la confrérie de saint Arnolphe* (= sich Hörner aufsetzen lassen). Wenn Molière in der „Ecole des femmes" dem alten, betrogenen Liebhaber der Agnès den Namen Arnolphe beigelegt hat, so liegt bewußte Namensgebung vor. Arnolphe hört sich nicht gern bei seinem Unheil verkündenden Namen nennen, sondern wünscht, mit M. de la Souche angeredet zu werden: *Outre que la maison par ce nom se connaît, La Souche plus qu'Arnolphe à mes oreilles plaît* (I, 1).

Avertin ist eine heute veraltete Bezeichnung für eine Geisteskrankheit, die (nach Littré) hartnäckig und wütend oder (nach Hatzfeld-Darm.) aufbrausend und jähzornig macht. Von einem Menschen, der eine dieser Eigenschaften besitzt, kann der Franzose sagen: *Il a le mal saint Avertin* (Weitere Belege: 1640, 1859). *Il le faut vouer à Saint-Avertin* verwendet man in bezug auf ein Kind, das sich als eigensinnig, störrisch erweist oder ein großer Schreihals ist (1721, 1750, 1786, 1907). *Avertin*, das

---

[8]) Wer von den vielen im Heiligenlexikon von Stadler-Ginal (Augsburg 1858) aufgeführten Heiligen dieses Namens gemeint ist, vermag ich auf Grund der dort gemachten Angaben nicht zu entscheiden. Vielleicht kommt der von Du Broc de Segange (Les saints patrons des corporations, Paris 1887, Bd. II, 152) genannte saint Arnoul († 1087), Bischof von Soissons, in Frage, der von schwangeren Frauen angerufen wurde. Vgl. aber auch J. Schätzer, Herkunft und Gestaltung der franz. Heiligennamen in Rom. Forsch. XXII, 27.

heute noch die Drehkrankheit der Schafe bezeichnet, soll mit lat. *vertigo*, frz. *vertige* zusammenhängen. Vgl. REW 9256 und Sachs-Vill. unter „*avertin*“ und „*vertigo*“ (Koller der Tiere; fig. und selten: närrische Laune, Rappel). Die Bedeutungsähnlichkeit zwischen *avertin* und *vertige* sowie *vertigo* ist allerdings auffallend. Wie will man aber bei dieser Herleitung von *avertin* den vokalischen Anlaut des Wortes erklären? In den von mir aufgeführten spr. R. liegt jedenfalls eine Anspielung auf einen Heiligen, den *saint Avertin*, vor. Er lebte im 12. Jahrhundert als Diakon von Saint-Gilbert. In England geboren, war er zunächst Schüler und Freund des Thomas von Canterbury. Nach dessen Ermordung kam er in die Touraine und zog sich in den Wald von Cangé in der Nähe des Weilers Saint-Pierre-de-Vençay zurück. Die Bewohner verehrten ihn aber in einem Maße, daß er seine Einsiedelei aufgeben mußte. Er starb 1170 oder 1180 und wurde nach seinem Tode u. a. gegen Kopfschmerzen und für die Entwicklung des Verstandes bei Kindern angerufen (vgl. Du Broc de Segange und Trévoux, Supplementband 1752 unter „*avertineux*“). Nach diesem Heiligen ist das Dörfchen St.-Avertin (Dep. Indre-et-Loire) benannt.

Wie noch später in Spanien und Italien war es früher in Frankreich Sitte, die in den Kirchen aufgestellten Statuen der Heiligen an Festtagen zu schmücken. Die heilige Katharina — es gibt mehrere dieses Namens [9]) — ist die Schutzheilige der jungen Mädchen. Mit der Ordnung ihres Kopfputzes wurde daher ein junges Mädchen betraut. Begreiflicherweise bekleidete man aber dieses Ehrenamt nicht gern allzu lange. Von einem Mädchen, das keinen Freiersmann fand, sondern noch im heiratsfähigen Alter die Schmückung der Heiligen besorgte, sagte man: *Elle restera pour coiffer sainte Catherine* (Rozan, Petites ignorances de la conversation). Nach Quitard (1842) wurden für die Ausübung des Amtes Jungfrauen, die ohne Hoffnung auf eine Ehe bereits gealtert waren, als besonders würdig erachtet [10]). Offenbar denkt auch Littré bei der Erklärung von *coiffer sainte Catherine* an die Heiligenschmückung. Denn er sagt: *Sainte Catherine étant la patronne des demoiselles, on dit que la demoiselle qui ne se marie pas lui met la première épingle à vingt-cinq ans, la seconde à trente, et à trente-cinq la coiffure est finie.* Eine andere Erklärungsweise, die Quitard (1842) zu kompliziert

---

[9]) Katharina von Alexandria († 307), Katharina von Siena (1347 bis 1380) u. a., doch ist die zuerst genannte gemeint. Vgl. P. Joanne, Dict. géogr. et administratif de la France und Du Broc de Segange, a. a. O. Bd. II p. 489 ff.

[10]) Vgl. ferner Du Broc de Segange: *Dans les confréries de jeunes filles, dont sainte C. est la patronne, c'était à la plus âgée qu'appartenait le privilège de l'habiller et de la coiffer les jours de fêtes.*

erscheint, geht nicht von diesem kirchlichen Brauch aus: Früher war es in mehreren Provinzen Frankreichs Brauch, daß der Braut von einer Freundin, die sich selbst mit Heiratsgedanken trug, der Kopfschmuck angelegt und geordnet wurde. Diese Tätigkeit galt als glückbringend. Von einem Mädchen aber, dem das Schicksal es versagte, einen Freier zu finden und einer Braut den Kopfputz anzulegen, sagte man: *Elle restera pour coiffer sainte Catherine.* Die hl. Katharina an ihrem Hochzeitstag zu schmücken, war eine Unmöglichkeit. Denn sie starb als Jungfrau. Die spr. R. (*rester pour*) *coiffer sainte Catherine* (= eine alte Jungfer bleiben) ist in der heutigen Umgangssprache durchaus noch üblich (1867, 1878, 1888-90, 1907). Dagegen wird die spr. R. *avoir la coiffure de sainte Catherine* (= eine alte Jungfer sein) heute nur noch selten gebraucht (1907).

Der heilige Christoph (auch: der große Christoph oder Christophel) (3. Jahrh., † unter Kaiser Decius) wurde ungeheuer groß — im allgemeinen 5-6 Meter — dargestellt. Er war früher ein sehr volkstümlicher Heiliger, weil man seine Kolossalstatue (9 Meter) in der Notre-Dame aufgestellt hatte und weil er bei der Fronleichnamsprozession in Aix (Provence) mit dem Christusknäblein in seinem Handinnern erschien [11]). In Erinnerung an die Riesengestalt des Heiligen läßt sich wohl noch heute von einem langen und breiten Schuh, einem „Elbkahn", sagen: *C'est le soulier de saint Christophe* (1860). — Einen Esel findet man bisweilen als *un saint Christofle de Pâques fleuries* bezeichnet, weil eine Eselin Jesus Christus bei seinem Einzug in Jerusalem am Palmsonntag auf dem Rücken trug (Ducatiana, 1859).

Wenn jemand einen kräftigen Atem, gute Lungen besitzt, so spricht man von einer *haleine de saint Colomban(d).* Gegen Ende des 6. Jahrhunderts durchzog der irische Mönch Columban (545-615) das westliche Europa, um die christliche Lehre zu verkünden. Als er eines Tages in der Nähe des Züricher Sees predigte, war die heidnische Bevölkerung im Begriff, ihrem Gott Mars (oder Wodan) ein riesig großes Faß Bier zu opfern. Die Legende berichtet, daß der erzürnte Columban heftig auf das Faß blies. Obwohl es aus hartem Stein hergestellt war, zerbrach es sogleich in Stücke (Mery, Hist. des prov., 1859, 1860).

Die Heiligen Cosmas (frz. *Cosme, Côme*) und Damian (frz. *Damien*), Märtyrer unter Diokletian gegen 287 [12]), waren die Schutzpatrone der Wundärzte. Daher hat die spr. R. *heurter à la*

---

[11]) Nach der Legende hat er Christus, der ihm als Knäblein entgegentrat, über einen Fluß getragen. Dafür erhielt er seinen Namen (gr. lat. *Christophorus* = Christusträger). Vgl. dazu auch Rabelais III 23 u. 36.

[12]) Nach H. Samson (Die Schutzheiligen. Paderborn 1889 p. 124) im Jahre 303.

boutique de saint Côme die Bedeutung „den Arzt nötig haben, zum Doktor schicken“ (1640, 1859, 1907). — Familiär und spöttisch kann der Franzose wohl noch heute einen Studenten der Medizin einen *carabin de Saint-Côme* nennen. Ein *carabin* ist eigentlich ein mit einem Karabiner bewaffneter Reiter. Früher sagte man *C'est un carabin de Saint-Côme* scherzhaft vom Famulus, Gehilfen eines Wundarztes. Bei der heutigen Bedeutung der R. spricht vielleicht die Tatsache mit, daß Saint-Côme auch der Name der Ärzteschule in Paris war (1786, 1878, 1907). Nach Delvau (1867) hat schon *carabin* ohne Zusatz volkstümlich die Bedeutung „Student der Medizin“.

Sankt Crispinus († 287 in Soissons) war der Legende zufolge Schuster. Deshalb wählten ihn die Schuhmacher zum Schutzherrn. Wenn die Schustergesellen von Ort zu Ort zogen, so nahmen sie ihr Handwerkszeug in einem Sack oder einer Kiste mit. Sie nannten es ihr *saint crépin* (1750, 1912). Später erfuhr dann dieser Ausdruck eine Bedeutungserweiterung, indem man ihn ganz allgemein auf Hab und Gut eines armen Mannes anwendete (1640, 1694 u. 1732, 1721, 1750, 1771, 1787, 1856, 1867). Es bildeten sich folgende spr. R. heraus: *C'est tout son saint(-)crépin* (1842, 1856), *porter tout son saint-crépin* (1656 B. 1842, 1856, 1859), *perdre tout son saint-crépin* (St.-Julien, Le courrier burl. et la guerre de Paris, 1721, 1842, 1856, 1878) und *avoir mangé tout son saint-crépin* (1786). Wie Quitard (1842) angibt, ist *crépin* auch mit lat. *crepida*, frz. *crépide* (Pantoffelschuh der Römer und Griechen) in Zusammenhang gebracht worden. — *Prendre la voiture de Saint-Crépin* heißt „zu Fuß gehen“ (1912). — Wenn jemand zu enge Schuhe trägt, so sagt der Franzose: *Il est à (dans) la prison (dans les prisons) de saint Crépin* (1656, 1721, 1750, 1771, 1787, 1859, 1878, 1878 R, 1912). — Bekannt ist die Behauptung, daß Crispinus und sein Bruder Crispinianus reichen Gerbern das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen [13]). Deshalb nennt man ein Geschenk, das auf Kosten anderer gemacht wird, *une offre de saint Crépin* (St. Crispins-Geschenk, Crispinade) (1872). In der Rhonegegend scheint man jedoch unter einer *offre de saint Crépin* ein Anerbieten zu verstehen, das nicht verwirklicht, nicht in die Tat umgesetzt wird. Früher war in einer den beiden Märtyrerbrüdern geweihten Kapelle zu Grenoble ein Gemälde zu sehen, auf dem Crispinus im Begriff ist, aus Mitleid einem Armen ein Paar Schuhe zu reichen. Da diese Schuhe auf dem Bild nicht in die Hände des Bittenden gelangen, so gab man, insbesondere im Dauphiné, der R. den obengenannten Sinn (1842).

---

[13]) Näheres bei H. Samson, a. a. O. p. 127.

Sankt Eligius (588-659), Bekehrer der Flandrer und Bischof von Noyon, kam als Goldschmied 620 nach Paris und wurde daher von den (Gold)schmieden zum Schutzpatron erkoren. Auf Bildern wird er als Bischof, Hammer und Zange in der Hand, einen kleinen Amboß zur Seite, dargestellt. Daran erinnert der stehende Vergleich *froid comme le marteau de saint Eloi* (= ruhig, unerschütterlich) (Belege: Almanach perpétuel, 1859, 1907) [14].

Der heilige Fiacrius (Sankt Fiacre), ein Mönch aus dem 6. Jahrhundert, der nach einer Legende ein Sohn des schottischen Königs Eugen IV. war, lebte im Walde von Fordille in der Brie als Einsiedler [15]. Er nährte sich dort von den Erträgnissen seines selbst bestellten Gartens und wurde nach seinem Tode der Schutzheilige der Gärtner. Sankt Fiacre stand in dem Ansehen, verschiedene Übel (Hämorrhoiden, Durchfall, Feigwarzen) heilen zu können [16]. Das zeigen die R. *avoir le mal (de) saint Fiacre* (Rabelais, 1640, 1907) und *Le mal saint Fiacre le puisse prendre* (oder: *le puisse faire trotter*) (Fontenelle, 1656 B, 1859). — *Fil saint Fiacre* ist ein volkstümlicher Ausdruck für *sarcome* (Fleischgeschwulst) (Paré, 16. Jahrh., 1878) und *faire le saint Fiacre de village* (oder: *du coin*) bedeutet „den Dummen machen" (1656, 1859).

Nach der Ordensregel der Franziskaner vom Jahre 1221 durften diese Mönche keinen eigenen Besitz haben. Für Nahrungsmittel durfte gebettelt, Geld aber, außer für kranke Mitbrüder, nicht angenommen werden. Auf diese Vorschrift bezieht sich die witzige spr. R. *avoir le mal saint François* (= kein Geld haben) (Rabelais, 1640, 1859, Du Broc de Segange).

Die heilige Genoveva (424-512), Schutzpatronin von Paris, und der heilige Marcellus (Ende des 4. Jahrh. — Mitte des 5. Jahrh.), Bischof von Paris, werden zusammengebracht in den beiden spr. Sätzen *C'est sainte Geneviève et saint Marceau* (= Sie sind zwei unzertrennliche Personen) (1721, 1750, 1771, 1787) und *Sainte Genevièfve ne sort point, si saint Marcel ne la vient quérir* (nach Le Roux de Lincy [1859] schon vor 1700 üblich). Die Erklärung ergibt sich aus Trévoux (1. Aufl. 1721 unter

---

[14]) Der Ausdruck *miche(s) de saint Etienne* (= Stein, mit dem man jemanden wirft) geht auf die Steinigung des hl. Stephanus, des ersten Heiligen der katholischen Kirche, zurück. Auf Bildern trägt der Heilige einen oder mehrere Steine in der Hand. *Miche* ist eigentlich der Laib Brot (Belege: 1656, 1656 B, 1750, 1787, 1859, 1907, 1912).

[15]) Nach Heinr. Alt (Die Heiligenbilder, Berlin 1845 p. 186) in Breuil bei Meaux (um 670).

[16]) Hämorrhoiden treten bekanntlich bei zu wenig körperlicher Bewegung auf. Durch sein eigenes fleißiges Arbeiten im Garten gab der Heilige das beste Mittel gegen Leiden dieser Art an die Hand. Vgl. H. Alt (a. a. O. p. 271).

„Marcel"): *„Quand on porte la châsse de sainte Genevièfve en procession, on porte aussi celle de saint Marcel"* [17]).

Den Schutzheiligen Englands, den heiligen Georg († 303 als Märtyrer in Kappadozien oder zu Lydda in Palästina), stellt man gewöhnlich als einen schönen Jüngling dar, der, von Kopf bis zu Fuß schwer bewaffnet, auf einem feurigen Schimmel reitet. Die katholische Kirche nennt ihn den Ritter St. Georg. Daher bedeutet die spr. R. *être monté comme un saint Georges* „gut beritten sein" (Rabelais, 1640, 1750, 1821, 1842, 1860, 1878, nach Sachs-Vill. heute selten). — Der heilige Georg war nach der Legende ein christlicher Prinz aus Kappadozien. Berühmt geblieben ist seine Bezwingung eines Drachen in Libyen (oder Armenien). Durch eine unsichtbare Macht veranlaßt, ließ sich der Lindwurm einen Strick um den Hals legen und widerstandslos fortführen. Er übergab also gewissermaßen seine Waffen dem heiligen Georg. Auf diese Legende gehen die spr. R. *brave comme saint Georges* (= sehr tapfer sein) (1842, 1860) und (*Il faut*) *rendre les armes à saint Georges* (= der größeren Gewalt, der Übermacht weichen) (1842, 1859, 1860) zurück.

Der Fürst Gilon von Languedoc († 721 als Abt in Vallis Flaviana, dem heutigen St-Gilles-du-Gard) wurde unter dem Namen *saint Gilles* kanonisiert und stand beim Volk in dem Ruf, vom Krebs heilen zu können. *Avoir le mal saint Gil(l)es* (= krebskrank sein) (1640, 1859). — Der genannte Fürst war, wie behauptet wird, aus seinem Lande geflohen, um die Krone nicht annehmen zu müssen [18]). Daran erinnert sehr familiäres *faire Gille(s)* (*gilles*) (= das Hasenpanier ergreifen, auskneifen, durchbrennen oder Bankrott machen). Belege: Beroalde de Verville, Moyen de parvenir, 16. Jahrh., 1612, 1636, 1656, 1656 B, 1721, 1750, 1786/87, 1842, 1859, 1867, 1888-90, 1907, 1912. Ménage hält allerdings die obige Erklärung für falsch. *Faire Giles* gehe weder auf den Fürsten Gilon, noch durch Entstellung

---

[17]) Vgl. auch Lefeuve, Histoire de Sainte-Geneviève, Paris 1861 p. 255 und P. Feret, L'abbaye de Sainte-Geneviève Bd. I, Paris 1883 p. 352/53.

[18]) Nach Du Broc de Segange (a. a. O., Bd. II) war der heilige Aegidius gegen 640 in Athen geboren. Er stammte aus königlichem Geschlecht und wurde früh mit der Gabe, Wunder zu tun, versehen. Um der Verehrung aus dem Wege zu gehen, schiffte er sich nach Frankreich ein und hielt sich zunächst an der Rhonemündung (Arles) auf. Er tat neue Wunder und entging wieder der Verehrung durch die Flucht. Er überschritt die Rhone und lebte mit einem anderen griechischen Einsiedler bei Collias (arr. d'Uzès) in der Einsamkeit. Da er aber durch seine Gebete einer großen Trockenheit Einhalt gebot, war er abermals Gegenstand allgemeiner Verehrung. Erneut wechselte er seinen Aufenthaltsort und suchte in der Nähe von Nîmes die Wildnis auf. Aegidius und Gilon sind wohl eine und dieselbe Persönlichkeit. Vgl. J. Schätzer, a. a. O. p. 25.

auf ein *faire l'agile* zurück. Er bringt es selbst mit afrz. *guile* (= *tromperie*) in Zusammenhang.

Avoir le mal (pop. *la danse*) *de saint Guy* entspricht unserem „den (St.) Veitstanz (lat. *chorea sancti Viti*) haben" (1907 u. a.). Der hl. Vitus starb — nach der Legende erst 12 Jahre alt — den Märtyrertod um 300.

Der heilige Hubertus († um 727), Bischof von Lüttich, war der Sage nach als Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne ein leidenschaftlicher Jäger, bis er, durch die Erscheinung eines Hirsches, der zwischen einem goldenen Geweih ein umstrahltes Kreuz zeigte, tief betroffen der Jagd entsagte. Er wurde nach seinem Tode der Schutzheilige der Jäger. Einen Waidmann kann man einen *disciple de* (oder: *frère en*) *saint Hubert* (Beleg: 1907) nennen. Da man nun den Jägern nachsagt, daß sie nicht immer bei der Wahrheit bleiben, sondern sich gern in Jägerlatein ergehen, so bildete sich der spr. Satz heraus: *Il est de la confrérie* (oder: *compagnie*) *de saint Hubert* (*il n'enrage point* [oder: *pas*] *pour mentir*) (= Das Lügen kommt ihm nicht sauer an, er ist ein Gewohnheitslügner). Belege: Adages françois, 16. Jahrh., 1821, 1842, 1859, 1907. Vielleicht sprach bei der Herausbildung des spr. Satzes die von Quitard angeführte Tatsache mit, daß es in Metz und anderen Gegenden Lothringens eine *compagnie de Saint-Hubert* oder einen *ordre des Menteurs* gab. Die Mitglieder schwuren eidlich, in Jagddingen niemals die Wahrheit sagen zu wollen. — Zur Erinnerung an Sankt Hubertus bewahrte man — wahrscheinlich in Lüttich — sein Jagdmesser auf. Im Laufe der Jahrhunderte wurde es reparaturbedürftig, so daß man bald die Klinge, bald den Schaft erneuern mußte. Trotzdem erschien es den Gläubigen immer noch als das Messer, das der Heilige in den Händen gehabt hatte. Deshalb sagten die Franzosen früher bei einer Sache, die immer noch für die gleiche gehalten wurde, obwohl sie vollständig verändert worden war: *C'est le couteau de saint Hubert* (1860). Zu irgendeiner gläubigeren Zeit, in der diese Verspottung der Reliquienverehrung unerträglich schien, wurde dann der Name des Heiligen aus dem spr. Satz herausgenommen. Heute sagt der Franzose im gleichen Sinne: *C'est* (*comme*) *le couteau de Jeannot* (1860, 1907: Damit ist es wie mit Hänschens Messer)[19].

[19]) Wenn man früher scherzweise einen öffentlichen Schreiber, der für ungebildete Personen gegen geringes Entgelt Briefe schrieb, einen *secrétaire de saint Innocent* nannte, so liegt hier weder eine Anspielung auf den heilig gesprochenen Papst Innocenz I. († 417) noch eine solche auf die Dummheit oder Unbeholfenheit der Leute, die sich ihre Briefe schreiben lassen mußten, vor. Die genannten Schreiber pflegten sich auf den Kirchhöfen und unter der Gallerie an der Außenseite der Pariser Kirchen aufzuhalten (1640, Sachs-Vill. unter *„charnier"*). Besonders zahlreich waren sie auf dem *cimetière des Saints-Innocents*.

Auf Johannes den Täufer beziehen sich *faire comme saint Jean, qui donnait le baptême sans l'avoir reçu* (= etwas lehren wollen, was man nicht gelernt hat) (1842, 1907) und *C'est un Saint-Jean-Baptiste* (Kneipwirt, der den Wein tauft) (1867, 1907, 1912). — Dagegen gehen auf den berühmten Kirchenvater und Redner Johannes (347-407), Patriarchen von Konstantinopel, dem nach seinem Tode zur Ehrung seiner Beredsamkeit der Beiname Chrysostomos (Goldmund) verliehen wurde, zurück: *C'est un Saint Jean bouche d'or* (= Er ist ein Chrysostomus, ein freimütiger Redner) (1907), familiäres *Saint-Jean* (*saint-jean*) (= Utensilien eines Setzers, dann allgemein Handwerkszeug)[20]) (1912) und *prendre* (*emporter*) *son saint-jean* (= aus einer Druckerei fortgehen, die Werkstätte verlassen) (1867, 1907). Wie die Schuster *saint Crépin* zum Schutzpatron erwählten, so wurde der Kirchenvater St. Johannes offenbar wegen seiner Gelehrsamkeit der Heilige der Buchdrucker[21]). Die obigen spr. R. haben aber auch pejorative Bedeutung angenommen. Früher sagte der Franzose von einem Schmeichler oder einem indiskreten Schwätzer, Plappermaul oder einem Vielversprecher *C'est un Saint Jean bouche d'or* (1721, 1750, 1786/87, 1859, 1867, 1907, 1912), und noch heute kann man schlechtes, wertloses Zeug volks-

---

der gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus hygienischen Gründen beseitigt wurde, anzutreffen. Dieser Kirchhof hatte wahrscheinlich seinen Namen durch den König Ludwig VII., der die von Herodes ermordeten Kindlein besonders verehrte und bei denen er schwur, erhalten. Die Einzahl *Saint-Innocent* ist eine volkstümliche Variante, zu der in dem Werk Paris à travers les âges (Ed. Fournier u. a., Paris 1875-82, Bd. II p. 1/2) bemerkt wird: „*On a prétendu que le nom de Saint-Innocent, qui est une abréviation populaire, aurait été donné à cette paroisse en mémoire d'un jeune enfant, nommé Richard, martyrisé à Pontoise en 1171, par les Juifs, et dont nous retrouverons le tombeau dans le cimetière. Cependant les historiens sérieux et les actes authentiques écrivent toujours au pluriel les Saints-Innocents et entendent parler des enfants massacrés en Judée par le roi Hérode.*" Immerhin war auch die Einzahl recht verbreitet. Das zeigt nicht nur *secrétaire de saint Innocent*, sondern auch Corneille (Illus. com. I, 3): „*Dedans Saint-Innocent il se fit secrétaire*" und ein *tulipe de S. Innocent* (1640) neben *tulipes des saints Innocents* (1859).

[20]) Daneben noch im Diebesargot *Saint-Jean* (= Signal, Zeichen) und *faire le Saint-Jean* (= den Zeige- und Mittelfinger heben, um einen Komplizen zu warnen, oder unter Spitzbuben die Kopfbedeckung abnehmen, um sich zu erkennen zu geben) (1856, 1867, 1878 R, 1912).

[21]) Du Broc de Segange und H. Samson behaupten dagegen, daß der Evangelist Johannes der Patron der Schriftsteller und Buchdrucker sei. Der Grund hierfür sei folgender: Der Kaiser Domitian habe den Apostel in ein Faß mit glühendem Öl stecken lassen, er sei aber blühender denn je aus ihm herausgekommen. In Erinnerung an das Öl hätten die Buchdrucker ihn zum Schutzheiligen erkoren, weil sie in ihrem Beruf gleichfalls mit einer dicken Flüssigkeit, einer *encre grasse*, zu tun haben.

tümlich als *de la saint-jean* bezeichnen (1907). Vgl. auch *C'est de la saint-jean à côté de ...* (Das ist der reinste Waisenknabe gegen ... (1907). — Der Apostel Johannes wird gemeint in: *avoir le mal de saint (Jean)* (die Fallsucht haben, Epileptiker sein)[22]) (Rabelais, Régnier, Sat. XI, 1605, 1656, 1694 A u. 1731, 1732, 1721[23]), 1771, 1859, 1878, 1907), *aussi nu qu'un (nu comme un) petit saint Jean*[24]) (= splitternackt) (1878, 1907), populäres *faire son petit Saint-Jean* (= den Unschuldigen, den Dummen spielen) (1878, 1907, 1912) und wohl auch ein seltenes, familiäres *être de la paroisse de St-Jean-le-Rond* (= total betrunken sein). Hier hat *St-Jean-le-Rond* die Bedeutung „Hinterer, Podex" (1867, 1907).

Mit dem hl. Joseph, dem Patron der christlichen Familie, hat sich das französische Volk einen sehr harmlosen Scherz erlaubt. Die Ehe bezeichnet man — früher häufiger, heute seltener — als *religion de saint Joseph* (1907). Mit diesem Ausdruck steht in Verbindung die spr. R. *être de la religion* (oder: *du couvent*) *de saint Joseph, quatre pantoufles devant* (oder: *sous*) *le lit* (= verheiratet sein) (1656, 1787, 1859). Das Dict. des prov. franç. (1750) und Leroux fügen noch die Variante hinzu: *Cette personne veut être de la religion de S. Joseph* (= Sie will sich verheiraten).

Sankt Julianus ist der Schutzherr der Reisenden. Um ein unfreiwillig begangenes Verbrechen zu sühnen, hatte er das Gelübde getan, alle Wanderer gastfreundlich zu bewirten. Man richtete am frühen Morgen ein Gebet an ihn, um abends ein gutes Nachtquartier zu finden. So erklärt sich die früher übliche spr. R. *avoir l'hôtel (de) Saint-Julien* (= gute Unterkunft finden) (Belege: mehrere afrz. Fabliaux, La Fontaine, 1821, Du Broc de Segange 1887, 1907).

In *avoir le mal Saint-Lazare* (= den Elephantenaussatz, Schwären haben) (1907) handelt es sich nicht um den von Jesus auferweckten Lazarus, sondern um den des Gleichnisses vom reichen Mann und armen Lazarus (Lukasevangel. 16). Dieser war der Schutzheilige der Aussätzigen, auch der Kranken im allgemeinen.

Obwohl die Bibel (insbesondere Johannes 19, 34) keinen Anhaltspunkt bietet, glaubte man im Mittelalter, der Kriegsknecht,

---

[22]) Du Broc de Segange glaubt, daß hier eine Anspielung auf Johannes den Täufer vorliegt.

[23]) Die bei Trévoux (1721) außerdem verzeichnete Redensart (*avoir*) *la danse de saint Jean* scheint sich auf eine im Jahre 1373 unter Karl V. aufgetretene Massenerkrankung gleichen Charakters zu beziehen.

[24]) Der Apostel Johannes wurde gewöhnlich als ein Jüngling dargestellt, weil er der jüngste Apostel war.

der Jesus in die Seite stach, habe Longinus geheißen [25]). Quitard (1842) weiß sogar zu berichten, daß dieser Mann später gläubig wurde und als Märtyrer in Caesarea (Kappadozien) starb. Jedenfalls setzt die R. *C'est un Saint-Longis* (*Saint-Longin*) den Glauben an eine Bekehrung und Heiligsprechung voraus. Es handelt sich hier nicht um eine Charaktereigenschaft oder Wunderkraft des Longinus, sondern es liegt lediglich ein etymologisches Wortspiel mit *long* vor. Denn unter einem (*Saint-*) *Longis* verstand man und unter einem (*saint*) *Longin* versteht man in volkstümlicher Redeweise einen langen und langsamen, trägen Menschen (1656, 1787, 1842, 1867, 1878, 1907, 1912).

Lukas als Evangelist hat Anlaß zu dem spr. Satz gegeben: *Cela n'est pas selon saint Luc* (= Das ist nicht in der Ordnung). Nach Sachs-Vill. ist derselbe jedoch selten. — Der Apostel wurde mit einem (wiederkäuenden) Ochsen zur Seite dargestellt. Quitard (1842), Le Roux de Lincy (1859, im Anschluß an Fleury de Bellingen 1656), Du Broc de Segange (1887) und H. Samson (1889) behaupten, die Kirchenmaler hätten dieses Tier mit Flügeln abgebildet, während Trévoux (1721), Littré und Rozan (1902) in dem Umstand, daß man einen Ochsen und auch einen geistlosen, schwerfälligen, plumpen Menschen als einen *oiseau de saint Luc* (weitere Belege: 1787, 1912) [26]) betiteln kann, lediglich eine scherzhafte Anspielung auf den Adler, mit dem *saint* J e a n dargestellt wurde, sehen. Wie dem auch sei, der spr. Vergleich *léger* (oder: *habile*) *comme l'oiseau de saint Luc* bedeutet „schwerfällig (oder: dumm) wie ein Ochse, hurtig wie ein bleiern Vögelein" (1640, 1656 B, 1750, 1842, 1859, 1878, 1902, 1912). Daneben kennt Trévoux (1721) in gleicher Bedeutung *ressembler à l'oiseau de saint Luc* und *avoir de l'esprit comme l'oiseau de saint Luc*. Sachs-Vill. führt den spr. Vergleich an: *chanter comme l'oiseau de saint Luc* (= sehr schlecht singen).

Aus einer spöttisch veranlagten, ungläubigen Zeit — vielleicht wie *dire sa légende dorée* aus dem 15. Jahrhundert — stammt der spr. Satz: *C'est un scrupule de saint Macaire* (= Das ist eine ängstlich-peinliche Genauigkeit, eine übertriebene Bedenklichkeit) (1842, 1860). Er scheint nur in Südfrankreich (Languedoc) üblich zu sein, doch spielt Molière im „Tartuffe" (I, 6) auf ihn an. Sankt Makarius — genau genommen gibt

---

[25]) Nach Du Broc de Segange war Longinus hingegen der Hauptmann der Soldaten, welche die Kreuzigung Christi auszuführen hatten, jener Mann, der nach der Vollstreckung des Urteils erschrocken die Worte sprach: Wahrlich, dieser (Mensch) ist Gottes Sohn gewesen (Matth. 27 und Mark. 15). Aber auch e r wird in der Bibel nicht mit Namen genannt.

[26]) Vgl. auch ital. *uccello di San Luca* (= einfältiger Mensch).

es Makarios den Großen oder den Ägypter (300-390), der Schüler des hl. Antonius war, und Makarios den Jüngeren oder den Alexandriner (304-404) — fastete nach der Legenda aurea 5 Jahre lang bei Wasser und Brot, weil er im Zorn einen Floh, der ihn biß, getötet hatte[27]).

Maria Magdalena (Maria aus Magdala) schloß sich Jesu an, als dieser 7 Dämonen von ihr ausgetrieben hatte (Luk. 8, 2). Die katholische Kirche identifiziert sie mit der Büßerin, die nach Luk. 7, 36 Jesu in Simons Hause die Füße salbte. In der bildenden Kunst wird sie gewöhnlich mit einem Salbgefäß dargestellt. Ihrer Person begegnen wir in dem spr. Vergleich *pleurer comme une Madeleine* (= sehr heftig weinen) (1907) und in dem wenig ehrfürchtigen spr. Satz *Il est comme la Magdeleine, il a toujours la boîte à la main* (= Er ist ein Trunkenbold, der immer das Glas in der Hand hat) (1640, 1656 B, 1859). Nach Sachs-Vill. bedeutet dagegen *Il a toujours sa boîte à la main* „Er hat immer seine (Schnupftabaks)dose in der Hand".

„Die Krätze haben" kann der Franzose durch *avoir le mal saint Main* (*Mein*) ausdrücken (Paré, Introd. VI, 16. Jahrh., 1605, 1640, 1721, 1771, 1878, 1907), und unter einer *demoiselle de saint Main* (*Saint-Main*) versteht man in der Volkssprache eine Krätzekranke (1656, 1859, 1912). Gemeint ist nach Du Broc de Segange der *saint Méen* (Merennus), Abt in der Bretagne, der gegen 540 in Großbritannien geboren wurde und nach Frankreich floh, wo er im Kloster von Gaël gegen 617 starb. Wegen seines Namens schrieb ihm das Volk die Kraft zu, die genannte Hautkrankheit zu heilen.

Der mehrere Jahrhunderte in Frankreich herrschende Mutterkornbrand, das Antoniusfeuer, wurde nicht nur *le feu saint Antoine*, sondern auch *le feu saint Marcel* genannt (1878). Zwei weitere spr. Sätze, in denen *saint Marcel* (*Marceau*) eine Rolle spielt, sind bereits unter „*sainte Geneviève*" aufgeführt worden[28]).

Der heilige Martin (316-400), der Schutzpatron Frankreichs, war Bischof von Tours. Sein Gedächtnistag (11. Nov.) ist das Martinsfest (Martini), bei welchem nach uralter Sitte der neue Wein geprüft wurde[29]). Man berief sich darauf, daß

[27]) Das Dorf St.-Macaire (Gironde) ist an der Stelle, wo die Reliquien des jüngeren Makarius sich befanden, erbaut worden. Vgl. P. Joanne, Dict. géogr. et administratif de la France.

[28]) An die Mutter Gottes hat sich das franz. Volk nicht mit einer scherzhaften spr. R. herangewagt. Nur findet sich bereits in den Adages françois (16. Jahrh.) die Milch als *vin de la vierge Marie* bezeichnet (1895).

[29]) Das den Dienstboten und Handwerkern an diesem Tage gewährte Trinkgeld nannte man *vin de la Saint-Martin* (1721, 1750, 1787).

der Kaiser Maximinus bei einem Festmahl dem Heiligen den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, und erklärte ihn nach einer Lesart als den Schutzpatron der fröhlichen Gelage und Zecher, nach einer anderen als den Schutzpatron der reuigen Schlemmer und Zecher. Vgl. H. Alt (a. a. O. p. 184 u. 275). Daher heißt — heute allerdings seltener — *avoir le mal Saint-Martin* „betrunken sein, einen Rausch, einen Affen haben" (1721, 1750, 1787, 1859, 1878, Du Broc de Segange, 1907). — Das Volk wandte sich unter anderem beim Rotlauf der Haustiere oder bei Rose am eigenen Körper an den hl. Martinus. *Feu saint Martin* ist ein volkstümlicher Ausdruck für *érysipèle* (Almanach perpétuel, 1859). — Auf Kirchenbildern wurde der Heilige oft mit einem Teufel zusammen dargestellt. Deshalb findet sich für letzteren in der Umgangssprache wohl die Umschreibung *estafier* (Bedienter, Lakai) (oder: *valet*) *de saint Martin* (Rabelais IV, 23, 1656, 1656 B, 1750, 1786/87, 1859, 1878, Du Broc de Segange, 1907).

Matthäus war vor seiner Bekehrung Zöllner. Die Römer hatten in Palästina Zölle auf die ein- und ausgehenden Waren angeordnet. Sämtliche Zölle aus einer Provinz wurden auf mehrere Jahre an römische Ritter verpachtet. Diese vornehmen und reichen Zollpächter stellten ihre Erhebungsbeamten an und suchten durch sie den Pachtertrag so reich als möglich zu gestalten. Die Zolleinnehmer waren wegen ihrer Habsucht und Erpressung im Volk sehr verhaßt und wurden mit den Sündern auf e i n e Stufe gestellt. Von einem Wucherer und heute auch von einem Filz, einem Geizkragen sagt der Franzose *C'est un fesse-Mat*(*t*)*hieu* (*mathieu*). Dieser Ausdruck ist verschieden erklärt worden. Es gibt zunächst drei Erklärungsweisen, die eine Entstellung durch nachlässiges Sprechen annehmen. Ihnen zufolge ist *fesse-Matthieu* entstanden aus: 1. (*Il*) *fait saint Matthieu* (Erklärung von Fleury de Bellingen 1656, aufgeführt außerdem 1721, 1878 u. Rozan, Petites ignorances de la convers.). Varianten: (*Il*) *fait le Mathieu,* (*il*) *fait comme saint Mathieu* (falsche Abkürzung) (1656 B, 1721, 1842). 2. *feste* (alte Schreibung und Aussprache für *fête*)-*Matthieu* (Le Duchat, aufgeführt auch 1842). Nun kann aber *feste* (*fête*) sowohl Substantiv als auch 3. Person Sing. Präs. Ind. von *fêter* sein. Das Substantiv nimmt Ed. Thierry (angegeben ferner bei Rozan, Petites ignorances de la convers.) an. Die *fête-Matthieu* wurde seit dem 14. Jahrhundert von Polizeibeamten aller Art zur Erinnerung an die Schlachten von Taillebourg und Bouvines (13. Jahrh.), in denen einige hundert Gendarme ein Heer aufgehalten und besiegt hatten, gefeiert. Matthieu war ihr Schutzheiliger, und in seinem Namen wurde bei den hohen Staatsbeamten Geld gesammelt, das man bis auf den letzten Heller

vertrank. Der Volksmund, der in Paris rasch umgestaltet, machte dann aus *fête-Matthieu* ein *fesse-Matthieu.* Vgl. Sachs-Vill. „*fesser*“: *fesser son vin* = gut zechen. Diese Erklärung bleibt den Nachweis schuldig, wie *C'est un fesse-Matthieu* zu seiner obengenannten Bedeutung gekommen sein soll. Außerdem ist Du Broc de Segange nichts von einer Verehrung des Heiligen durch die Polizisten bekannt. — Eher würde schon die Ansetzung der Verbalform als Ursprung einleuchten: (*Il*) *feste* (= *fête*) (*saint*) *Matthieu* (angegeben 1821, 1878). 3. *face Matthieu* (Mann mit dem Aussehen, der Miene eines Wucherers) (1878, Rozan, Petites ignorances de la convers.). Varianten *face à Mathieu* (erwähnt 1842), *face de Matthieu* (aufgeführt 1821). Gegen eine solche Erklärung kann man lautliche Bedenken äußern. — Sehr wahrscheinlich liegt überhaupt keine Entstellung vor, sondern es handelt sich um das Verbum *fesser.* Es hat heute die Bedeutungen „peitschen, züchtigen“ und „etwas schnell (ab)machen“ (1907). An erstere denkt wohl Littré, wenn er *fesser Matthieu* mit *battre saint Mathieu, lui tirer de l'argent* erklärt. Die heutige Bedeutung des Ausdrucks ist aber so noch nicht einwandfrei geklärt. In seinem Etymologischen Wörterbuch schreibt Scheler dem Verbum *fesser* eine heute nicht mehr übliche Bedeutung „*tenir sous ses fesses*“ zu, der das Volk den übertragenen Sinn von „*garder avec soin, caresser, s'attacher*“ verlieh. So erklären sich z. B. die familiären Ausdrücke *fesse-cahier* (= *homme qui gagne sa vie à faire des écritures*), *fesse-pinte* (= *qui cultive la pinte*), *fesse-maille* (= *qui tient à la maille, monnaie*), und so ist ein *fesse-Mathieu* ein *grand adorateur de saint Mathieu le banquier.* Vgl. dazu auch Rozan (Convers.). Ich kann die Behauptung, daß keinerlei volkstümliche Entstellung vorliegt, noch durch den Hinweis stützen, daß Oudin (1640) eine vulgäre spr. R. *fesser Matthieu* (= *prêter à usure*) kennt. Leroux, Delvau und Sachs-Villatte führen *C'est un fesse-Mat(t)hieu* ohne Erklärung an. Literarische Belege u. a.: Noël du Fail, Contes d'Eutrapel, 16. Jahrh., 1654, 1667, 1696 [30]). — Quitard (1842) nennt noch eine spr. R. *enrichir saint Mathieu* in der Bedeutung „*faire gagner les usuriers*“.

Sankt Mathurin lebte gegen Ende des 4. Jahrhunderts und stammte aus einer vornehmen, in Larchant bei Sens ansässigen Familie. Das Volk glaubt, der Heilige könne vom Irrsinn heilen, weil man seinen Namen — nach Trévoux (1721) — von ital. *matto* (= *fou*), *matturino* (= *un peu fou*) oder — nach Le Roux de Lincy (1859) — von griech. *mataios* (verrückt, irre) her-

[30]) Ein bei L. Rigaud (1878) aufgeführtes *Jean-fesse* (= *avare, malhonnête homme*) halte ich nicht für eine Anspielung auf St. Johannes. Denn *Jean-fesse* ist der Zwillingsbruder des *Jean-foutre* (= *homme vil, gredin fieffé*).

leitete[31]). Daher wird ein Irrsinniger volkstümlich wohl als *Mathurin* bezeichnet (1750, 1771, 1787, 1907). In gleicher Weise erklären sich (*avoir*) *le mal* (*de*) *saint Mathurin* (1640, 1732), *une colique, des tranchées* (eigentlich: Leibschneiden) *de saint Mathurin* (Anfall, Anfälle von Narrheit, Irrsinn) (1656, 1721, 1750, 1771, 1787, 1859, 1878, 1907), *Il faut l'envoyer à saint Mathurin* (= Er ist reif für das Irrenhaus) (Oudin, Dict. 1633, nach Littré bereits im 16. Jahrh. zu belegen) und *devoir une* (*belle*) *chandelle à saint Mathurin* (verrückt, irre sein) (1641, 1859, 1878), die heute sämtlich selten geworden sind (1907).

Der hl. Medardus († 545), Bischof von Noyon und Tournay, besaß nach Gregor von Tours (Gloire des confesseurs, Kap. 95) die Kraft, von Zahnschmerzen zu heilen. Er wurde mit halb geöffnetem Munde dargestellt, um die von diesen Schmerzen Befallenen aufzufordern, sich an ihn um Hilfe zu wenden. Er schien auf den Bildern und Medaillen zu lachen. So erklären sich die nach Sachs-Vill. heute selten gewordenen spr. R. (*C'est un* oder: *le*) *ris* (*rire*) *de saint Médard* (= ein gezwungenes Lächeln) (Régnier, 8. Satire, Proverbes en rimes, 17. Jahr., H. Estienne, Conformité du langage fr. avec le grec, 1750, 1786/87, 1821, 1842, 1859, 1878, Du Broc de Segange), die Variante *rire du bout des dents* (*comme saint Médard*) (= ärgerlich sein, weinen wollen) (1656) und *faire la mine de* (oder: *comme*) *saint Médard* (= Gesichter schneiden) (1771, 1859, Du Broc de Segange). — Medardus konnte auch gegen Einkerkerung, Gefängnis, Haft schützen. Le Roux de Lincy nennt mit Bezug auf den Almanach perpétuel *mal saint Médard* (= *emprisonnement*).

Etre de la confrérie de saint Merry erklärt sich als Wortspiel. Denn es bedeutet „*être marri d'être marié*“ (1656, 1859[32]). Jedoch handelt es sich nicht etwa um einen fingierten Heiligen. Gemeint ist vielmehr der im 7. Jahrhundert in der Bourgogne lebende Abt Méry oder Merry (Medericus), der in Paris besonders verehrt wurde. Nach ihm führen Saint-Merri, eine noch heute in Paris bestehende Kirche, und das Dörfchen St-Méry im Departement Seine-et-Marne ihren Namen. Vgl. P. Joanne.

Der Erzengel Michael wird in der Apokalypse als Sieger über den Drachen oder Satan dargestellt, die Christen nahmen ihn daher später häufig zum Schutzpatron ihrer Kirchen. Die kirch-

---

[31]) Nach H. Alt (a. a. O. p. 275) nahm er sich wirklich zu Lebzeiten der Geisteskranken an und heilte viele von ihnen durch sein Gebet.

[32]) Clément Marot verwendet hingegen in seiner Epître „Au roy, pour le delivrer de prison“ *je fuz faict confrere au diocese de Saint Marry* (*en l'eglise Sainct Pris*) in der Bedeutung „in Gefangenschaft gesetzt werden“. Vgl. K. Glaser, Altfrz. Lesebuch des späteren Mittelalters, Halle 1926 p. 38.

liche Malerei zeigt ihn mit einem Teufel unter den Füßen, so daß dieser als sein Pferd aufgefaßt werden kann. *Etre monté sur le traquenard* (Halbpaß-, Zeltgänger) *de saint Michel* bedeutet „vom Teufel geholt werden" (1656, 1656 B, 1721, 1750, 1787, 1859, Du Broc de Segange, 1907). Das Volk scheute sich früher oft, den Teufel bei seinem rechten Namen zu nennen. Man pflegte ihn auch als *valet de saint Michel* (Du Broc de Segange) zu bezeichnen [33]). — Le Roux de Lincy belegt außerdem ein *Saint Michel en ait l'arme* (*l'âme*) aus dem 15. Jahrhundert.

Von einem Menschen, der dreist, frech und hartnäckig etwas leugnet, sagt der Franzose in Erinnerung an die Tatsache, daß Petrus, ehe der Hahn zum andern Male gekräht hatte, seinen Herrn dreimal verleugnete, er sei *hardi comme un saint Pierre* (1821, 1859, Du Broc de Segange). Villatte (1912) übersetzt diesen spr. Vergleich mit „feig". — Den Hahn kann man als *oiseau de Saint-Pierre* bezeichnen (1912). — Nach den Kirchenvätern sollen Petrus und Paulus unter Nero gleichzeitig hingerichtet worden sein. Ein Blutgerüst, Schafott, findet sich gelegentlich *abbaye de Saint-Pierre* (Wortspiel: *cinq pierres*) genannt (1912). — Die katholische Kirche hat den beiden Aposteln den 29. Juni als Peter-Paulstag gewidmet. Daher werden sie auch in spr. R. in Zusammenhang gebracht. *Prendre saint Pierre pour saint Paul* heißt „sich vertun, Personen verwechseln" (1640, 1750, 1787, 1859, 1907). — *Découvrir* (entblößen) (*dépouiller, ôter à*) *saint Pierre pour couvrir* (*habiller, donner à*) *saint Paul* (= einem Übelstand durch einen anderen abhelfen, dem einen fortnehmen, um dem anderen zu geben, eine Ungerechtigkeit begehen) (Belege: 1632, 1656, 1721, 1750, 1786/87, 1821, 1859, 1860, 1878). Für die Entstehung dieser spr. R. gibt es mehrere Erklärungen. Mit Recht lehnt Quitard die folgende ab: Eine alte Chronik berichte, der König Dagobert habe bei der Erbauung der Abtei von Saint-Denis die schweren, ehernen Türen von Saint-Martin in Tours fortgeschafft und für die neue Abtei verwendet. Später habe dann das Volk die Namen der beiden Heiligen in Pierre und Paul abgeändert. Die Erklärung ist gesucht, der Bericht wahrscheinlich erfunden. Die sehr alte spr. R. findet sich sinngemäß auch bei anderen Völkern. Vgl. lat. *Altare spoliat, ut aliud operiat,* mittellat. *Nudato Petro Paulum tegere nefas,* deutsches: Sankt Peter entblößen, um Sankt Paul zu bedecken und engl. *To rob Peter, to pay Paul* (1872, 1879/80). Aber auch die von Quitard selbst gegebene Erklärung leuchtet nicht recht ein. In der Frühzeit des Christentums hätten die Bischöfe ihren ältesten Kirchen ge-

---

[33]) Vgl. dazu weiter oben *estafier, valet de saint Martin.*

wisse Gegenstände, die in ihnen überreich vorhanden gewesen seien, entnommen und neuen Kirchen vermacht. Sie wären dabei nach dem Ausspruch des Apostels Paulus verfahren: *Alias ecclesias exspoliavi, accipiens stipendium ad ministerium vestrum* (2. Brief an die Korinther, Kap. 11). Die Gläubigen, die anfänglich mit der Verschiebung solchen Kirchengutes einverstanden waren, hätten schließlich gegen die Autorität des Apostels Paulus die des Petrus, den Jesus seinen Verwalter, Stellvertreter nannte, angerufen. Aus diesem kirchlichen Streit heraus habe sich die genannte spr. R. entwickelt. Gegen diese Erklärung läßt sich nun aber zweierlei einwenden. Sachs-Villatte (unter „*Paul*") kennt die Variante *découvrir saint Paul pour couvrir saint Pierre,* die also gegen Quitard spricht. Vor allem aber weisen die in unserer spr. R. vorkommenden Verba *découvrir* und *couvrir, dépouiller* und *habiller* auf eine Bekleidung hin. Ich habe schon bei der spr. R. (*rester pour*) *coiffer sainte Catherine* betont, daß es früher in Frankreich üblich war, die in den Kirchen aufgestellten Heiligenstatuen zu bekleiden und zu schmücken. De la Mésangère (1821) berichtet, daß diese Sitte noch zu seiner Zeit in einigen französischen Dörfern bestand. Gleiches gibt er für Bayern an, während Rozan (Petites ignorances de la conversation) bemerkt, daß der Brauch in Spanien und Italien noch länger beibehalten wurde als im allgemeinen in Frankreich.

Sicherlich einem witzigen Eheverächter oder einem armen Pantoffelhelden verdanken die folgenden spr. R. ihr sprachliches Leben: *entrer dans la confrérie de Saint-Pris* (= sich verheiraten) (1912) und die heute veraltete Variante *être de Saint-Prix* (*Pris*) (1656, 1821, 1907). Beide lassen den Ehegatten als *pris* (*au piège*) erscheinen [34]. Daneben nennt Oudin (1656) noch *Cela est de Saint Prix* (= *cela est pris*). In allen drei Fällen macht der Franzose hier ein Wortspiel mit dem im 7. Jahrhundert lebenden Saint Prix (Pris, Priest, Priet, Pregt, Projet) [35], Bischof von Clermont. Genau genommen handelt es sich in den beiden letzten spr. R. um den Namen einer nach dem Heiligen benannten, fingierten Stadt.

Nach Richelet (1732) und Trévoux (1721 u. 1771) ist unter *le mal de sainte Reine* die (trockene) Krätze zu verstehen. Die schöne Sainte-Reine (Regina) lebte im 3. Jahrhundert. Sie wurde in Alise bei Dijon geboren und von dem Gouverneur Olibrius, dem sie die Ehe verweigerte, gemartert und enthauptet.

---

[34]) Nicht das Ehejoch, sondern das Gefängnis ist gemeint, wenn Cl. Marot in seiner Epître „Au roy, pour le delivrer de prison" euphemistisch sagt: *Je fuz faict confrere au diocese de Saint Marry, en l'eglise Sainct Pris.*

[35]) Vgl. dazu auch Jos. Schätzer, a. a. O. p. 49.

Der heilige Rochus (geb. um 1295 in Montpellier) durchzog, um Pestkranke zu pflegen, namentlich Italien und starb 1327. Daher ist er in vielen Ländern der Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen. Bei den Sprichwortforschern finde ich ein *mal* (*de*) *saint Roch* (= Pest) nicht nachgewiesen. Sachs-Villatte kennt es, gibt ihm jedoch die Bedeutung „Schwindsucht der Steinhauer“ [36]). — Wenn man „Fluch“ durch *bénédiction de saint Roch* (1907) und „jem. verfluchen, von jemandem Schlechtes reden“ durch *donner des bénédictions de saint Roch* (1721, 1878) wiedergeben kann, so vermute ich, daß es in Erinnerung an St. Rochus als Pestheiligen geschieht, obwohl bei den Parömiologen nirgends eine Erklärung gegeben wird. — Nachdem der Heilige lange Zeit Pestkranke gepflegt hatte, erkrankte er in Piacenza an derselben Seuche. Um andere Personen nicht anzustecken, verließ er das Hospital, in das er geschafft worden war, und schleppte sich mühsam bis in einen Wald. Dort wäre er elend ums Leben gekommen, wenn ihn nicht der Hund Gothard eines Edelmannes entdeckt und ihm täglich Brot herbeigetragen hätte, während ihn das Wasser einer nahen Quelle labte. So erlangte Sankt Rochus die Gesundheit wieder, und der Edelmann überließ ihm, wie es scheint, für immer das gute und kluge Tier. Auf Kirchenbildern ist der Hund, mit einem Brot im Maul, das gewöhnliche Attribut des Heiligen. Daher sagen die Franzosen von zwei Personen, die man immer zusammen sieht, die unzertrennlich sind: *C'est saint Roch et son chien* (1721, 1732, 1750, 1771, 1786/87, 1878, 1902, 1902 A u. a.). Als Variante ist zu nennen: *Ils sont comme saint Roch et son chien* (= Sie sind ein Herz und eine Seele). Reinsberg-Düringsfeld (1872) bezeichnet sie als nordfranzösisch (Bray). — Auf den bildlichen Darstellungen des Heiligen erregte ferner seine Kopfbedeckung beim Volk Erstaunen. Die Angaben widersprechen sich. Die einen behaupten, sein Hut sei so ungeheuerlich groß gewesen, daß er dreien gleichgekommen sei, die anderen wollen wissen, St. Rochus sei wirklich mit drei Hüten abgebildet worden. Die letztere Ansicht gehört wohl ins Reich der Fabel, obgleich Diderot im „Jacques le Fataliste“ ihr huldigt und der Herausgeber seiner Werke die Meinung des Philosophen verteidigt. *Etre comme saint Roch en chapeau*(*x*) hat die Bedeutung „reichlich mit etwas versehen sein“ (1842, 1859, Du Broc de Segange, 1907). — Daneben führt Sachs-Villatte unter „*coiffer*“ noch ein *coiffé comme Saint-Roch* (= den Hut schief aufgesetzt) an.

Thomas, einer der zwölf Jünger Jesu, wird auf Grund des

[36]) Der feine Steinstaub setzt sich in die Lungen des Steinmetzen und verursacht dadurch eine schwindsuchtartige Krankheit.

Johannesevangeliums (Kap. 20, 25-29) als ungläubiger Thomas bezeichnet. Im Französischen sagt man *être* (*incrédule*) *comme saint Thomas* (1898, 1907) und *Vous êtes confrère*(*s*) *de saint Thomas* (= Sie wollen die Dinge, die Sie nicht [direkt] sehen, nicht glauben) (1859, Du Broc de Segange, beide mit Bezug auf Tournebu, Les contens).

Wenn man einen indolenten, trägen, lässigen, schläfrigen, gleichgültigen Menschen als einen *parent de saint Tranquillin* (= Tranquillus) bezeichnen kann, so liegt lediglich ein Wortspiel mit dem Namen des Heiligen vor. Belege: Almanach perpétuel, 1859.

Avoir le mal saint Vitus (= den Veitstanz haben) (Paré, Introd. VII, 16. Jahrh., 1878) ist eine Variante zu bereits erwähntem *avoir le mal de saint Guy*.

In der nach Sachs-Villatte heute selten gewordenen spr. R. *avoir le mal* (*de*) *saint Zacharie* (= stumm sein) (1640, 1859) wird auf Zacharias, den Vater Johannes des Täufers, angespielt. Er hatte den Worten des Engels Gabriel, er werde von seiner alten Frau noch einen Sohn bekommen, nicht geglaubt. Zur Strafe verlor er bis zu dessen Beschneidung die Sprache. Vgl. Lukas, Kap. 1 [37]).

Von den spr. R., die sich auf einzelne Heilige beziehen, haben wir bisher nur die ziemlich oder sehr häufig gebrauchten behandelt. Es bleibt noch übrig, einige aufzuführen, die bedeutend seltener vorkommen und zu belegen sind, ohne jedoch den Charakter der Einmaligkeit zu tragen [38]).

En chair et en os comme saint Amadou (1859 mit Bezug auf die 1616 erschienene Comédie des proverbes von de Cramail). Näheres über diesen Heiligen habe ich bisher nicht zu finden vermocht.

In *rêve Saint-Benoît* (= Traum, in dem ein junges Mädchen den zukünftigen Bräutigam sieht) (1907) handelt es sich um den Stifter des Benediktinerordens, Benedikt von Nursia (480-543).

C'est le potage de saint Bernard, le diable a emporté la graisse (1859 unter Hinweis auf den Almanach perpétuel). Hier liegt eine Anspielung auf Bernhard von Clairveaux (1091-1153) vor.

Die Redensart (*avoir*) *le mal sainct Eutrope* scheint nicht allzu häufig gewesen zu sein, da ich sie bei den Sprichwortforschern nicht verzeichnet finde und da sie von Rabelais im Anschluß an das 4. Buch in der Briefve declaration d'aucunes dictions plus obscures erklärt wird. Der im 1. Jahrhundert lebende

---

[37]) Das Dorf St.-Zacharie (Var) hat jedoch seinen Namen nach einem Märtyrer gleichen Namens, der gegen das Jahr 100 den Märtyrertod in Vienne erlitt. Vgl. P. Joanne.

[38]) Einmalige Redensarten, Vergleiche usw., die sich nicht das sprachliche Bürgerrecht erworben haben, scheiden in unserer Arbeit aus.

saint Eutrope, Apostel der Saintonge und erster Bischof von Saintes, wurde bei verschiedenen Krankheiten angerufen: 1. gegen die Wassersucht: Es ist ein Gebet bekannt, das Ludwig XI. gegen dieses Leiden an den Heiligen richtete (abgedruckt bei Du Broc de Segange). Durch einen calembour wurde dem Heiligen die Kraft zugesprochen, die Wassersucht heilen oder vor ihr bewahren zu können: Eutrope, Utrope, Itrope, Ydrope, Hydropisie. 2. für die Krüppel und Lahmen. Du Broc de Segange bemerkt dazu: *Le nom de saint Eutropc, dans la langue romane, s'était transformé en saint Estropié. De là encore l'invocation qui lui était adressée en faveur des Estropiés.* 3. gegen Kopfschmerzen. Die Metzger der Stadt Saintes spalteten dem Heiligen den Kopf mit Beilhieben.

Saint Genou (auch: Genulphe, Genulf, lat. Gendulfus, 5. Jahrh. oder früher), erster Bischof von Cahors, wird gelegentlich wegen seines Namens gegen die Gicht um Hilfe angegangen: *avoir le mal saint Genou* (Rabelais, 1640, nach Sachs-Vill. populär und selten).

Mit *le mal saint Gildas* ist die Tollwut gemeint. Beleg bei Rabelais. Der hl. Gildas war ein im 5. Jahrhundert lebender christlicher Bekehrer in England. Vgl. Du Broc de Segange.

Aller à Saint-Jacques (fam. und selten) heißt in der Buchdruckersprache „eine Leiche (= Auslassung) machen" und *prendre son Saint-Jacques* „aus der Werkstatt abgehen" (1912). Vgl. dazu weiter oben „*Saint-Jean*".

Mit Beziehung auf den Almanach perpétuel führen Le Roux de Lincy und Du Broc de Segange an: *cheoir du mal saint Leu* (*par derrière*) (= 1. rückwärts hinfallen, 2. sich vergessen, von einer Frau gesagt). Gemeint ist nach Joanne der Bischof *saint Loup* von Sens († 632). Er wurde unter anderem gegen die Epilepsie angerufen (Du Broc de Segange).

Nicht der Vorsteher der Klosterschule zu Fulda und spätere Erzbischof von Mainz Hrabanus Maurus, sondern Sankt Maurus († 584) [39]), Abt von Glanfeuil, wird genannt in *avoir le mal saint Maur* (= die Gicht haben) (1859) und, mit einem scherzhaften Wortspiel, in *chanoine de saint maur* (= Köhler) (1656, 1771, 1859 unter Anführung des Almanach perpétuel).

Sankt Nikolaus (3.-4. Jahrh.) ist der Schutzpatron der Knaben und Schüler, weil er die Kinder zu unterrichten liebte. Ohne Angabe der Bedeutung nennen Le Roux de Lincy und Du Broc de Segange: *faire le (la?) saint Nicolas de village* und *Il est des clergeons* (Schreiberlein, mundartlich auch: Chorknabe) *de saint Nicolas* (Weiterer Beleg für letzteres: Adages françois, 16. Jahrhundert).

---

[39]) Näheres bei Du Broc de Segange, Bd. I p. 40 ff.

Sankt Patrick (St. Patricius, 373-464 oder angeblich 493), der Apostel und Schutzheilige Irlands, spielt eine Rolle in (*C'est*) *le miracle de saint Patrice qui chauffa un four avec de la neige.* Man verwendete diesen spr. Satz in einer sicherlich nicht gerade gläubigen Zeit, um das Lächerliche einer Sache oder Unternehmung, deren Ausführung mit seltsamen oder unmöglichen Mitteln versucht wurde, hervortreten zu lassen (1860).

Parler par la bouche comme saint Paul (ungefähr = *parler chrétien,* offen, klar, unzweideutig sprechen) finde ich nur von dem Dict. des prov. frçs. (1750) und Leroux (1787) nachgewiesen.

Der hl. Quentin (Quintinus, † 287 als Märtyrer in Saint-Quentin) scheint als Beschützer vor Gefangennahme, Haft verehrt worden zu sein. Denn (*avoir le*) *mal saint Quentin* bedeutet nach Le Roux de Lincy (Quelle: Almanach perpétuel) „in Haft, im Gefängnis sein".

III.

Unter Nachahmung der sprichwörtlichen Redensarten, die sich auf eine echte Heiligenverehrung beziehen, hat sich eine Anzahl von spr. R. — dieser Begriff wieder im weitesten Sinne genommen — herausgebildet, die nichts mit ihr zu tun haben. Man setzte scherzhaft oder ironisch das Wörtchen *saint*(*e*) vor ein Substantiv, Adjektiv usw., um ihm einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Es ist begreiflich, daß ein solches Verfahren in Kreisen, die nicht in engem Zusammenhang mit der Kirche standen, vor sich ging. Die nachfolgenden Redensarten haben zumeist ihren Ursprung in der gewöhnlichen Umgangssprache oder sogar in der Diebes- und Gaunersprache (*langue verte*).

Auf die Heiligenverehrung im allgemeinen spielt spöttisch zunächst die spr. R. an: *faire la sainte sucrée* (= die Ehrenwerte oder Empfindsame spielen) (1656, 1859) [40]. Sie unterscheidet sich von den weiterhin aufgeführten spr. R. dadurch, daß in ihr das auf *sainte* folgende Wort nicht den Charakter eines „Heiligen" erhält. Übrigens hat *faire la sainte sucrée* einem *faire la Sainte-Nitouche* Platz machen müssen. Vgl. weiter unten.

Avoir le mal saint Baude bedeutet „die Lustseuche, Syphilis haben" (Belege: Adages françois, 16. Jahrh., 1856, 1859, 1867. 1912, 1917). *Baude* ist ein Argotwort (der Pariser Diebe).

Während in dem seltenen *C'est le potage de saint Bernard, le diable a emporté la graisse* eine Anspielung auf die Verehrung dieses Heiligen vorliegt, muß er sich im 16. und 17. Jahrhundert in *passer par l'arc saint Bernard* (= *se salir soi-même, faire son*

[40]) Leroux (1787) belegt nur *faire la sucrée* und führt eine Stelle aus Molières „George Dandin" an. Dieselbe R. findet sich u. a. auch 1612, 1636, 1643, 1654, 1750.

cas dans ses chausses) (Tabourot, Les escraignes dijonnoises 1608, 1632, 1640) ein nicht gerade vornehmes Wortspiel mit seinem Namen gefallen lassen. *Bernard* hat (wie ital. *bernardo*) die Bedeutung „Hinterer" angenommen. Anlaß ist die lautliche Ähnlichkeit mit *bran* (*bren*) (= menschlicher Kot)[41]). Nachgewiesen: 1856, 1859, 1867[42]).

Von Kindern oder Erwachsenen, die beim Essen oder auch bei anderer Gelegenheit wählerisch, mäklig, kiesätig sind, pflegt der Franzose zu sagen: *C'est un saint-difficile* (*Saint-Difficile*) (1867, 1907, 1912).

In *avoir mangé tout son* (*saint*) *Frusquin* (= Hab und Gut aufgezehrt haben) (1878) und *perdre tout son* (*saint*) *frusquin* (= seine Siebensachen, seine ganzen Habseligkeiten verlieren) (1907) liegt das Argotwort *frusquin* (= *frusque*) vor. Ursprünglich hatte es die Bedeutung „Kleidung, Rock" (z. B. bei Scarron; vgl. auch pop. *se frusquiner* = sich anziehen und *frusquineur* = Schneider). Dann gab ihm die Volkssprache die weitere, allgemeinere Bedeutung von „bewegliche Habe an Geld, Wäsche und Sachen". Die beiden genannten spr. R. zeigten zunächst nicht das Wort *saint* (1750), es wurde erst später in Analogie zu bedeutungsähnlichem *saint Crépin* (siehe oben unter echter Heiligenverehrung), dem es den Rang streitig macht, hinzugefügt. Belege: Comte de Caylus, Oeuvres badines, 1856, Rozan, Petites ignorances de la convers., 1878[43]).

Einen arbeitsscheuen Kerl, einen Faulenzer nennt man einen *saint Lâche* (1867, 1878, 1878 R, 1907, 1912), und *réciter la prière de saint Lâche* heißt „schlafen" (1912). Die Verstärkung durch *saint* entspricht also in solchen Fällen etwa unserem „Erz-".

Wenn der Franzose von einem faulen, schläfrigen Frauenzimmer sagen kann: *C'est une* (*Sainte-*)*Longie* (1867, 1912), so liegt hier wohl eine Neubildung zu dem weiter oben aufgeführten

---

[41]) Vgl. auch vulgäres *bernateur, bernatier* (Abtrittsausräumer, Latrinenreiniger) (1912).

[42]) Deshalb sagt man auch (ohne *saint*): *aller voir Bernard, aller voir* (*comme se porte*) *madame Bernard* (= zu Tante Meier, auf den Locus gehen) (1878 R) und vulgär *être bon pour Bernard* (= nur als Arschwisch zu gebrauchen sein) (1912). — Die seltene Nebenform *bren* hat ferner veranlaßt, daß man einen schmutzigen Menschen einen *Saint-Breneux* nennen kann (1656 B, 1912). — Sehr vulgär ist *sainte Chiette* (= unfähige Person, machtloser Mensch) (1656, 1912).

[43]) *Saint-Glinglin* ist ein Argotausdruck (Schallnachahmung) für „üppiges und lautes Mahl" (1912). — Zu *ventre-saint-gris*, dem berühmt gewordenen Fluchwort Heinrichs IV., vergleiche man Ch. Rozan, Petites ignorances de la conversation, Paris 10e édit. p. 133: „Saint Gris *est un saint de fantaisie inventé pour donner un patron aux ivrognes.*"

(*Saint-*)*Longin* oder *longis* (= langsamer, träger Mensch) vor [44]).

In heutigen *C'est une sainte Nitouche* (= Sie ist eine Scheinheilige, eine Frau, die sich harmlos, zurückhaltend stellt) (Belege u. a.: Baïf, Régnier, Sat. XIII, Ch. de Bernard, Fr. Coppée, L'enfant perdu, 1867, 1878, 1907), *un air de sainte nitouche* (= ein zimperliches Wesen) (1907) und *faire* (*bien*) *la Sainte-Nitouche* (*sainte nitouche*) (= den Heuchler spielen, sich harmlos, unschuldig stellen; 1750, 1787, 1821) liegt nicht ganz die ursprüngliche Gestalt vor. In älterer Zeit schrieb und sprach man *mitouche* (*Mitouche*) (1656, 1721, 1771, 1842, 1859). Als dann das frz. Volk die Negation *mie* (*mica*, Krümchen; = *pas*, *point*) nicht mehr verstand, wußte es auch mit verkürztem *mi* nichts mehr anzufangen. Man schrieb nun *sainte n'y touche* (1786, 1821, Rozan, Petites ign. d. l. convers.) und schließlich *sainte nitouche* (*Nitouche*). Früher wendete man die erste Redensart nicht nur auf eine Frau, sondern auch auf einen in Liebessachen oder anderen Dingen furchtsamen, weichen, unentschlossenen Mann an (1867). Cotgrave (1632) und Leroux (1787) kennen neben *saincte-n'y touche* (*sainte nitouche*) sogar noch eine besondere Form *sainct-n'y touche* (*saint nitouche*).

Gießen. WALTER GOTTSCHALK.

---

[44]) *Sainte Migorge* war ein Ausruf der Bewunderung (1656). — Eine „Heilige" neueren Datums (V. Sardou, La famille Benoiton) haben wir in *Sainte-Mousseline* vor uns. Unter ihr versteht man die putz- und gefallsüchtige Damenwelt, weil *mousseline* familiär „Putzsachen, Putzsucht, Kleideraufwand" bedeutet.

Nochmals altfranz. *chaut* und *chaille.*

Aus Anlaß meines dem unpersönlichen *chaloir* gewidmeten Artikels in Behrens' Zeitschrift 1927, S. 485-487 macht mich Spitzer auf Kjellmans Arbeit: La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonnelle en français des origines au 15e siècle, Upsal 1913 (Thèse) aufmerksam, die mir s. Z. entgangen war. Kjellman gibt S. 169-184 seiner Untersuchung auch eine Darstellung der Gebrauchsweisen des unpersönlichen *chaut*. Er glaubt eine doppelte Bedeutung dieses Verbums feststellen zu müssen: 1. (Emploi A) heiße es — negiert — *ne pas s'intéresser à, ne pas se soucier de* und sei in diesem Fall mit einem Substantiv verbunden: *de ses ramposnes ne me chaut* (Chlyon 630); 2. (emploi B) erscheine negiertes *chaut* mit einem Infinitiv verbunden als negativer Imperativ und zwar a) in subjektiver Verwendung (emploi subjectif) im Konjunktiv: *de conter as janz qui je sui ne vos chaille* (Chlyon 3729), b) in objektiver Verwendung (emploi objectif) im Indikativ: *la fille Karle ne voz chaut a amer* (Am. u. Am. 566). Die Scheidung zwischen emploi A und emploi B wird nicht festgehalten, da K. für den emploi A sich nicht auf Fälle beschränkt, in denen ein Substantiv zu *chaut* gehört, sondern auch solche Beispiele aufführt, in denen *chaut* mit einem Infinitiv verbunden ist, z. B. *Cliges cui il ne chaut De vivre, s'a s'amie faut* (Clig. 3705), ferner solche, in denen *chaut* durch einen Satz determiniert wird: *ne li chalt de quel mort nus muriuns* (Ch. Rol. 227) u. a. Beim emploi B ist zwar das äußerlich unterscheidende Merkmal zwischen dem emploi subjectif (*chaille*) und dem emploi objectif (*chaut*) festgehalten, aber die Art, wie K. versucht, beide Gebrauchsweisen gegen einander abzugrenzen und die objektive als Entwicklung aus der subjektiven begreiflich zu machen, wirkt nicht überzeugend. Im subjektiven Gebrauch (*chaille*), von dem man auszugehen habe, handle es sich um eine an den Willen gerichtete Ermahnung (*une exhortation à ne pas faire adressée à la volonté*), im objektiven um eine Verpflichtung *qui en s'imposant doit empêcher l'homme d'exécuter une certaine action* (S. 177). *L'évolution sémantique implique donc que de l'idée du sentiment d'une importance on est passé à celle de la qualité même d'être important.* Mit anderen Worten: im Falle konjunktivischen (subjektiven) Ge-

brauches (*chaille*) will K. eine noch vom Willen des Angeredeten abhängige Aufforderung, nicht zu tun, beim indikativischen (objektiven) Gebrauch (*chaut*) die Erklärung einer jedenfalls zu erfüllenden Verpflichtung zum Nichttun erkennen. *Ne te* (*vos*) *chaille* bedeute demnach etwa: „es liege dir (euch) nicht daran etwas zu tun", *ne te* (*vos*) *chaut* „es ist dir (euch) Pflicht etwas nicht zu tun", „du darfst nicht tun: *La fille Karle ne vos chaut a amer = tu ne dois pas aimer la fille de Charles*. Der Schritt vom emploi subjectif zum emploi objectif scheint mir nicht so leicht vollziehbar, wie K. es hinstellt. Von der Mahnung sich nicht um etwas zu sorgen, kein Interesse für etwas zu empfinden, führt der Weg nicht ohne weiteres zu dem Befehl etwas nicht zu tun; es ist unzutreffend, wenn K. (S. 174) behauptet, „*il n'est pas de ton intérêt*", „*il ne t'importe pas, il ne te convient pas de l'aimer*" sei gleichbedeutend mit „*tu ne dois pas l'aimer, ne l'aime pas*". Es ist das ebensowenig der Fall, wie im Deutschen „du brauchst nicht zu lieben" mit „du darfst nicht lieben" identisch ist. Der Unterschied beider Ausdrucksweisen ist darin begründet, daß das eine Mal das Empfinden des Interesses, das *chaloir*, das andere Mal das Tun selbst, das *aimer*, verneint wird: *tu ne dois pas l'aimer, ne l'aime pas* ist gleichwertig einem *il faut que tu ne l'aimes pas*, während die Bedeutungsentwicklung, die K. annimmt, lediglich zu einem *il ne faut pas que tu l'aimes* führen sollte. Nun fällt freilich diese von der Logik gezogene Folgerung für die Sprache insofern fort, als bekanntlich *il ne faut pas que tu l'aimes* in der Tat einem *il faut que tu ne l'aimes pas* gleichwertig ist[1]), und so mag denn der Bedeutungsentwicklung, die K. annimmt, ohne der in ihr liegenden Schwierigkeit sich bewußt zu werden, das sorglose Verhalten der Sprache hinsichtlich der Stelle, die sie der Negation anweist, zu statten gekommen sein, und es mag *ne te chaut d'amer* insofern ein Recht darauf zuerkannt werden, als „du darfst nicht lieben" verstanden zu werden, vorausgesetzt, daß die Entwicklungsreihe von *ne te chaille* zu *ne te chaut* auf dem von K. angegebenen Wege führt. Aber selbst dann bliebe die Schwierigkeit bestehen, daß 1. negiertes mit dem Infinitiv verbundenes *chaut* doppelsinnig war: *ne li chaut de vivre* „er mag nicht leben" bestände gegenüber *ne te chaut d'amer* „du darfst nicht lieben", daß 2. solche Fälle, in denen jede Angabe darüber, was den Inhalt des *chaloir* ausmache, fehlt, unerklärt bleiben, wie ich bereits in meinem ersten Artikel ausführte.

Jedenfalls kann die anscheinende Verschiedenheit der Bedeutung von negiertem *chaloir* aus seiner Verbindung einerseits

---

[1]) Vgl. Tobler V. B. I Kapitel 29: *il ne faut pas que tu meures* „du darfst nicht sterben", dazu Spitzer GRM 1927, S. 69-73.

mit einem Substantiv, andrerseits mit einem Infinitiv nicht erklärt werden. Das zu lösende Problem scheint mir an ganz anderer Stelle zu liegen: Es macht einen Unterschied, ob das Vorhandensein von Sorge, Teilnahme, Interesse (*chaloir*) von der ersten oder dritten oder von der zweiten Person durch negiertes *chaut* in Abrede gestellt wird. Ein *ne me chaut* oder *ne li chaut* ist nicht zu beanstanden: ich kann — und nur ich kann — von mir selbst das Fehlen von Interesse aussagen; ich — oder ein andrer — kann (berichtend) das Gleiche mit Bezug auf eine dritte Person tun. Einer zweiten — von mir angeredeten — Person gegenüber liegt der Fall anders: ob sie Interesse, Teilnahme für etwas hat, kann lediglich sie selbst entscheiden, es kann nicht Gegenstand meiner Aussage durch ein *ne te chaut* sein, — soweit wenigstens die Aussage den üblichen Zweck reiner Mitteilung verfolgt und nicht ausnahmsweise beabsichtigt, dem Angeredeten begreiflich zu machen, daß ich aus seinem Verhalten den Schluß fehlenden Interesses ziehe. So daß denn der Indikativ das durch die Grundbedeutung von *chaloir* Gegebene ist, falls die erste oder eine dritte Person als Träger des Interesses in Frage kommen. Kann aber der angeredeten (zweiten) .Person vom Redenden naturgemäß eine Mitteilung über ihr eignes Empfinden nicht gemacht werden, so kann sie doch andrerseits sehr wohl zum Empfinden von Sorge, zur Anteilnahme — bzw. bei negiertem *chaloir* — zum Ablehnen, Nichtempfinden des Interesses von ihm aufgefordert werden: *ne te chaille*[2]). Der Versuch der Einwirkung auf das Empfinden der angeredeten Person ist ebenso möglich wie die Aussage über ihr Empfinden unmöglich ist. So daß denn nicht zufällig, sondern der Natur der Dinge entsprechend alle (22) von K. auf S. 170 f. für negiertes *chaut* aufgeführten Belege — mit nur einer Ausnahme — das Dativpronomen der ersten oder der dritten Person aufweisen. Die einzige Ausnahme lautet: *Certes, clerc, ne vous puet chaloir d'estre en doubte de ce propos* — also insofern keine Ausnahme, als es sich nicht um *ne vous chaut*, sondern *ne vous puet chaloir* handelt, und das widerspricht dem oben Gesagten nicht: Kann ich auch keine Aussage über das Empfinden der angeredeten Person machen, so kann ich doch sehr wohl eine Ansicht darüber äußern, ob ich eine Anteilnahme, ein Interesse von ihrer Seite für möglich oder erwünscht halte.

Und wiederum ist es der Natur der Dinge entsprechend und beruht es nicht auf Zufall, wenn von den S. 172-174 von Kjell-

---

[2]) K. führt als Typus von mit Infinitiv verbundenem *chaut* an: *ne te chaut pas le faire* (S. 178), *ne te chaut pas a le faire* (S. 182), *ne te chaut le faire* (S. 183), ohne zu bedenken, wie mangelhaftes Altfranzösisch er damit seinen Lesern vorsetzt.

man für negiertes *chaille* gegebenen Belegen bei weitem die meisten (von 12-9) das Pronomen der zweiten Person (*te* oder *vos*) aufweisen. Als auffällig kommen nur diejenigen Fälle in Betracht, in denen entweder der Konjunktiv *chaille* mit dem Pronomen der ersten oder der dritten Person (*me* oder *nos, li* oder *lor*), oder der Indikativ *chaut* mit dem Pronomen der zweiten Person (*te* oder *vos*) verbunden erscheint. Und hiermit stimmt dann wieder die Tatsache überein, daß 1. alle 6 von Tobler (Sitzungsberichte d. Berl. Ak. 1902, S. 99 f.) zum Erweise dafür angeführten Beispiele, daß der Konjunktiv (*chaille*) eintritt, wo sorgfältiger Erwägung der Indikativ (*chaut*) angemessen erscheint, ebenso wie die beiden von K. S. 173 den Toblerschen hinzugefügten, die Pronomina *me* oder *nos* oder *lor*, 2. alle von K. S. 174-177 für *chaut* beigebrachten Belege, wo *chaille* zu erwarten wäre, die Pronomina *te* oder *vos* aufweisen. Das scheint mir ein deutlicher Hinweis, wo das Problem liegt, das der Aufklärung bedarf. Es ist dieses: wie kann konjunktivisches *chaloir* (*chaille*) mit der Person des Redenden selbst oder einer dritten Person, wie indikativisches *chaloir* (*chaut*) mit der Person des Angeredeten verbunden werden, da weder der Redende an sich selbst — oder eine dritte nicht anwesende — Person eine Aufforderung richten, noch über den Angeredeten hinsichtlich seines Empfindens eine Aussage machen kann? Tobler sagt a. a. O., daß es fast gleichgültig sei, ob man *se tu ne me veus, ne m'en chaille* wiedergebe durch „wenn du mich nicht willst, macht es mir keine Sorge" oder „mache es mir keine Sorge", und ich habe mich in meinem ersten Artikel über afz. *chaut* dieser Auffassung angeschlossen und auf Grund derselben das Eintreten sowohl von *chaille* für zu erwartendes *chaut* als auch von *chaut* für zu erwartendes *chaille* mit einer durch die Verwendung von *chaille* für *chaut* entstandenen Unempfindlichkeit für den Modusunterschied bei *chaloir* zu begründen versucht. Ich kann indessen nach nochmaliger Überlegung bei dieser Ansicht nicht stehen bleiben, weil mir Toblers Auffassung, auf der sie beruht, nicht mehr zutreffend erscheint: die Annahme, daß der Redende an sich selbst die Mahnung bzw. Aufforderung zu Sorglosigkeit richtet, scheint mir bedenklich und gezwungen. Und wenn sie doch bestehen könnte, so wäre der Bedeutungsunterschied zwischen *ne me chaut* und *ne me chaille* so überaus gering, daß weder ein psychologischer noch ein stilistischer Grund abzusehen wäre, weshalb der Redende *chaut* durch *chaille* ersetzt hätte. Jedenfalls scheint mir folgender Erklärungsversuch einleuchtender:

Da man mit vollem Recht in ganz gleichem Sinne *ne me chaut* (bzw. *moi ne chaut*) und die rhetorische Frage *que me chaut?* (bzw. *moi que chaut?*) verwenden konnte, so lag es sehr

nahe, analogisch auch neben einem rhetorisch fragenden *que te* (*vos*) *chaut?* (bzw. *toi* oder *vos que chaut?*) ein negierendes *ne te chaut* als gleichbedeutend gelten zu lassen, obgleich lediglich *ne te* (*vos*) *chaille* hätte erlaubt sein sollen. Solche Analogiewirkung anzunehmen liegt umso näher, als *ne me chaut, que me chaut?, que te chaut?* zweifellos in der Sprache des täglichen Lebens viel gebrauchte Wendungen waren. War aber auf diesem analogischen Wege erreicht, daß *ne te chaut* gleichwertig neben *ne te chaille* stand, so konnte dieses Nebeneinander hinwieder neben einem *ne me* (*li, lor*) *chaut* gleichbedeutendes *ne me* (*li, lor*) *chaille* hervorrufen. Und fast selbstverständlich mußte die Gleichwertigkeit von *ne te chaut* und *que te chaut?* auch einem *que te chaille?* neben *ne te chaille,* die Gleichwertigkeit von *ne me chaut* und *ne me chaille* auch einem *que me chaille?* neben *que me chaut?* den Weg öffnen [3]).

Diese Lösung des Problems hat umso größere Wahrscheinlichkeit, als *chaloir* in der alten Sprache ganz überwiegend entweder negiert oder fragend gebraucht wird, ein Umstand, der die gegenseitige Beeinflussung beider Ausdrucksweisen, zumal bei Gleichheit der Bedeutung, sehr begreiflich erscheinen läßt. Diese Bedeutung ist im Grunde stets die ursprüngliche: *ne me chaut d'a. r.* „mir ist nicht warm von etwas her" d. h. „mir ist nicht gelegen an etwas"; nur ist der Modusverwirrung Rechnung zu tragen und zu bedenken, daß gelegentlich *chaille* als Indikativ, *chaut* als Konjunktiv zu verstehen ist. In Toblers Wörterbuch ist *chaille,* wo es für zu erwartendes *chaut* steht, in Klammern als Indikativ bezeichnet. Ebenso hätte *chaut,* das für zu erwartendes *chaille* steht, als Konjunktiv kenntlich gemacht werden sollen. Durch Trennung der Belege für *ne te chaut* von denen für *ne te chaille* und besondere Bedeutungsangabe für erstere („du brauchst dich nicht zu kümmern") wird der Schein

[3]) Ich sehe nachträglich, daß Kjellman in seinem Aufsatz: ***Calere au sens de 'il faut' en provençal*** in den Neuphilol. Mitteilungen XXI 43-63 auch der wichtigen Frage, welche Person mit *chaut* verbunden ist, einer Frage, die er in seiner These unbeachtet gelassen hatte, näher getreten ist, allerdings ohne Wesen und Wirkung des Verhältnisses von *chaut* und Personalpronomen zu erkennen. Auf S. 52 bemerkt er, es sei beachtenswert, daß ermahnendes *chaut* sich streng auf die Fälle beschränke, in denen sich die Mahnung (der Befehl, das Verbot) an die zweite Person richte. Das liege in der Idee des Verbs *chaloir,* eine Ermahnung *se développe le plus naturellement si l'énoncé se rapporte à quelqu'un à qui on veut directement déconseiller quelque chose.* Wende man sich dagegen an sich selbst oder eine dritte Person, so müsse man eine andere Wendung vorziehen. — Daß eine Mahnung oder ein Befehl sich am natürlichsten an die zu ermahnende Person richtet, ist kaum zu bestreiten. Daß man in allen sonstigen Fällen von *chaut* absehen muß, hat seinen Grund einfach darin, daß *ne me* (*nos, li, lor*) *chaut* als **M a h n u n g** nicht zu erkennen wäre.

erweckt, als sei der Sinn von *chaut* und *chaille* verschieden. Auch lag m. E. kein zwingender Anlaß vor, die Fälle, für welche „nicht brauchen“ die zutreffende Bedeutung erschien, von denen zu trennen, für die „obliegen“ „not tun“, „nötig sein“ als Übersetzung empfohlen wird. Nur sorgfältige Betrachtung des Zusammenhanges kann im Einzelfall wahrscheinlich machen, welche Wiedergabe für das negierte *chaut* die zutreffende ist. Hilfreiche Hand können dabei mit *chaut* verbundene synonyme Wendungen, etwa auch abweichende Lesarten andrer Handschriften leisten. So macht Kjellman S. 176 selbst darauf aufmerksam, daß Troie 1753 (*La toison prent, lui lai ester, E ne t'i chaut a demorer*) die Handschrift A statt *ne t'i chaut a d.* — *n'aies soing de demorer* bietet, wie ja auch sonst (z. B. Cliges 5956: *ele n'a soing ne ne li chaut del servise qu'il li prometent*) *n'avoir soing* mit negiertem *chaloir* gepaart wird. Aber wenn K. daraus folgert, daß durch *ne te chaut a demorer* ein negativer Imperativ zum Ausdruck komme, so ist zu bedenken, daß *avoir soing* eine geistige Einstellung bezeichnet, die einem Befehl widerstrebt, die vielmehr die Entscheidung über ein Tun in den Willen des Subjekts verlegt. Damit soll nicht gesagt sein, daß *ne t'i chaut* nebst Infinitiv (*a demorer*) an der vorliegenden Stelle nicht in seiner — beabsichtigten oder unbeabsichtigten — Wirkung einem Befehl gleichkommen könne[4]). Kann doch auch eine scheinbar höfliche Bitte, wenn die Situation oder das Verhältnis des Redenden zum Angeredeten danach angetan ist, einem Befehl gleichwertig sein. Das worum es sich handelt, was es gilt klarzustellen, ist lediglich die Form, in welche die Rede gekleidet ist. Und hierbei ist m. E. stets von der Grundbedeutung von *chaloir* auszugehen. Nur so kann man hoffen, dem Sinn nahezukommen; von einer glatten, sich restlos mit dem Original deckenden „Übersetzung“ kann bei *chaloir* noch weniger als sonst die Rede sein. Daß übrigens die Verwendung von *ne te chaut* für *ne te chaille* auch stilistisch zu bewerten sein mag, insofern man die im Konjunktiv *chaille* liegende Mahnung energischer durch den Indikativ *chaut* zum Ausdruck bringen zu können meinte, ja daß auf diese Weise in der Tat das Bewußtsein erweckt werden konnte, mit adhortativem *ne te chaut* einen Befehl auszusprechen, soll schließlich nicht in Abrede gestellt werden.

---

[4]) Bei Tobler-Lommatzsch wird Troie 1753 s. v. *chaloir* unter den Belegen für die Bedeutung „obliegen, not tun, nötig sein“ aufgeführt, was ja auch nur dann mit dem Infinitiv einen Befehl ergeben könnte, wenn die Negation logisch statt zu *chaut* zum Infinitiv gezogen wird (s. oben). Wenn ferner für einen einzelnen Fall (Ren. 2349) *ne vos chaut* mit „es ist nicht Euer Ernst“ glossiert wird, so liegt m. E. zu dieser erheblichen Abweichung von der Grundbedeutung kein zwingender Grund vor. Die Situation gestattet durchaus, *ne vous chaut* als *ne vous chaille* („es kümmre Euch nicht“) zu verstehen.

Besonderer Erwähnung bedürfen noch die Fälle, in denen **chaut** ohne Personenbezeichnung erscheint. Zunächst läuft es ja ohne Zweifel dem Sinne von *chaloir,* das das Teilnehmen an einem Sein oder Geschehen zum Ausdruck bringt, zuwider, wenn von einer teilnehmenden Person nicht die Rede ist. *Moi que chaut* ist einwandfrei; *que chaut* ohne Pronomen ist auffällig und der Erklärung bedürftig, die aber doch naheliegt. Das Pronomen wird nämlich dem Redenden dann entbehrlich scheinen, wenn er der Überzeugung ist, daß ganz allgemein — ohne Beschränkung auf irgend jemand — auf Anteilnahme im gerade vorliegenden Falle nicht zu rechnen sei: *Que caut que il le quierent? il nel troveront mie* (Aiol 9544) bringt zum Ausdruck, daß bei der Nichtauffindbarkeit des Macaire ein Interesse an dem Suchen ganz allgemein, nicht bloß bei einem Einzelnen, nicht zu erwarten sei. Oder: *de sa biauté ne puet chaloir, s'el n'est vaillanz* (Meraugis 524) „von ihrer Schönheit her, wegen ihrer Schönheit kann kein Warmsein, kein Interesse bestehen, wenn sie nicht trefflich ist", d. h. ihre Schönheit läßt kalt, ganz allgemein, ohne Beschränkung etwa auf den Liebhaber. Wo aber eine Anteilnahme an einer Sache nicht besteht oder bestehen kann, da muß es sich um Wertloses, Gleichgültiges, Vergebliches handeln, daher denn z. B. *ne pot chaloir* in *Come ainceis pot, de l'ost depart. Ne pot chaloir, car trop vint tart* (Thebes 2358, bei Tobl.-Lomm.) etwa den Sinn von „es war vergeblich" hat. Nicht anders sind die Fälle zu beurteilen, in denen zwar die Angabe einer Person nicht fehlt, doch aber die einer teilnehmenden Person: *Moi et vos, oncle, i somes oublïé* (bei der Verteilung der Lehen). ***De moi ne chaut**, qui sui un bacheler, Mes de vos, sire* (Nymes 40, bei Tobl.-Lomm.) „In betreff meiner, der ich ein Junggeselle bin, liegt eine Sorge nicht vor, es ist gleichgültig". So auch *La dame plore et ses chevex desrompt. Lasse! fait elle, bien voi que prins serons. De moi ne chaut, mais mon fil ocirront* (Gayd. 135, bei Tobl.-Lomm.) „was mich betrifft, so hat niemand Sorge deshalb, ist nichts daran gelegen".

Ob *chaloir* ohne Personalpronomen, wie prov. *caler* auch „nötig sein" bedeuten könne, wie Lommatzsch im Wb. mit Berufung auf Schultz-Goras Bemerkung zu G Coins. Christ. 3483 (im Arch. f. n. Spr. 145, 307) angibt, muß ich bezweifeln. Die Stelle lautet in Otts Ausgabe: *Preste sui de morir, mals ne calt c'on me face, Car je verai ancui del halt segneur la face.* So sagt Christine, nachdem man ihr gedroht hat, sie eines grausamen Todes sterben zu lassen, wenn sie die Götter nicht anbete. Angenommen, *calt* hieße hier in der Tat wie im Provenzalischen „es ist nötig", so wäre, wie der Hrsg. in der Anm. sagt, *mals* als Objekt zu *face* aufzufassen: „es ist nicht nötig, daß man mir Übel

(plur.) antue." Es würde also Christine ihren Feinden erwidern: sie werde sterben, auch ohne daß man sie hinmartere, es bedürfe des gewaltsamen Todes nicht. Ich sehe nicht, wie sich das in den Zusammenhang fügt. Von den beiden Hss. liest P, der Ott gefolgt ist, nicht *mals* sondern *mal,* und ich weiß nicht, welchen Vorzug der Plural vor dem Singular verdiente. Die Handschrift C, die zugrunde gelegt ist, bietet eine völlig einwandfreie Lesart: *ne me calt c'on me face* „es kümmert mich nicht, was man mit mir tun möge". Bei dieser Lesart zu bleiben scheint mir geratener, als auf Grund der anderen eine sonst für das Altfranzösische nicht bezeugte Bedeutung des unpersönlichen *chaloir* anzunehmen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, welchen grammatischen Wert das interrogative *que* in Verbindung mit *chaut* besitzt. Dabei ist gleichgültig, ob *chaut* mit oder ohne Pronomen erscheint: der grammatische Wert von *que* in *moi que chaut?* ist offenbar derselbe wie in *que chaut que il le quierent?* oder in *de chou que chaut quant ne sont secouru?* (Alisc. 10, bei Tobl.-Lomm.). Ausgeschlossen ist von vornherein, daß *que* Subjekt zu *chaut* sein könnte. Denn damit würde ja die Frage nach dem Seienden aufgeworfen, das ein *chaloir,* ein Anteilnehmen, hervorriefe, während es sich erstens bei *que chaut?* ausnahmslos um rhetorische nicht zum Zweck der Erkundigung gestellte Fragen handelt, zweitens aber dieses Seiende entweder bereits auf andere Weise (*de ço que chaut?, qu'en chaut?, Se de vos apes, moi que chaut?*) zum Ausdruck gebracht ist, oder weil in der gerade vorliegenden Situation begründet, keines besonderen Ausdrucks bedarf: *Compains, dist Renart, vos que chaille?* Ist nun *que* in *que chaut* nicht Subjekt, so kann es nur als Akkusativ des Maßes gelten („wie sehr", „wie viel"), steht somit auf gleicher Linie mit *petit, poi* und anderen Quantitätsadverbien, die ebenfalls zu *chaloir* treten, um das Maß der Anteilnahme zu bezeichnen: *Petit nos puet chaloir que l'an vande les blez* (Ch. Sax. II, 4). — *Se sul n'ëust perdu Guirin Poi li chausist de trestut l'al.* (Ben. II 910-911 bei Burguy II 29). *Pas ne lur calt de Diu proier* (Ferg. 6, 20 bei Tobl.-Lomm.). Im letzten Beispiel ist *pas* keineswegs lediglich Verstärkung der Negation, sondern hat seinen vollen Wert als Maßangabe, wie auch daraus hervorgeht, daß *chaut* bis in das Neufranzösische hinein regelmäßig durch einfaches *ne* (ohne *pas*) negiert wird. Unter den vielen Belegen bei Tobl.-Lomm. findet sich außer der Fergus-Stelle nur noch ein Beleg mit *ne-pas*: *Son grant damage et sa grant ire ne te chaut pas si tost a dire* (Thèbes 9310); das ist auch unter Kjellmans Belegen, soviel ich sehe, der einzige, der *ne-pas* aufweist. Und unter Littrés sämtlichen Belegen findet sich nur ein solcher aus Ronsard. Um so mehr ist es zu beanstanden,

daß Kjellman stets von afrz. *il ne chaut pas* spricht (S. 170, 176, 178, 182). Daß übrigens das interrogative *que* auch sonst im Sinne solcher Maßangabe auftritt, zeigt die von H. Nehry (Über den Gebrauch des absoluten Casus obliquus des altfranz. Substantivs. Berl. Diss. 1882, S. 33) aus Barb. M. I 361, 164 angeführte Frage: *Ostes, que vent on le sistier?*

So wie das unpersönliche *chaloir* bei der Negation ein *pas* verschmäht, bedarf es auch in der Regel des „grammatischen Subjektes" *il* nicht. Doch fehlt es für die Anwendung des *il* nicht an Beispielen; so bei Tobl.-Lomm.: *le vilain a qui il n'en chalut* (Jub. N. Rec. I 135). — *Il ne leur chaille d'Antecri* (Watr. 244, 392); bei Burguy: *K'il ne li caut que on li die* (Rutb. N. et E. I p. 342). Ferner: *Se vos retaingne pluie ou venz Ou fins neanz, ne me chaut il* (Chlyon 5765) usw. So steht denn auch seitens der Grammatik nichts im Wege, wenn für *de chou que chaut?* (Alisc. 10) in demselben Text *de chou qu'il chaut?* (ib. 9) erscheint, und ich kann Lommatzsch nicht zustimmen, wenn er im Wörterbuch *de chou que chaut?* „besser" als *de chou qu'il chaut?* findet — ganz abgesehen davon, daß ich es für bedenklich halte, sprachliche Erscheinungen mit Prädikaten zu versehen. Zunächst würde man ja neben *de chou que chaut* ein *de chou que chaut il?* [5]) erwarten. Aber wenn es anstelle dessen *de chou qu'il chaut?* heißt, so liegt eben, wie oft, eine indirekte Frage anstelle der direkten vor, wodurch die Wortfolge *il chaut* statt *chaut il* hinlänglich erklärt wird. Vgl. Toblers V. B. I ² 67 f. und meinen Fragesatz Kap. VII.

Im Neufranzösischen ist *chaloir* veraltet und kommt nur noch im Praesens Ind. (*il ne m'en chaut, peu me chaut*) vor. Dafür hat sich *chaille,* die altfranzösische Konkurrenzform von *chaut,* in die Dialekte geflüchtet. Jaubert führt im Glossaire du Centre de la France an: *il ne m'en chaille = je ne m'en inquiète pas* und im Glossaire étymologique et historique des patois et des parlers de l'Anjou von Verrier und Orillon (Angers 1908) I 176 findet man: *chaille = qui a de l'importance,* z. B. *ça ne chaille pas.*

Marburg. **Alfred Schulze.**

---

[5]) Vgl. *Que nous en chaut-il?* (Pascal, Prov. im Dict. général).

Die Fortführung des Provenzalischen Supplement-Wörterbuchs von Emil Levy.

Als ich im Jahre 1918 übernahm, Emil Levys Supplement-Wörterbuch zu seinem formalen Abschluß zu führen, sagte ich in den einleitenden Worten des sechsundreißigsten Heftes: „Ist das Wörterbuch bis zu diesem Abschluß gelangt, so liegt ein weiteres überaus umfangreiches Material vor, die früheren Bände, zumal den ersten und zweiten, von neuem zu ergänzen. Ob es einmal möglich sein wird, so dem Supplement noch ein Supplement folgen zu lassen, muß einer mehr als je dunklen Zukunft überlassen bleiben." Im Jahre 1924 war der achte Band vollendet und jener Abschluß erreicht. Man wird nicht unbegreiflich finden, daß es mich damals nicht drängte, sogleich an die weitausschauende Arbeit des Supplements zum Supplement heranzugehen, zumal sich alsbald materielle Hindernisse ergaben. So blieben denn die Kästen, in denen Levy sein großes Zettelmaterial eingeordnet hatte, einstweilen unverarbeitet stehen.

Aber es wird an der Zeit sein, wenigstens zu zeigen, was an Material vorhanden ist, und zu versuchen, in welcher Art es etwa verwertet werden mag. Denn es kann sich natürlich nicht darum handeln, nun den 5 Bänden Raynouards und 8 Bänden des Supplementwörterbuchs wieder nur weitere drei oder vier Bände eines Supplements hinzuzufügen, so daß der Benutzer in drei Werken nachsuchen müßte, um die erwünschte Auskunft zu finden. Es stellen sich aber auch ernste Schwierigkeiten dem Versuche entgegen, etwa den alten Raynouard in das neue Supplement aufzunehmen, Schwierigkeiten, die vielleicht schon Levy s. Zt. abgehalten haben, das Lexique Roman mit seinem Supplement-Wörterbuch zu verschmelzen. Vor allem läßt sich ein sehr großer Teil der Zitate Raynouards nur sehr schwer, oder außerhalb Frankreichs gar nicht, nachprüfen; und wer wollte die strenge Zuverlässigkeit der Levyschen Methode aufgeben? Der altprovenzalische Wortschatz ist doch, in seinem formalen Bestand wie in seinem Bedeutungsgehalt, noch viel zu wenig gesichert, als daß dem Benutzer nicht immer die kritische Nachprüfung des Gebotenen ermöglicht werden müßte. So genügt es also auch nicht, nach dem üblichen Muster neusprachlicher Wörterbücher ein vervollständigtes Petit Dictionnaire Provençal zu bringen, wo der Registrierung der Wörter nur die Bedeutungsangabe folgt, oder nach dem Vorbild altsprachlicher

Lexika nur Stellenhinweise hinzuzufügen, denn die provenzalischen Texte sind ja doch weder so durchgearbeitet, noch so leicht zugänglich, wie es lateinische und griechische Texte sind.

So gilt es denn also, ein System zu finden, das die Vorläufer nach ihrem eigenen Wesen ergänzt und ihre Benutzung erleichtert, ohne sie aber überflüssig machen zu wollen. Der „Altprovenzalische Wortschatz", wie ich ihn mir denke, soll in alphabetischer Ordnung:

1. den bei Raynouard und im Supplementwörterbuch stehenden Wortvorrat registrieren,
2. die Artikel beider Werke nach Form und Bedeutung der Wörter vervollständigen, soweit es nötig und möglich ist,
3. die in beiden Werken fehlenden Artikel hinzufügen.

Für den zweiten und dritten Zweck müssen die Belege in derselben Weise geboten werden, wie es schon im alten Raynouard und im Supplementwörterbuch geschehen ist.

Die Durchführung einer solchen Methode möge nun an einem Beispiel erprobt werden. Ich konnte hierfür nicht den Anfang der neuen Arbeit benutzen. Denn dort steht naturgemäß gleich am Beginn die Präposition *a*, der sehr bald die andere Präposition *ab* folgen würde. Für *a* bietet Levy im Supplementwörterbuch und in seinen Zetteln überhaupt kein Material, und zu *ab* enthält nur das Supplementwörterbuch ein paar Paragraphen über *ab que, ab una que*. Levy hat vielleicht nicht unrichtig gehandelt, denn den Präpositionen können eigentlich nur besondere Monographien gerecht werden. Aber doch wird man sie in dem „Wortschatz" nicht ganz missen wollen. Nur werden die Artikel *a* und *ab* hier als die beabsichtigte Probe nicht dienen können. Ich greife aus meinem Versuch willkürlich die mit *abr-* beginnenden Wörter heraus, und lasse nun das Beispiel für sich reden:

abracamen „Verkürzung, Minderung."

E negus senhor ni dona del meis castel no posca res proar contre home qui esto dins lo dich castel, si no o fazia de negament o *abracament* de son feus o de sas oblias.

Cout. Larroque S. 23 l. Z.; S. 48 wird das Wort erklärt als „amoindrissement. Abréger le fief, c'était l'amoindrir".

abracar (R II 17 b „accourcir, abréger". Ein Beleg aus den Leys d'Amors) „verkürzen".

Im folgenden Beleg handelt es sich um die Kontrolle rechten Maßes und Gewichtes in Bagnères de Bigorre nach dem Normalmaß:

E si la cane era usade ni *abracade* per bielhesse lo travers d'un did, no i deuem auer ley aquere begade, mas que deu este peciade. Rec. gascon 24, 20.

Aus der Legende vom heiligen Kreuz: Es wird vom Stamm des Kreuzes beim Tempelbau Salomos gesprochen:

Et tremeto y deus maestes. Et quant lo pageraben en un loc, trobaben lo trop lonc, et quant lo volen *abracar*, trobaben lo trop breu. Hist. sainte béarnaise I 82, 13.

in übertragenem Sinne:

Arnaud Bouon de Senta Crois tritt ein Stück *terra e vinha* an Helias de Carpenter ab und verpflichtet sich:

que no deu... far causa per que l'avandeit Helias ni sos ordenhs, ne per sos (Lücke?) sas vendas ni sas enpenhaduras ni sas senhorias ni sui dener l'en pogossan *abracar* ni ame(r)mar. Arch. Gir. 43, 183, 24.

Mistral: *abraca, ablaca, abranca* „accourcir, trancher, couper".

abrader (R V 36 a „racler, ratisser, retrancher, tondre"; ein Beleg aus Albucasis, den ich nicht kontrollieren kann.)

abragar (Supplw. I 7 a) „eitern".

abrancar (Supplw. I 7 a ein Beleg: *abranca* capit vimine Don. prov. 64 b, 43)?

abrandar (R II 251 a „brûler, enflammer, consumer") trans. „in Brand setzen", in eigentlicher und in übertragener Bedeutung. — *sé a.* „sich entzünden".

intrans. „entbrennen". In übertragenem Sinn:

a pauc lo cor dins d'ira no m'*abranda*,
Tan fort en sui iratz.

Giraut de Born., *Si·us quer conselh* (Kolsen Nr. 57) 7.

abrandir „entzünden, in Brand setzen".

Si per homes aucirre ni per sanc espandir...
E per mals cosselhs creire, e per focs *abrandir*...
Pot hom en aquest segle Jhesu Crist comquerir,
El deu portar corona e el cel resplandir.

Crois. 8690. Meyer: „attiser", Stichel S. 7 „anschüren".

abras (Supplw. I 7 a „Brand, Glut" oder „Umarmung"?) Die einzige Stelle, die Levy für das Wort beibringt, ist zu ungenügend überliefert, um einstweilen auch nur seine Existenz zu sichern.

abrasar (R II 253 a „embrasser, serrer, tenir dans les bras").

a. alcu „jd. (liebend) umarmen". Giraut de Born., *Reis glorios* v. 34, Jaufre 8590; „(im Streit) umfassen" Jaufre 1145, 1842, 1854.

a. alc. re „etwas umfassen", im eigentl. Sinn s. Rayn., übertragen (*la correja si abrassa Los muscles* aus Auz. cass.) s. ebenda.

a. (*un negoci, faiz onratz*) „(etwas) unternehmen", Supplw. I 7 b.

a. un escut „einen Schild an den Arm nehmen". Daurel 1461, s. die Stelle unter *abrivar* 3.

escut abrassat „den Schild am Arm".

E venc de mout gran voluntat
Ves Fellon, *escut abrassat,*
E Fellon, can lo vi venir,
Comenset a Jaufre a dir:
„Senher, prec vos per gran merce
Non m'auciatz!"

Jaufre 9150 (ebenso 9891 A.)

abrazamen „Brand, Glut (der Empfindung, der Rede)".

E parlava am gran *abrazam*ent d'aquell bon vin fervent, lo qual celcles, so dis, non lo podon tenir, tan aondozamens et tan larga s'escampa ves totas partz, et enebria totz cels que de lui tastan. S. Douc. 116, § 65.

„Brand, Glut (einer Krankheit)" s. Supplw. I 7 b.

abrazar (R II 252 a „embraser, enflammer, faire de la braise") „entzünden, entflammen", in eigentl. und in übertr. Sinne (von der Liebe und anderen Leidenschaften) s. Rayn. Von einer Krankheit *a. alcu*: Enimia v. 667, s. das Citat Supplw. I 7 b unter *abrazamen*. Intrans. „entbrennen (von einer Krankheit)": S. Enimia v. 669, s. ebenda.

abrazilhar (R II 252 a „embraser, enflammer, allumer", ein Beleg) „entzünden" (übertragen).

abregar (Stichel 7 a, Supplw. I 7 b) refl. *sé a.* Der einzige Beleg, Raimb. d'Aur. *Pos tals sabers* v. 31, steht Bartsch-Koschwitz 71, 23:

aras no volh ab la lenga
Dir que s'amors mi destrenga,
Per c'us autres ab leis *s'abrec*
E eu catz so que el prenga.

Das Glossar übersetzt „s'abriter, se cacher". Chaban. Rdlr. 31, 613 sieht wohl mit Recht darin ein Kompositum von *bregar* „frotter" in gleichem (hier obszönem) Sinn.

***abreugir** refl. „kürzer werden" ist von Levy, Supplw. I 7 b angesetzt. Mit Recht wohl vermutet Tobler, Zs. 17, 305 in dem im einzigen Beleg (Deux Mss. XXV 23) stehenden *s'abreuge* ein *s'abreug'e,* so daß *abreujar* vorliegt. Schultz-Gora sah, Litbl. 1893, 331, weniger wahrscheinlich, darin „einen jener Ausnahmefälle, in denen Verba der 1. Konjugation in 3. Sg. Praes. ein *e* statt *a* zeigen".

abreujadamen (so statt *abreviadamen* „en abrégé" R II 258 a, s. Sternbeck 26, Supplw. I 7 b) „abgekürzt" (Adv.)

Li article sobrenomnat
Per los apostols foron dat
E pauzat *abreujadamen*
E simple per la simpla gen.
Breviari 20 956.

abreujamen „Verkürzung". Rayn II 257 b setzt *abreviamen* „accourcissement, abrégement, abbréviation" an. Levy Supplw. I 7 b korrigiert *abreujamen*, und so schreibt Jeanroy mit Recht im einzigen Beleg Rayn's:

E trop marrirs vay lo meten en via
D'*abreujamen* de jorns e de sos ans.
Bertran Carbonel, Coblas 58, 7.

Aber freilich bemerkt Levy: „daß gelehrte Formen mit *-evia-* vorkommen können, ist doch möglich". So korrigiert Levy auch nicht das bei Rayn. II 257 b stehende *abreviacio*. Und ob Leys III 376, 3 und 11 zu lesen ist, wie Gatien-Arnoult geschrieben hat:

... veus ayssi quo las (paraulas) pot hom ysshamens *abreviar*... Ysshamens l'*abreviamens* agensa mays et es de major maestria...

oder ob in *-euja-* zu ändern ist, wird sich mit voller Sicherheit kaum sagen lassen.

abreujar „abkürzen". So statt *abreviar* R II 257 b „abréger, accourcir". Ein weiterer Beleg Chrest.[5] 115, 269 Überschrift. Vgl. auch oben **abreugir*.

abreviacion (R II 257 b „abréviation", ein Beleg) „Abkürzung".

abriaga (R II 17 b „ivraie", ein Beleg) „Unkraut". Unter *embriago, ebriago* „ivraie, plante enivrante" führt Mistral, neben zahlreichen anderen Formen, auch *abirago, avirajo* an.

abrial s. *abril;* **abriar** s. *abrigar*.

abric (R II 17 b „abri, protection".)

1. „(vor dem Wind und der Kälte) geschützte Stelle, Zufluchtsort" (vgl. Rom. 28, 433).

Ar ai gaug, car sebram dels freis
E remanon sol li *abric*
Dels auzeletz.
Raimb. d'Aur., *Pos tals sabers*
(Bartsch-Koschw.[6] 69) v. 10.

Supplw. I 8 a bringt eine Stelle, wo *abrictz d'abelhas* einen Bienenstand zu bezeichnen scheint.

Parelhar parelhadura
Devem eu e vos, vilayna,
Al *abric* lonc la pastura,
Que mielhs n'estaretz segura
Per far la cauza dossayna.
Marcabru 30, 75.

Rayn. übersetzte „à l'abri, le long du pâturage"; Dejeanne gibt in seiner Übersetzung *al abric* nicht wieder; Crescini im Glossar des Manuale: *abric* „riparo, schermo." Mistral hat für *abri* auch die Bedeutung „haie, haie morte". Ob nicht hier (*lonc la pastura*) dies schon der Sinne des Wortes ist? Also „Hecke, Zaun."

„Zufluchtsort, Zuflucht" kann das Wort heißen:

Roma...
Vos etz *abrics* e caps d'engan e d'onta
E de deshonor.
Guilh. Fig., *D'un sirventes far* v. 122.

So versteht wohl auch Dejeanne:

Greu puosc *abric*
Trobar ses malvolensa
Mais en baro.
Marcabru 33, 7. Er übersetzt:

„Difficilement je puis trouver un abri, surtout chez les barons." Lewent, Zs. 37, 436: „Kaum je kann ich bei einem Edelmann ein wohlwollendes Unterkommen finden." Aber *en* heißt nicht „chez" „bei". *Abric* hat hier offenbar mehr abstrakte Bedeutung: „Schutz, Hilfe," wie bei Aimeric de Peg. *En aquel temps* v. 38. *E·i trobaran conseill e bon abric* (Rayn. „protection"); Guir. Riquier 72, 95 (S. 119); 74, 108 (S. 128) usw.

So übersetzt auch Jeanroy-Salverda de Grave:

Si negus hom que sia
De ta folhor te castia,
Tu non creiras sos casticx;
Quar per follor t'es *abricx*
Tals que per sen no·t volria.
Uc de S. Circ, *Messatget* (N. 22) 26,
„celui-là te protège", also „Hilfe, Helfer."

Ebenso: (sein Anliegen soll man keinem anderen überlassen, sondern es selbst aussprechen),

Car tal li er *abricx,*
Si el meteis lo ditz,
Qual no seri 'arditz (?),
Si autre lo dizia.
Guir. Riq. 82, 76 (S. 203.)

Mehr örtliche Bedeutung hat das Wort vielleicht:

Mas de lai n'ant blasme li ric
C'amon lo sojorn e l'*abric,*
Mol jazer e soau dormir.

Marcabru 22, 26.

Rayn. übersetzt „le repos et l'abri," Dejeanne „le plaisir et la sécurité." Man wird unter *abric* etwa die sichere Behaglichkeit des Aufenthalts verstehen dürfen. Oder ist *e* vielleicht = *en?*

Unklar ist im zweiten Estornellied Marcabrus:

Per l'*abric*
Que·us servic
Lo meric
Del chairic
N'aura ses faillensa.

26, 29.

Dejeanne: „pour l'hospitalité qu'il vous a donnée, il [l'abbé] aura sans faute le prix de la chute (on lui attribuera ton déshonneur)". Lewent Zs. 37, 432 will für *chairic: chastic* „Zurückhaltung" setzen, und erklärt, schwerlich mit Recht: „durch die *Verborgenheit,* mit der er Euch diente, wird er doch ohne Zweifel wenigstens den Lohn seiner Zurückhaltung bekommen."

abricar s. *abrigar.*

abriel s. *abril.*

abrigalh „Zufluchtsstätte, (Schutz-) Aufenthaltsort".

... loqual loc dig del Renout no sia legut donar o autriar a prat o a pratz en cascuna manieyra fazedors, ni ad ortz o mayos o clausuras alcunas fazedoyras, mas per *abrigalh* del bestiar lo dig loc de Renout comu et ad uses comus remanga. Livre vert de Lacaune 127, 21.

Mistral *abrigalh* „Vêtement pour se couvrir, cape, manteau, en Gascogne."

abrigar, -iar, -ic(h)ar (R II 17 b „abriter, protéger").

1. „(vor Wind und Kälte) schützen" (s. Rom. 28, 433). übertragen:

Non chant huey may de vanetatz,
Mais laus la filha Sant'Ana
E·l senhor que de lieys fon natz,
Que sel e terra compana.
E pus soy ab el *abrigatz,*
Creiray l'en ses laus umana.

Folquet de Lunel, *Romans de mundana vida* 528.

2. „bekleiden".

Lo latiniers venc demanes
Vas lo rey e totz despulhatz,
Empero totz (*l.* tost) fon *abricatz*
De vestidura de camel.
Guilh. de la Barra 2268.

E remas totz blos en camisa;
E fazia y pauc de biza,
Mas que·l rey lo vay *abricar*
ebenda 3391.

Zu v. 1570 f. desselben Gedichts:

lo bar de pla
Vay fors de la cuba sautar.
La dona lo vay *abricar*
·I· samit de ceda tot blanc

sagt das Glossar: „on préférerait *abricar* [*d'*] *un samit;* und in der Tat wird man schwerlich ein *abricar un vestiment a alcu* (etwa nach Analogie von *vestir,* s. v. 1577, also mit *li* statt *lo*) annehmen wollen.

3. „(eine Pflanze, die Stöcke eines Weinberges, unten mit Erde) bedecken, behäufeln."

Item, die ultima mensis novembris, solvi dicto bordilerio pro VI jornalibus hominum quos dixit se habuisse ad *abrigandum* sive cooperiendum dictas vineas... X s. sterl.
Arch. Gironde 22, 181, 25 (u. 28).

Item, die praedicta, bordilerius de Pessaco computavit se habuisse ad coperiendum sive *abrigandum* partem vinearum de Pessaco IIII[or] paria boum. ebenda 185, 1.

Vgl. Mistral *abriga* „butter une plante."

4. *sé a.* „sich (vor Wind und Kälte) schützen, sich an einem Orte aufhalten (um sich dort zu schützen)." Bildlich:

Manh mi dizon qu'aissi·m pert,
Quar *m'abric* say, on sol non fer.
Pons Fabre d'Uzes, *Quan pes qui suy* (Inedita 254) v. 6.

en luec bos pretz no *s'abria*
Leu, si non ve per amia.
Raim. de Miraval, *D'amor es totz* (MW II 118) v. 13.

E·l cors es dolz e francs e fis e clars
De celeis cui jois *s'abricha*
Lonh d'avol pretz e d'engan!
Gir. de Born. *Er'auziretz* (ed. Kolsen S. 172), 51. Für *cui* lesen Hss. ABDNTV: *on.*

5. *sé a.* „sich behäufeln“. So dürfen wir vielleicht, übertragen, verstehen:

E si tot li pluzor
Enanson la lauzor
Del franc emperador,
Son fraire, ben m'albir,
Q'eissamenz ses failhir
Chascus lauzar poiria,
N'Enric, a cui que tir,
Meills, qar plus largs parria,
Q'el si ten a fastic,
C'om ab (*so statt* Con az) aver *s'abric,*
E met tot son afic
Com totz s'en desrazic.
Raimon de Tors, *Per l'avinen pascor,* v. 45.

Parducci, Studj romanzi VII p. 42 behält *az aver* und übersetzt: „che gli fa nausea ch'altri, quanto a danaro, si schermisca . . .“

abril, -iu (R II 18, VI 2 „avril“) „April“.

Die Formen mit *-iu* belegt Rayn. im Reim aus Marcabru 29, 1, Levy Supplw. I 8 aus Arnaut de Maroill (Bartsch-Koschw. 107, 24). Aber auch *-il* begegnet im Reim: Guilh. d'Autpol, *L'autrier* (Prov. Inedita 122) 1, R. Vidal; *Entrel taur* (ebenda 297), 18 usw.

Arnaut Daniel, *Lancan son passat* schreiben (auch im Reim) die Herausgeber *april*; und *aprieu* (im Reim mit *mieu, Dieu*) steht Rdlr 21, 59. *Abriel* belegt Levy a. a. O. aus Mascaro (Béziers), und *abrial* findet sich Statut marit. de Marseille Kap. 64, 33 p. 47).

Mistral: *abriéu, avriéu, abril, abrial* (l. g.), *abriel* (querc.) usw.; vgl. Atl. ling. c. 104.

abriu s. *abril.*

abrivadamen (Suppl. I 8 a) „eilig“, ein Beleg. Ein zweiter steht:

Aprop aquestas causas denan dichas no triguet guaire que aquels de Norwagia . . . no pas *abrivadamen* mas jotz semblansa de patz per ocayo de mercadesar vau venir als portz de mar que so costa Hybernia.
Merveilles de l'Irlande 66, 6.

Der Text des Giraldus Cambrensis sagt (ed. James Dimock Bd. V p. 186): . . . *non in bellica classe,* sed sub pacis obtentu, et quasi mercaturae exercendae praetextu, in insulam quidam advenerunt. Der Sinn ist hier also: „gewaltsam“, vgl. *abrivar* 2).

abrivamen (R II 260a „impétuosité, empressement". Supplw. I. 8a) „Ungestüm."

abrivar (R II 259b „presser, hâter, attirer, entraîner, appliquer.")

1. „antreiben, drängen" (R. aus Guir. Riq. 59, 26).

fols volers vos *abriva*
De far so que no·s degra far.
Folq. de Lun., *Romans* v. 40.
Donce, per que n'ai gaug?
Car us volers m'en *abriva*.
Raimb. d'Aur. *Un vers farai* v. 20.

2. „(jem. drohend) bedrängen."

Si alcuns son coutel de sa gazina o espaza contra alcun traira, e per pendensa menatz per si mezeis en la gazina tornara, ren non pague. E si retenguz per alcun sera, o colp non aura pogut far, et aia *abrivat* o empench autre ab aquel coutel o espaza o fauso, pague XX sols en nom de pena a la cort.
Priv. Manosque 57, Z. 8 v. u.

3. „(ein Pferd) antreiben, in schnellen Gang setzen."

Quant ac Beto be·V·ans acabatz,
Fon ben cregut e pros e essenhatz,
Pueja cavals et a los *abrivatz*.
Daurel 1275.

Ieu non creirai sia filh de joglar,
Que los cavals li vei fort *abribar*
E los ausbercs vestir e despulhar
E los escutz tener e abrasar.
ebenda 1459.

Das Glossar übersetzt: „entraîner un cheval, le rendre propre à la course." Schwerlich mit Recht.

4. „antreiben, mit Nachdruck betreiben."

E cant la gata·s vira e complic los passetz,
Lo trabuquetz albira et *abriva* sos gietz,
E donec li tal colpa a la segonda vetz
Que lo fer e l'acier els fustz els claveletz
Fer e trenca e briza...
Croisade 8127.

Gloss. „accélérer", die Übersetzung aber: „le trébuchet ajuste et *lance avec force,* et frappe tel coup."

5. *a. en* intrans. (s. unten *sé a.*) „sich stürzen in".

soven s'endeven que la punchura d'una mosca fay alcus homes *abrivar en* la blasfemia de Dieu.
Bußtraktat, Chrest.[5] 120, 28.

6. *sé a.* refl. „sich drängen."
E *abrivavan* si tan fort la gens ves ella per tocar li neis son vestir que... Si que paors era, las cledas non fraissesson per lo gran pobol que desus *s'abrivava.*
Ste Douc. S. 84. § 24.

7. *sé a.* „vorschnell vorgehen, sich gehen lassen, sich nicht zügeln."
Man soll in übermütiger Gesellschaft sich nicht ärgerlich gehen lassen:
E si per lor es nulha vetz torbatz,
Non sone mot ni s'ane malejan,
Que leu vezem que·n ditz o·n fay son dan
Oms soumogutz, pueys que s'es *abrivatz.*
Deux Mss. 24, 24. Gloss. p. 244 „s'est emporté."

8. *sé a.* übertragen: „kraftvoll vorwärts kommen, gefördert werden."
Viva, viva
Mossenher, on pretz *s'abriva,*
Fons de joi, fons de proeza...
Breviari d'amor 18443,
Gloss. „se hâter, s'exciter, s'élancer"
Cresc. Man. „affretarsi, andare."
amors *s'abriva* e s'enansa
Ab honor e ab servir
Gauc. Faidit, *Sitot ai tarzat* (MW II 90), 23.

9. *sé a. en* „eifrig streben nach".
D'autres afars es cortez'e chauzida,
Mas mal o fai, car *en* mon dan *s'abriva.*
Peire Vidal, *S'eu fos en cort* (Anglade p. 17), 14. „en s'acharnant à me rendre malheureux."
Quan chant, en chantar clar *m'abriu.*
Lanfranc Cigala, *Escur prim.* (Trov. d'It. p. 317), 20. Bertoni „procuro di cantare in modo chiaro."

10. *abrivat* „eifrig, eilig."
Ez an los trabuquetz tendutz et atempratz,
E mezon en las frondas los bels cairos talhatz,
Ez alargan las cordas, e venon *abrivatz.*
Croisade 8207 „Les cailloux partent à toute vitesse."
Abrivatz
N'es tornatz.
Peire d'Alv., *Ben ha tengut* (Zenker S. 106, Chrest.[5] 62) 55.

11. „schnell (auf dem Pferde), im Galopp".

E lo rei es als fenestrals montatz,
E vi Beto que fo molt *abrivatz.*
Daurel 1724, Gloss. „qui est lancé au galop".
Broca·l caval, venc vas lui *abrivatz.*
ebenda 1755.

12. „eifrig, energisch".

D'autres n'i a, humils sabens,
Que, cant non an cor *abrivat,*
Volon ades home privat
A descobrir lur volontatz
Raimon Vidal, *Abrils issi* 1347, Bohs: „weil sie keinen kräftigen (selbständigen?) Charakter haben".

13. *a. de* „eifrig auf, bereit zu" (?).

Cal presatz mais ad ops d'amar:
Toseta qe·s pot meillurar,
Et es bella, coinda e pros,
O dompna de pretz cabalos,
Abrivada de dompneiar?
Esperdut, *Seign' en Pons de Monlaur* (Kolsen, Dichtungen S. 125.) v. 7. Kolsen „erpicht auf".

14. „übereifrig".

Us dels grans sens del mon seria
Qui zo que a cochar faria
Non tardava, e zo qu'a tardar
Fai, no volgues per re cochar;
Qu'*abrivatz* sembla trop cochanz
E non-chalenz par trop tardanz.
Sordel 40, 817.

Li autre ab blandir
Son sufren e temprat;
Li autre son *abrivat*
En repenre tot jorn
Cels que lur son entorn.
Guir. Riquier 81, 321 (S. 198).

abrizar (R II 260 b „se briser, tomber en débris", ein Beleg aus Hs. F, Stengel, Chig. Nr. 180) „zerbrechen", intrans., oder soll man lesen: *fina valor[s] s'abriza?*

abrocador nom. **-aire, -adre** „Makler". S. Ducange: abrocator „proxeneta, pararius", gall. „courtier".

Deus *abrocadors*: Establit es que ly *abrocadors* jureran cadan... que ed, a bona fey, ajuderan totz homes de la Comunia a vendre e a comprar sos vins o autras merchanderias.
Cout. Bordeaux 300, 15.

E si aucuns dizia que fos *abrocadra*, e no agos feit lo dit sagrament, guatgera se LX e V solz, ou serra mes en pilloreu; e de tot l'an no seria *abrocador*.
ebenda 301, 3-5. Ferner aus demselben Dokument 318, 12-15 s. *abrocatge*.

abrocatge „Maklerei".

Item, cum fos estat deffendut ... que nulh *abrochador* non uzes de l'offici de l'*abrocatge* sobre CCC soudz de gatge, si no cascun an... agos renoverat son segrament, encaras deffendem que nulh *abrocador* no sia tant ardit que auza uzar deu feit deu deit *abrochatge*.
Cout. Bordeaux 318, 12-15.

abrogar „(eine Bestimmung) aufheben, für ungiltig erklären". v. intr. (*a*).

En l'an de Nre Sor miu tres centz navante dus... lo seinher En Vidau de sent Johan, vicari de Baione, no *abroguan a* l'establiment feit en l'an de Nre Sor M·CCC· e vint e set..., mas aquet per aquest, e aquest per aquet laudan, corroboran e conferman, fo feit ... establiment durador perpetuaumentz... Etabl. Bayonne 352, 17.

abronquit s. *embronquit, -nsit*.

abrozir s. *abruzir*.

abruzia (R II 18a „tristesse, accablement").

Die einzige von Rayn. angeführte Stelle steht in der Hs. S der Tenzone *N'Eblcs pus endeptatz* v. 8. Die Hs. liest (ed. Shepard S. 220):

Pois tan es endeiptatz,
N'Eble, se teniatz
Aora vostr' amia
Nuda entre vos braz,
Coment en fariaz,
Qi vos aportaria
Mil marc[s] et vos dizia
Sene grand *abruzia*,
N'Eble, ven levavatz
Et d'aqui vos anaz,
Eu le vos donaria...

S. die Lesungen der anderen Hss. bei Carstens S. 70. Sie tragen nichts zur Erklärung des Wortes bei.

In v. 9 ist doch wohl [statt *ven*] *se·n* zu lesen: „wenn Ihr Euch erhöbet“. Für v. 8 aber wird man vermuten dürfen: *senes granda bruzia* = *bruzida* „ohne großen Lärm“. Das kann dann entweder zu *dizia* v. 7 oder zu *se·n levavatz* v. 9 bezogen werden. Vgl. *bruzir* neben *brugir* bei Rayn. II 265. Übrigens ist auch ein *abrugida, abruzia* wohl denkbar (vgl. *embrugir* R II 265 und *esbrugir* Supplw. III 135 a; *esbrugida* III 134 b), also *senes gran abrugida* „ohne daß man es viel ins Gerede brächte“. Die Raynouardsche Deutung aber wird man hier ablehnen dürfen.

abruzir, abrosir, aburzir (R II 18 „attrister, inquiéter, absorber“.) das Wort scheint nur in partizipialer Form belegt zu sein. Zu den drei Stellen bei Rayn.: Guilh. Ademar, *S'ieu conogues* (MW 3, 185) v. 37 (*abruzitz*), Daude de Pradas, *Bella m'es* (Par. Inedita S. 87) v. 9 (*abrossitz*) und Marcabru, *Doas cuidas* (ed. Dej. XIX) v. 4 (Hs. A *aburzitz*, K *abuzitz*), tritt noch:

E·l cor es dolz e francs e fis e clars
De celeis cui jois s'abricha
Lonh d'avol pretz e d'engan! —
E de me! que vau pensan
Tan qu'en magrezisc e sec
Volven de tort en travers
Plus *abruziz* d'un convers
Gir. de Bornelh 30, 56.

Nach der Variantenangabe Kolsens scheint freilich *abruzitz* nur in I K T zu stehen. A B N zeigen *abronquitz*, C V *embronsit*, M *enbroncius*, D *abruelz*, Q *abluctiz*, R *ablezitz*, S G *abresitz*, a *abrezutz*.

Bei Marcabru übersetzt Dejeanne: „(par la mauvaise pensée je suis) abruti“, bei Giraut de Born. Kolsen: „betrübter (als ein Laienbruder)“. Der Sinn ist wohl ungefähr „verdrossen“, vgl. span. *aburrido* „mißvergnügt, mißgestimmt, verdrossen“, Mistral *abourri* „*dégoûté*“, so daß das Wort auf abhorrescere zurückgeführt werden kann.

Von den mitgeteilten 33 Artikeln enthalten 4 einfache Hinweise auf Raynouard, 3 solche auf das Supplementwörterbuch; 15 ergänzen im Lexique roman stehende Artikel, 4 bringen Nachträge zu Levy. Sieben Wörter sind neu. Die umfangreichen Abschnitte über *abric, abrigar, abrivar* werden zeigen, wie vorteilhaft es ist, den Verwendungen auch so wohlbekannter Wörter noch genauer nachzugehen.

Nach dieser Probe kann es scheinen, als ob das gedachte neue Werk seine beiden Vorgänger an Umfang noch erheblich über-

treffen müßte. Und freilich handelt es sich um eine große Aufgabe. Aber doch nicht um eine so gewaltige, wie es zunächst den Anschein hat. Denn, da das Supplementwörterbuch in seiner Entwicklung schon dem Ideal des neuen Sprachschatzes immer näher gekommen ist, hat die Arbeit den Vorzug in ihrem Fortschritt immer leichter und kürzer zu werden. Immerhin wird der Verfasser dieser Zeilen das zu schaffende Werk auch nicht zu einem wesentlichen Teil vollendet sehen. Ihm gilt es nur zu zeigen, daß das Ziel der Arbeit wertvoll genug ist, ihre Vollendung durch jüngere Kräfte zu sichern.

Schwierig bleibt die Entscheidung, wie weit prinzipiell das durch Levys Zettel Gebotene ergänzt werden soll. Als ich den achten Band des Supplementwörterbuchs in Angriff nahm, lehnte ich im Interesse seiner schnellen Vollendung die Ergänzung grundsätzlich ab, ohne mir im einzelnen Hinzufügungen zu versagen. In der Tat sind es der Hinzufügungen schon damals nicht wenige geworden. Jetzt liegen die Verhältnisse anders. Man wird an den seit Levys Tode erschienenen wichtigen Veröffentlichungen nicht mehr vorübergehen wollen. Und auch das früher schon Vorhandene bietet noch immer Gelegenheit zu neuer Ernte. Schon im vorstehenden Versuch ist über den Inhalt der Zettel Levys weit hinausgegangen. Man wird es mir aber jetzt noch weniger als im Jahre 1918 verdenken, wenn ich bei der Arbeit wieder das Bessere nicht zum Feind des Guten werden lassen will.

Möchte die kleine Probe eines möglichen Altprovenzalischen Sprachschatzes dem verehrten Forscher eine Freude sein, der für die französische Lexikographie so viel und so Vorbildliches geleistet hat.

Breslau. **C. Appel.**

Germanisches *ai* im Friesischen.

Es mag als unsachlich erscheinen, wenn sich in einer romanischen Festschrift ein Problem aus dem Gebiete der germanischen Lautlehre behandelt findet. Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, den Aufsatz gerade an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen, so möchte ich aus der Tatsache, daß unser hochverehrter Jubilar, mein Schwiegervater, f r i e s i s c h e m, wenn auch niedersächsisch überschobenem Lande entstammt, die innere Berechtigung dafür ableiten, hat er doch als Romanist durch ein langes Gelehrtenleben seinen Doornkaat Koolman als eins seiner schönsten Bücher gewertet!

Bei einer größeren Anzahl von Gelehrten gilt es heute als höchstwahrscheinlich, daß das Festlandsächsische gegenüber dem ingwäonischen Inselsächsischen seinen ganz anderen Sprachcharakter deutscher Überschiebung verdankt, ein Prozeß, der beim ersten Auftreten der Quellen schon so weitgehend vorgerückt erscheint, daß ihre Sprache, etwa die Sprache des Heliand, nur noch als d e u t s c h e r Dialekt bezeichnet werden kann. Einen unvergleichlich stärkeren Widerstand hat eine andere ingwäonische Mundart, das Friesische, dort wo es sich überhaupt hielt, der von Süden vordringenden Sprache bis heute entgegengesetzt. Aber ganz vermochten sich ihre Träger dem Einfluß des mächtigeren Deutsch nicht zu entziehen; in immer wachsender Anzahl hat das Friesische von der Zeit der Rechtsquellen an deutsche Bestandteile in sich aufgenommen. In diesem Zusammenhange möchte ich die Lösung eines alten Problems, des Schicksals von germ. *ai* im Friesischen versuchen.

Germ. *ai* ist wie bekannt im Altfries. teils durch *â* teils durch *ê* vertreten, ohne daß sich eine augenfällige Regel für die doppelte Entwickelung erkennen läßt. Hie und da findet sich *â* neben *ê* im gleichen Wort, z. B. *â-*(*sega*) 'Gesetzessprecher, Richter', *â-*(*fretho*) 'Sonderfriede' neben *êwe, ê* 'Gesetz', *âth* neben *êth* 'Eid', *klâth* neben *klêth* 'Kleid' *mâst* neben *mêst* 'meist' und ein paar andere[1]). Der Erklärungen für diese auffällige Erscheinung sind viele gegeben worden; besonders ist Offenheit oder Geschlossenheit der das *-ai-* enthaltenden Silbe

[1]) Vgl. Th. Siebs, Gesch. d. fries. Sprache, Pauls Grdr. I², S. 1230 u. 1229; — W. L. van Helten, Altostfriesische Grammatik (1890) S. 22 (§ 22 γ).

für den Gang der Entwickelung verantwortlich gemacht worden; dabei sei schon hier darauf hingewiesen, daß trotz der verhältnismäßig großen Zahl der Beispiele der eine Forscher die Herausbildung des *â* in geschlossener, des *ê* in offener Silbe annahm, während der andere zu dem gegenteiligen Schluß gelangen konnte. Die große Zahl der Ausnahmen, die bei dieser wie bei jener Theorie bestehen blieben, mußten irgendeiner Analogie ihr Dasein verdanken. Es muß von vornherein Wunder nehmen, daß man über die spontane Entwickelung eines häufig auftretenden Lautes, dessen Veränderungen sich gleichsam noch im Lichte der Geschichte abspielen — das voraufliegende wg. *ai* ist im Ahd. überliefert und nicht in dem Sinne erschlossen wie etwa die idg. sonantischen Liquiden und Nasale —, nicht ins reine kommen kann; weiter, daß unter diesen relativ günstigen Bedingungen nicht nur Abweichungen im einzelnen, sondern wie oben angedeutet sogar durchaus gegenteilige Meinungen nebeneinander bestehen konnten. Sollte es in solchem Falle nicht nahe liegen, Störungen besonderer Art, Störungen, die außerhalb der sogenannten lautgesetzlichen Entwickelung liegen, als Grund anzunehmen?

Es dürfte willkommen sein, die wichtigsten älteren Darstellungen kritisch zu skizzieren[2]).

W. L. van Helten hat sich zweimal eingehend mit unserer Frage beschäftigt, das erste Mal Altostfriesische Grammatik (1890) S. 21 ff.[3]). Hier faßt er die Entwickelung des germ. *ai* im Fries. parallel der angelsächsischen, d. h. *ai* ist spontan zu *ā* geworden, *ē* ist durch Umlaut daraus hervorgegangen: vgl. ahd. *eigum*: afrs. *âgon*, ags. *ágon* 'wir haben'; ahd. *eidum*: afrs. *âthum*, ags. *áðum* 'Eidam'; ahd. *lêra* (*ê* < *ei* vor *r*): afrs. *lâre*, ags. *lár* 'Lehre' usw.; — aber ahd. *teil*[4]): afrs. *dêl*, ags. *dǽl* 'Teil'; ahd. *kleini* 'zierlich': afrs. *klêne* 'klein', ags. *clǽne* 'rein' usw.[5]). Van Heltens Theorie mußte in dieser Fassung abgelehnt werden. So wandten sich denn O. Bremer[6]) und A. Walde[7]) bald dagegen; später hat er sie selbst auf-

[1]) Auf eine eingehende Kritik kann ich verzichten, da fast jeder spätere Forscher seine Vorgänger ausführlich kritisch besprochen hat; ich verweise dafür auf die an der betreffenden Stelle folgenden Literaturangaben.

[2]) Dieser Behandlung liegt zeitlich voraus die Darstellung von Th. Siebs in 'Zur Geschichte der engl.-fries. Sprache' (1889); s. u. S. 186; da aber van Helten sich schon vorher PBB 14 (1888), 63 ff. mit dieser Frage kurz beschäftigt hat, so muß er an erster Stelle genannt werden.

[4]) Von Haus aus *i*-Stamm; vgl. got. D. Sg. *dailai* (F. *i*).

[5]) Vgl. auch van Helten PBB 14, 282 ff.

[6]) O. Bremer, Niederdeutsches Jahrbuch 1891 S. 163.

[7]) A. Walde, Die germ. Auslautgesetze (1900) S. 111 ff.

gegeben [8]). Es blieb bei van Helten eine große Zahl von Ausnahmen, besonders für das Auftreten des *ê* für *â*, die durch unwahrscheinliche Analogiebildungen und Ausgleiche im Formensystem, zum Teil sogar durch vorhistorische Suffixwechsel erklärt werden mußten. Die vielen nominalen *o*-Stämme z. B. sollten ihr *ê* < *ai* dem Jstr. Lok. Sg. verdanken [9]) (*bên, êth, gêr* usw.), ebenso die entsprechenden Adjektive (z. B. *brêd, hêl, hêt*), bei denen die Komparativformen auf *-iz-*, *-ist* noch unterstützend hinzugekommen sein sollten. Vor allem waren seiner Erklärung die 1. und 3. Personen Prät. Ind. der I. Ablautreihe hinderlich: 1. Sg. nur belegt mit *weet* 'weiß', 3. Sg. (*bi*)-*grêp* 'ergriff', *bilêf* 'blieb', *skrêf* 'schrieb', *wêt* 'weiß'; so nahm denn van Helten an, daß das Fries. allein Spuren des idg. *-e* der 3. Sg. Perf. aufweise (vgl. gr. λέλοιπε), das im Germ. in unbetonter Stellung zu *-i* geworden sei und im Fries. noch vor seinem Abfall (nach langer Stammsilbe) Umlaut gewirkt habe. Die 1. Sg. würde ihr *ê* dann von der 3. Sg. bezogen haben [10]). Von anderen Einwänden abgesehen, hängt die Möglichkeit der Umlautformen in der 3. Sg. vor allem davon ab, welche Schicksale idg. *-e* im absoluten Auslaut gehabt hat. Wesentlich dafür ist die Beurteilung gewisser Imperative der starken Verben: aisl. *ber* 'trag', *gef* 'gib', ags. *ber, help* 'hilf', as. *help, gef* gegenüber ahd. *bir, hilf, gib* (vgl. gr. φέρ-ε); ich möchte mit andern die aisl., ags. und as. Formen für die lautgesetzlichen halten und die ahd. Imperative als Umbildungen nach der 2. 3. Sg. Präs. ansehen; mit andern Worten, urg. absolut auslautendes unbetontes *-e* in zweiter Silbe schwand, ohne vorher zu *-i* zu werden und folglich ohne Umlaut hinterlassen zu können [11]). Weitere Bedenken, die auch die chronologischen Verhältnisse des *i*-Umlautes in **graipi* > *grêp* angehen, siehe bei Walde [12]) und in einem späteren Aufsatz von van Helten selbst [13]).

Als nächster hat sich O. Bremer in einer Rezension des van Helten'schen Buches kurz mit unserem Problem beschäf-

---

[8]) van Helten JF 7, 339.

[9]) van Helten a. a. O. S. 22.

[10]) Vgl. van Helten, PBB 14 (1888), S. 283; ders. PBB 17 (1893), S. 567 ff.

[11]) Vgl. bes. A. Walde a. a. O. S. 117 ff.; vordem schon ähnlich oder gleich Fr. Kluge, Pauls Grdr. I [2], 448 (jetzt Urgermanisch [3] S. 135); M. H. Jellinek, Beiträge zur Erklärung der germ. Flexion (1891), S. 43 ff.; dann K. Brugmann, Grdr. der vgl. Gram. I [2] (1897) § 1029; O. Bremer, Jb. des Vereins für ndd. Sprachforschung 16 (1891) S. 163; zuletzt im oben vertretenen Sinne E. Kieckers, Handbuch der vgl. got. Gram. (1928) S. 90.

[12]) Walde, a. a. O. bes. S. 112 ff.

[13]) van Helten, JF 7 (1897), S. 339.

tigt[14]). Er meinte, die 'verzweifelte Frage' lösen zu können, indem er annahm,

germ. *ai* sei in offener Silbe > *ê*
in geschlossener > *â* (meist verkürzt)

geworden. Er verweist vor allem auf das Verhältnis von *êth* 'Eid': *aththa* 'Geschworener', *hêm* 'Heim': *hamreke* 'Allmende', *lêda* 'leiten': Prt. *latte*, *rêka* 'reichen': Prt. *rachte*. Widerstrebende Formen hätten ihren Vokalismus durch Formenausgleich, z. B. Nomina wie *êth*, *hêm* von den flektierten Kasus. Besonders stehen seiner Theorie die 3. Personen Sg. Prt. *grêp* usw. entgegen, eine Möglichkeit des Formenausgleichs ist hier nicht zu ersehen. Diese und andere Ausnahmen von seiner Regel an anderm Orte zu erklären, wie er vorhatte, hat er unterlassen[15]).

Etwa gleichzeitig mit van Helten hat sich Theodor Siebs zum erstenmal[16]) mit den Schicksalen des germ. *ai* beschäftigt[17]); sein Ergebnis kommt einem Verzicht auf eine Erklärung nahe. 'So gewinnen wir das Ergebnis, daß sich für die Fälle, in denen das Afrs. *â* = germ. *ai* bietet, gegenüber denen, welche *ê* zeigen, eine genügende Begründung nicht hat finden lassen. Sicher ist nur, daß vielfach *ê* erscheint, wo an *i*-Umlaut nicht zu denken ist, ferner daß *w*-Einfluß und Nasaleinwirkung, vielleicht auch folgendes x^1 gewirkt haben; höchstwahrscheinlich ist, daß von großer Wichtigkeit war, ob der Vokal in offener oder geschlossener Silbe stand' (a. a. O. S. 265). Später hat Siebs die Bedingungen für den jeweiligen Wandel genauer formuliert (s. u. S. 190). Es sei noch darauf hingewiesen, daß Siebs (a. a. O. S. 255) die Meinung ausspricht, *ǣ* sei die engl.-fries. Zwischenstufe von germ. *ai* und frs. *â* gewesen, die im Fries. im allgemeinen erhalten blieb und nur durch Einfluß bestimmter Nachbarlaute zu *â* weitergeschritten wäre, ein Gedanke, der später bei Walde wieder auftaucht, besonders in bezug auf die fries. *ê* vor *i*, *j*, die dann keinen Umlaut, sondern Erhaltung des engl.-fries. Zustandes vor *i*, *j* darstellen[18]).

Einige Jahre später ist van Helten noch einmal auf unser Problem unter Ablehnung seiner alten Theorie zurückgekom-

---

[14]) O. Bremer, Jb. des Vereins für ndd. Sprachforschung 16 (1891), S. 163.

[15]) Vgl. gegen Bremer: A. Walde, Die germ. Auslautgesetze S. 113; W. L. van Helten JF 7, 339 f.

[16]) Zur Geschichte der engl.-fries. Sprache I (1889), 255 ff.

[17]) Später noch einmal in seiner Darstellung der Geschichte der fries. Sprache in Pauls Grdr; s. u. S. 191.

[18]) S. u. S. 186 f.

men [19]). Folgendes ist das neue Ergebnis: altes *ai* soll normal zu *ê* geworden sein. *â* sei nur unter bestimmten Bedingungen entstanden: 1. in schwachtonigen Einsilblern (z. B. N. Akk. Pl. *thă* 'die'); — 2. vor unmittelbar folgendem oder nur durch Aspirata getrenntem *o, u* (*fâd* 'Falschmünzerei' < **fai-hod*, *â*-'Gesetz' in *â-frethe* < **aio-* oder **aiu-* für **aiwi-*); — 3. vor tautosyllabischem Labial, (durch folg. *w* oder *u*) labial gefärbtem Konsonanten oder gutturalem Spiranten (*râp* 'Seil', *wrâk* 'krumm'; vgl. got. *wraiqs* 'dass.'); — 4. vor tautosyllabischer oder auf zwei Silben verteilter zwei- oder mehrfacher Konsonanz (*hâste* < * *haifsti* 'heftig'; vgl. got. *haifsts* 'Streit'; — *âsce* 'petitio', *ă* aus dem alten N. Sg. * *âsc*); — 5. vor Geminata (*lătte*, *lăt* 'leitete, geleitet'). — Bedenkt man, daß im Fries. *ê* als Produkt des germ. *ai* das häufigere ist, so liegt es nahe, anzunehmen, daß diese Tatsache van Helten dazu geführt hat, eben in der Entwickelung zu *ê* die spontane zu erkennen [20]). Die relativ wenigen *â* < *ai* werden durch fünf kombinatorische Wandlungen erklärt, die aber in Punkt 2 bis 4 wieder mehrere Regeln enthalten. In diesen Regeln ist ein physiologisches Band nicht zu erkennen; schon die große Anzahl der Regeln erweckt den Eindruck des ad hoc aufgestellten. Und trotz der vielen Lautregeln kommt auch van Helten über die Annahme einer ganzen Reihe von Analogiebildungen nicht hinaus, einzelne Fälle bleiben sogar völlig unklar, so z. B. *wâsenda* 'Luftröhre' zu ahd. *weisunt* 'arterie' (Gl. III, 433, 3) [21]). Übrigens ist es verwunderlich, daß van Helten die starken Berührungen seiner Aufstellungen mit den Bremer'schen offenbar nicht gesehen hat; denn im Prinzip kommen auch seine Regeln darauf hinaus: *ê* in offener Silbe (nur Punkt 1 gibt teilweise Ausnahmen an, z. B. *thă* 'die', *nă* 'nein', weiter Punkt 2), *â* in geschlossener (es sind dies die Punkte 3-5, die praktisch fast sämtliche Beispiele für *â* umfassen). Nur bei den Silben auf einfache Konsonanz schränkt van Helten ein und läßt *â* ausschließlich vor labial gefärbten Konsonanten oder gutturalem Spiranten entstehen; so gelingt es ihm, Fälle wie *bên, dêl, êth, stên* lautgesetzlich zu erklären. Schwierigkeiten machen ihm die überlieferten Präterita der I. starken Klasse, die alle gerade auf Labial (*bilêf, grêp, skrêf*) endigen (außer *wêt*, das als Präterito-Präsens außerhalb dieser Formenkategorie steht) also *â* aufweisen müßten; sie müssen demnach ihre *ê* dem Systemzwang verdanken, denjenigen Präterita dieser Klasse, die nicht irgendwie labial oder guttural ausgehen. Die Annahme einer solchen Analogie ist nicht gerade wahrscheinlich, da die häufig-

[19]) Zur Entwicklung des germ. *ai* im Fries. JF 7 (1897), 339 ff.
[20]) Vgl. zur Kritik A. Walde, JF 12, 372 ff.
[21]) Vgl. auch Walde a. a. O. S. 377 f.

sten Verben dieser Klasse auf die fraglichen Konsonanten ausgehen; auch zahlenmäßig dürften sie den anderen kaum unterlegen sein, wie ein Blick in die Ahd. Gr. von Braune § 330 f. unschwer erweist. Es sei noch bemerkt, daß die Labialregel auf dem éinen Beispiel *râp* (= *Reif*) 'Seil'[22]) ruht, eine recht schwache Basis[23]). Zusammenfassend: wenn es van Helten gelingt, eine größere Anzahl von Beispielen als Bremer bei gleicher Hauptregel lautgesetzlich zu erklären, so liegt das daran, daß seine Regeln 1-5 einfach den Sonderverhältnissen gewisser Ausnahmen angepaßt wurden.

Auch der Linguist A. Walde hat sich zweimal mit unserer Frage beschäftigt, zuerst in seinen 'Germanischen Auslautgesetzen'[24]). Er kommt darin S. 113 zu der entgegengesetzten Ansicht wie Bremer und in gewissem Sinne auch wie van Helten:

â < ***ai*** in offener Silbe,
ê < ***ai*** in geschlossener Silbe.

Hauptgrund ist für ihn die Unmöglichkeit, Formen wie *grêp* aus Offenheit der Silbe zu erklären. — Für ganz unabhängig von dem obigen Gesetz hält Walde die Entwickelung des ***ai*** vor Konsonantengruppen, welche im Altostfries. Kürzung bewirkt haben. Die Entwickelung von *ai* zu ***a*** sei hier als Kürzungsvorgang aufzufassen: dadurch würden sich besonders die Bremer'schen Beispiele *aththa, hamreke* usw.[25]) erledigen. Weiter entsteht *ê* < *â* (< *ai*) durch *i*-Umlaut. Entgegenstehende Formen erklärt Walde durch Ausgleich, natürlich stets in Umkehrung der von Bremer angenommenen Analogien. G. D. Sg. ****dâ-les, -e*** > ***dêles, -e*** nach dem N. A. Sg. ***dêl,*** umgekehrt bei ***râp,*** das sein ***â*** aus den obliquen Kasus bezogen haben muß. Walde unterläßt es, die Auswirkungen seiner Theorie im einzelnen zu erweisen. Dies holt er in einer zweiten Behandlung der Frage nach[26]). Vor allem versucht er einzelne seiner Theorie ungünstige Beispiele hinwegzuinterpretieren, indem er seine Hauptregeln durch kombinatorischen Lautwandel — ähnlich wie van Helten — einschränkt. Weiter beschreibt er die Veränderungen des germ. *ai* im Fries. in ihren einzelnen Phasen und sieht in der Entwickelung des *ai* einmal zu *â*, das andere zu *ê* keine Parallelvorgänge mehr, sondern läßt die beiden Wandlungen in ver-

---

[22]) Zur Kritik des 2. Beispiels *unelâf* 'ohne Nachkommen' s. A. Walde, JF 12, 373.

[23]) Übrigens baut A. Walde, JF 12, 373 u. 386 auf dem gleichen einen Beispiel ein ähnliches Gesetz auf; s. auch u. S. 189.

[24]) A. Walde, Die germ. Auslautgesetze (1900), S. 110 ff.

[25]) S. o. S. 186.

[26]) A. Walde, Zur Entwickelung von germ. *ai* im Friesischen JF 12 (1901), S. 372 ff.

schiedenen Perioden der fries. Sprachgeschichte erfolgen. Dabei leugnet er, wie es schon vordem Th. Siebs[27]) getan hatte, die Umlautwirkung eines *i* oder *j* auf fries. *â* < *ai*, sondern läßt wie jener nur die Erhaltung eines *ǣ* (*ē*) (als Zwischenstufe zu späterem *â*) aus *ai* vor jenen beiden Lauten gelten. Am Ende seiner Untersuchung (S. 386) bringt er seine Ergebnisse auf folgende Formel: 'Zusammenfassend läßt sich hiermit sagen: *ai* wurde zuerst in offener Silbe verändert, und zwar *ę̄* (*ǣ*), welches als *ê* in die Überlieferung hereinkam, wenn ein *-*i* (*i̯*) oder ein durch die Auslautgesetze nicht getilgtes *i* folgte, sonst aber zu *â* fortschritt. Später ist die Verwandlung von *ai* in geschlossener Silbe zu *ę̄* (*æ*). Dieses blieb im allgemeinen erhalten', und nun kommen die Einschränkungen durch kombinatorischen Wandel: 'wurde aber verhältnismäßig spät vor *ch* oder Labial zu *â* und vor Geminata oder sonstigen kürzenden Konsonantenverbindungen zu *ă* gewandelt'. Der Ursprung der in der zweiten Periode entstandenen *â* (*ă*) wäre also der gleiche wie bei van Helten[28]). In der Labialregel folgt er van Helten wegen des Gegensatzes von *râp: dêl, êth* usw., weil er früher gezwungen war, in umgekehrter Richtung wirkende Analogie anzunehmen[29]). Auch gegen Walde läßt sich das gegen van Helten bemerkte vorbringen; die Mannigfaltigkeit der Gesetze, die zum Teil wieder auf den einzelnen Fall zugeschnitten sind, spricht nicht für ihre innere Wahrscheinlichkeit, zudem ist es lautphysiologisch unwahrscheinlich, daß ein Diphthong in offener Silbe eher monophthongiert wird als in geschlossener, das umgekehrte wäre eher anzunehmen. Außerdem ist darauf hinzuweisen, daß es in der Geschichte der altgermanischen Dialekte doch wohl kein Analogon für die Abhängigkeit der Monophthongierung von offenen oder geschlossenen Silben gibt. Aber auch einzelne Beispiele stehen der Walde'schen Auffassung entgegen, z. B. afrs. **wâk*[30]) 'weich' und *wrâk* 'krumm' (got. *wraiq-s*). Um nicht entgegengesetzt wirkenden Ausgleich annehmen zu müssen, nimmt Walde nach van Helten wegen *râp* an, daß *ę̄* der zweiten Periode vor Labial auch zu *â* vorgeschritten sei. Hier steht der Ausgleich bei **wâk* im Gegensatz zu dem bei *hêl* 'heil'. *wrâk* soll sein *â* in früher offener Silbe erhalten haben: 'hier wurde vielmehr durch Vokalisation des *w* im Wortauslaute offene Silbe geschaffen' (*wrai-ko*; a. a.

[27]) S. o. S. 186; Siebs wird von ihm nicht zitiert.

[28]) S. o. S. 187.

[29]) S. o. S. 188.

[30]) Zu erschließen aus seinen Lautungen in den heutigen Muaa., z. B. wangeroog. *wôᵘk*, saterl. *wôk*, Karrh. Wied. *ûk* usw. (vgl. Th. Siebs, Gesch. d. engl.-frs. Spr. S. 272), Mor. *ûkh* (vgl. E. Bauer, Moringer Mua. § 122).

O. S. 373). Es dürfte schwer sein nachzuweisen, daß der zweite Bestandteil von idg. Labiovelaren im Auslaut germ. Wörter vokalisiert erscheint.

In seiner 'Geschichte der fries. Sprache' hat auch Th. Siebs[31]) sich noch einmal unserem Problem zugewandt. Seine Stellungnahme ist von der früheren (Gesch. d. engl.-fries. Sprache; s. o. S. 186) nicht grundsätzlich verschieden, nur werden die älteren etwas vagen Regeln auf feste Formeln gebracht, wobei er in Bezug auf die Einzelheiten hier mit van Helten, da mit Walde geht.

ai > *â* (*ă*) 1. in offener Silbe, wenn die Folgesilbe dunklen Vokal oder *w* enthielt[32]) (*âthom* 'Eidam').
2. unter Einfluß eines *w*, insofern nicht *i*-Umlaut gewirkt hat[33]) (*twâ* 'zwei', *wâch* 'Wand');
3. vor kürzender Doppelkonsonanz (und in minderbetonten einsilbigen Wörtern); für die Genesis dieses Lautes soll es gleichgültig sein, ob *i* oder *j* in der Folgesilbe stand oder nicht[34]) (*flask* RE 'Fleisch', *last* < **laistith* 'leistet').

ai > *ê* 1. in geschlossener Silbe vor einfacher Konsonanz[35]) (*brêd, bên, stên*);
2. in allen Fällen, in denen die Folgesilbe *i* oder *j* enthielt[36]) (*wêden* 'waidfarben'; vgl. ahd. *weitîn*).

Im ganzen kommt also Siebs dem Walde'schen Standpunkt sehr nahe, er verzichtet allerdings darauf, zwei gesonderte Perioden für die Ausbildung der überlieferten fries. Verhältnisse anzunehmen, und schränkt hie und da die weiteren Fassungen Waldes ein. — W. Heuser in seinem 'Lesebuch' gibt unter Vorbehalt und unter Ablehnung der ersten Behandlung van Heltens die Siebs'sche Ansicht wieder[37]). — Mag man auch einräumen, daß durch immer eingeschränktere und auf die einzelnen Fälle zugeschnittene Regeln, weiter durch Annahme verschiedener Analogiebildungen bei widerstrebenden Formen, bei Doppelformen durch Erhaltung von Verschiedenheiten, die sich durch wechselnde Offenheit und Geschlossenheit im Paradigma

---

[31]) Th. Siebs, Geschichte der fries. Sprache, Pauls Grundriß I² (1901), S. 1228 ff.

[32]) Zu beachten die Einschränkung gegenüber Walde; ähnlicher, aber noch einschränkender van Helten JF 7, 340; s. o. S. 187.

[33]) So schon früher; s. o. S. 186.

[34]) Ganz ähnlich van Helten (s. o. S. 186) u. Walde (s. o. S. 189).

[35]) So auch Walde JF 12, 386; s. o. S. 189.

[36]) So schon früher im Einklang mit allen übrigen.

[37]) W. Heuser, Altfries. Lesebuch mit Grammatik und Glossar (1903), S. 9 f.

ergeben mußten, sich fast alle vorkommenden Fälle unterbringen lassen, wo wird man wegen der Gekünsteltheit der letzten Lösungsversuche (van Helten, Walde, Siebs) die innere Evidenz vermissen. Eben dieser Mangel hat denn auch stets von neuem zu weiterer Beschäftigung mit unserer Frage angeregt.

Neuerlich hat J. Sverdrup unser Problem gestreift[38]); er schließt sich in aller Kürze der Siebs'schen Fassung in Paul's Grundriß 2. Aufl. an und lehnt dabei (wie Heuser) die erste van Helten'sche Formulierung ab[39]).

Bei der offensichtlichen Hoffnungslosigkeit des Problems hätte ich es nicht gewagt, auf der alten Grundlage, etwa durch einzelne Umformulierungen der Lautgesetze, welche zu *â* oder zu *ê* geführt haben sollen, einen neuen Lösungsversuch vorzuschlagen. Wenn ich mich trotzdem dazu entschlossen habe, so geschah es, weil ich seit längerem meine, von ganz anderer Seite her unsere Frage einer klaren Beantwortung zuführen zu können. Die Richtung, in der ich die Lösung suche, ist o. S. 183 bereits angedeutet worden.

Bevor ich eine bündige Antwort gebe, möchte ich das Material sprechen lassen, in Auswahl zwar, da einzelne Sonderfälle erst später ihre Erledigung finden können. Bei den folgenden Belegen sind die Bedeutungsangaben unterlassen worden, um ihnen eine größere Beweiskraft zu geben.

I. Wörter mit *ā* < *ai*:

a) ***Âda-werth***; — *aft,-lâs*, *aftslit* usw.; — *afte*[45]); — ***aththa***[45]); — *fâch*; — *fâd* < **faihōdu* (: got. *bi-faihôn*[40]); — ***manda*** und *fiâmanda*; — *gâd*; — *unelâf*[46]); — ***skeltâta***, ***skelta***; — *tâker*; — ***wâch***; — *wâsanda*; — ***wrâk***.

b) *â*[41]) und seine vielen Komposita, z. B. *iowâ* ***nâ***; ***â-hwedder***, *âuder*; ***amman***; *ammer*; (*n*)*âwet*, *ât*[42]); — ***âch***,

---

[38]) J. Sverdrup, Er *baat* laan fra frisisk? Maal og Minne (1924), S. 106 f.

[39]) Da nach Siebs in geschlossener Silbe *ē* < *ai* vor einfacher Konsonanz entsteht, so würde urgerm. **bait-* zu fries. **bēt* geführt haben, aisl. ***bátr*** könne also nicht, wie E. Wadstein behauptet hatte, aus dem altfries. entlehnt sein. — Nach unserer Formulierung des Sachverhaltes im Fries. u. S. 193 wäre Sverdrups Folgerung hinfällig. — E. W. Selmer, der Maal og Minne (1925) S. 62 ff. noch einmal zu der Grundform von aisl. *bátr* Stellung genommen hat, kommt auf Grund der neufries. Formen für 'Boot' gegen Sverdrup nur zu einem Ansatz afries. **bât*, voraltfries. **baita-*. Zu unserer Frage nimmt er keine Stellung.

[40]) Vgl. van Helten PBB 14, 242 f.

[41]) 'immer'.

[42]) Vgl. für diese bes. van Helten, Altostfries. Gr. S. 23 u. Holthausen, Altfries. Wörterbuch S. 1 unter *â* 3. — *âsa, âs* dürfte wohl trotz ahd. ***eoso*** 'sicut', wie van Helten a. a. O. § 99 und JF 7, 344 wollte, wegen afrs. ***alsa*** nicht hierhergehören; vgl. Holthausen a. a. O. S. 3 unter ***alsa***.

âgon; — *ân*[44]); *nân; ânigh, aeng;* — *ârra, âr(i)st*[44]); — *mâ(r)*; *mâst*[44]); — *nâ*[43]); s. o. auch unter *â*; — *twâ; twâm;* — *thâ, thâm.*

II. Wörter mit *ē* < *ai*:

bên; bênete; bênbreke usw.; — **bêt* (auf Grund der modernen Muaa.): *bîta;* — *bêthe;n* — *blêk*[47]), — **blêk* (auf Gr. d. mod. Muaa.[48]): *blîka;* — *brêd; brêde* — *dêl; ur-dêl; dêla;* — **drêf* (auf Gr. d. mod. Muaa.): *drîva*; *drêve*[49]); — *êk; êtszen;* — *êre; un-êre; êr-bêr; êr-sam; êria* usw.; — *êth; êthswora; êtha*[50]); *êtha*[51]) usw.; — *êwa; êwen; êwich;* — *forfêmd;* — *gêr; et-gêr; Liud-gêr; gêr-geve* usw.; — **glêd* (nach mod. Muaa.): *glîda*; — **grêp* (nach mod. Muaa.): *grîpa*; — *-hēd* in *wîs-, edel-, skalk-hēd* usw.; — *hêl;* — *hêm; ût-hêmede; hême-lik; hêm-sêkinge; hêm-stede* usw.[52]); — *hêra*[53]); — *hêt; hête; hêtte; hêth;* — *hêta;* — *hêthen;* — *hlêdere*[54]); — *hwête;* — *kêra* (Pt. *kêrd;* vgl. JF 7, 344); *bi-kêra* usw.; — *kiên;* — **knêp* (nach dem Nwfrs.; vgl. JF 7, 347): **knîpa;* — *lêda* und. Kompp.; *of-lêdene;* — *bi-lêf: bi-lîva;* — *lên; lêna; lênia*[55]) (nach Prt. *lêngade* R[1]); — *lêth* Subst. u. Adj.; *lêdlik;* — *mên; mên-êth* usw.; — *mêna;* — *mêne* Subst. Fem. u. Adj.; *mên-lik, -skip* usw.; — *mên(e)te*; — **rêd* (nach mod. Muaa.) : *rîda;* — *rêda; rêde* Adj.; — *rêka* und Kompp.; — *(h)rêne;* — *sê; sê-land* usw.; — *sêl; sêla;* — *sêle; sêlig;* — *sêr* Subst.; *sêra; sêre; sêrlik* usw.; *sêria; sêrilsa; sêrnesse;* — *skêd*[56]); *skêda; be-skêde-lik; onder-skêd;* — *skrêf: skrîva;* — *snê;* — *spêkle;* — *stên; stênen; stênte* usw.; — *swêt;* — *têken; (bi-) têknia;* — *wê;* — *wêd; wêden; wêdling;* — *wêkia;* — *wêsa; biwêsed* usw.; — *wêt;* — *wrêth*[57]).

---

[43]) 'nein'.

[44]) S. auch u. S. 194 ff. die Doppelformen *ên: êrra, êrist; mêr, mêst.*

[45]) S. u. S. 195 Anm. 68.

[46]) S. auch u. S. 196 u. 199 *lâva* usw.

[47]) 'bleich'.

[48]) Vgl. van Helten JF 7, 347.

[49]) 'fahrbar?'; vgl. van Helten, Zur Lexicologie des Awfrs. und G. Walter, Der Wortschatz des Altfrs. (1911) 25.

[50]) 'Eideshelfer'; vgl. ahd. *'gi-eido'*.

[51]) 'beeidigen'.

[52]) S. aber u. S. 195 unter *hammerke, hamreke.*

[53]) 'Herr'.

[54]) S. aber u. S. 199 *hladder* u. vgl. ags. *hlǣder;* vgl. auch van Helten, Altostfrs. Gr. § 165 *α*.

[55]) Vgl. ahd. *lêhinôn* u. van Helten, Altostfrs. Gr. § 299 Anm. 1.

[56]) 'Scheide'; vgl. JF 7, 347.

[57]) In dieser Abteilung ist keine Vollständigkeit der Belege angestrebt; die Belege lassen sich ohne Mühe vermehren, bes. nach van Helten, Altostfries. Gr. S. 21 ff.

Vergleicht man die Beispiele unter I a und unter II, so ergibt sich der Unterschied, daß die Wörter unter I a dem Nicht-Altgermanisten unverständlich sind, diejenigen unter II dagegen sich aus dem Deutschen unschwer verstehen lassen, bzw. auch für das unbefangene Sprachgefühl als Ableitungen von solchen erfaßt werden. Die Wörter unter I b gehören zu der Gruppe der besonders häufig beim Sprechen vorkommenden 'kleinen Wörter', z. B. *die, den, eins, zwei, haben, nein* usw. Diese äußerliche Feststellung mag für unsere Frage belanglos erscheinen; sie dürfte aber trotzdem die Lösung in sich bergen.

Die Wörter der Gruppe Ia und b stellen regelrechte friesische Lautentwicklung dar, die Wörter unter II haben ihr *ê* vom angrenzenden Deutschen oder genauer dem Ndd. bezogen, sie sind deutsch überschoben worden. Mit éiner Ausnahme: im Friesischen führt der Umlaut des *â* zu *ê*; viele der Wörter unter II — es ist nicht nötig, sie herauszustellen — enthielten die Bedingungen dafür; sie haben also ihren Vokal durch innere friesische Entwickelung erhalten. Es ist Zufall, daß sich in diesen altfries. Lautgestaltung mit der ndd. deckt.

Mit andern Worten: die ursprüngliche van Helten'sche Regel[58]) besteht zu recht: wg. *ai* > fries. *â* wie im Ags.; *ê* ist sein Umlautprodukt wie im Ags. Die *ê*, welche auf diese Weise nicht entstanden sein können, erklären sich allerdings anders wie bei van Helten; bei von außen nicht gestörter Entwickelung des Fries. sollten sie *â* aufweisen. Es ist nachgerade wohlfeil, Überschiebung zu behaupten, geben doch die Quellen diese Lösung nicht unzweideutig an die Hand. So gilt es, diese heute so naheliegende Behauptung zu stützen. Die Wörter, welche *â* aus *ai* enthalten, haben gleichsam Reliktform im Fries., und in ihrer Eigenart scheint mir die Stütze für unsere Theorie zu liegen. — Ich präzisiere die oben gegebenen Sätze: die Wörter unter I a waren im Dt. nicht vorhanden, bzw. waren sie in Form oder Bedeutung oder in beidem so weit vom Dt. abstehend, daß sie nicht als identisch empfunden werden konnten. Wörter aber, die in dem überschiebenden Nachbardialekt nicht vorhanden sind, können einfach nicht überschoben werden, sie müssen ihre bodenständige Gestalt behalten. Die Wörter unter I b gehörten zur Gruppe der sog. 'kleinen Wörter'; sie bilden wegen ihrer Häufigkeit das am festesten haftende Gerippe einer Sprache und entzogen sich dadurch der Überschiebung. Das Parallelbeispiel: die mfrk. *dat, wat* usw., die letzte Relikte des einst niederdeutschen Mittelfränk. darstellen, wie von einer

---

[58]) S. o. S. 184.

größeren Zahl von Germanisten angenommen wird[59]). Diese *dat, wat* haften so fest, daß selbst gebildete, völlig 'schriftdeutsch überschobene' Kölner es nicht lassen können, ihre bodenständige Form im Gespräch zu verwenden. — Die Wörter unter II sind oder waren im Niederdt. vorhanden, bzw. die Stammwörter, von denen sie abgeleitet sind. Nur solche Wörter konnten überschoben werden. Wenn das eine oder das andere spezifisch fries. doch *ê* zeigt, so handelt es um solche Fälle, in denen das *ê* dem Umlaut sein Dasein verdankt.

Nun geht die Rechnung allerdings nicht so glatt auf, wie es auf Grund der von mir bis jetzt gegebenen Beispiele den Anschein hat[60]). Es bleibt ein Rest unter I a, nicht unter II. Einige Wörter, welche *â* zeigen, sind auch im Ndd. ganz geläufig; andere im Ndd. geläufige Wörter zeigen zwar Formen mit *ê*, daneben stehen jedoch Doppelformen mit *â*, zum Teil in verschiedenen, zum Teil aber auch in der gleichen Quelle.

Wörter mit *â*:

âske f. 'Forderung'; *âskia* 'fordern, einklagen': as. *êscon;* mnd. *esche; eschen;* ebenso sind Subst. und Verb im ostfries. Niedersächs. bei ten Doornkaat Koolman belegt, auch in stehenden Redensarten; —

lâre 'Lehre': as. *lêra;* mnd. *lêr(e);* — '*râdia*' 'ordnen': ahd. *reitôn;* ags. *rádian;* — *râp* 'Seil; *sil-râp* 'Geschirrseil': as. mnd. *rêp;* — *tâne* 'Zehe': mnd. *tê, tên, tôn*[63]); ndd. (ostfries.) *tône, tôn, töne, tên*[64]); vgl. auch ndl. *teen, toon;* — * *wâk*[61]) (nach den mod. Muaa. vgl. z. B. saterl. *wôk*[62])) 'weich': as. usw. *wêk*.

Hierzu kommt noch in den zitierten Schriften über unsere Frage als nur mit *â* belegt: *âthum* 'Eidam'.

Doppelformen weisen auf:

ân 'ein'[66]): *ên;* für ihre Verteilung auf die afries. Quellen vgl. van Helten, Aostfrs. Gr. S. 22 f.[67]); —

âra Komp. 'eher': *êrra; âr(i)st* Sup.: *êrist, êrost, êrst* (für die *ê*-Formen vgl. umgelautetes ags. *ǽrra, ǽrest;* —

êth 'Eid' (s. o. unter Gruppe II); daneben wäre vielleicht *aththa* 'Geschworener' aufzuführen[68]); —

---

[59]) Z. B. Behaghel, Wrede, Frings.

[60]) Vgl. meine Bemerkung S. 191.

[61]) Vgl. fries. *wêka* 'weich werden' mit Umlaut.

[62]) Vgl. Th. Siebs, Engl.-fries. Sprache S. 272.

[63]) Schiller-Lübben 4, 515.

[64]) Doornkaat Koolman.

[65]) *êwe* braucht nach Ausweis des ags. *ǽ, ǽw* sein *ê* nicht durch Überschiebung erhalten zu haben, sondern kann es bei analoger Stammbildung dem Umlaut verdanken; vgl. auch got. Akk. Pl. *áiwins* M 6, 13 und (öfter) D. Pl. *áiwam*. S. van Helten, Altostfries. Gr. S. 23.

êwe 'Gesetz' hat im Simplex stets *-ê-* [65]); als erstes Kompositionsglied hat es stets *â*: *â-fretho* 'Sonderfrieden'; *â-hêra* 'Dorfrichter'; *â-sega* 'Richter' (vgl. as. *êo-sago,* ahd. *ê-sago,* mhd. *ê-sage*); *â-segabôk* 'Rechtsbuch'; — *aft* 'gesetzlich', *aftlik* dass., *afte* 'Gesetz' usw.; —

blâkia 'bleichen': **blêk* (nach mod. Muaa.); —

famne 'Frau, Jungfrau, Magd': *femne,* beide mit danebenstehenden lautlichen Varianten (für die *e*-Formen vgl. ags. *fǽmne)* [69]); as. *fêmea;* —

fatt 'fett': *fet* (für die *e*-Form vgl. ags. *fǽted,* ahd. *feizit*);

flask 'Fleisch': *flesk* (für die *e*-Form vgl. ags. *flǽsc*); —

frâse, frâs-hêd 'Gefahr': *frees* Sch 609; ebenso *frâslik* 'gefährlich' neben *frês-lik;* vgl. as. *frêsa,* mnd. *vrêse* mit *vrês(e)licheit, vres(e)lik;* nnd. *frêsen* 'Angst haben'; *frês(e)lik* 'Gefahr drohend' [70]); —

gâst 'Geist', *gâst(e)lik* 'geistlich': *jêst, jêstlik;* vgl. as. etc. *gêst;* vgl. aber auch die Doppelheit ags. *gást*: *gǽst;* —

gâst 'trocken, unfruchtbar', *gâst-lând* 'Geest': *gêst* [71]); vgl. as. etc. *gêst,* aber auch ags. *gǽsne* mit Umlaut; —

hammerke, hamreke 'Allmende, Dorfmark': *hêm* 'Heim, Dorf' mit *hemmerke, hemmertze; hêm(e)-lik* 'heimlich'; *hêm-sêkinge* 'Heimsuchung'; *hêm-stede* 'Heimstätte'; *ût-hêmede* 'auswärtig' usw. Vgl. as. usw. *hêm* [72]); —

hladder 'Leiter', *hladder-gâng* 'Raum zum Anlegen der Leiter': *hlêdere* [73]); vgl. mnd. *le(e)der;* vgl. auch ags. *hlǽder* mit Umlaut und beachte nnd. Formen ohne Umlaut: *Ladder;* —

klâth 'Kleid' (Pl. *klâthar*): *klêth;* vgl. mnd. *klêd;* ags. nur *cláð;* —

---

[66]) S. bereits oben unter Gruppe I b.

[67]) Doch beachte auch Th. Siebs, Pauls Grdr. I [2], 1229, der darauf aufmerksam macht, daß alle modernen nord- und ostfries. Formen auf eine schon afrs. Bedeutungsdifferenzierung hinweisen: *ân* Mask., *ên* Fem. und Ntr.

[68]) *aft* usw. wurden bereits oben unter Gruppe Ia aufgeführt, da sie auf Grund ihrer lautlichen Entwicklung so weit vom Stammwort abgerückt waren, daß ein Zusammenhang nicht unmittelbar empfunden werden konnte. — Dasselbe gilt für *aththa* 'Geschworener' neben *êth,* was besonders die weitere Entwicklung zu *ätta* erweist.

[69]) Vgl. auch van Helten JF 7, 342 und JF 19, 191.

[70]) Vgl. ten Doornkaat Koolm. I, 559 f.; für die Verwendung des Verbums fehlen Beispiele.

[71]) Für den Ursprung des *â, ê* < *ai* vgl. ahd. *geisinî* 'Unfruchtbarkeit'.

[72]) Beachte aber den Wechsel der *i*- und *ô*-Flexion im Got.: D. Sg. *haimai* J 11, 1; im Pl. stets *-ô-*: *haimôs, haimô* usw.

[73]) Vgl. bereits o. S. 192 unter Gruppe II.

lâde 'Leite, Beweisführung, Führung' [76]) : — *lêde;* Ags. nur *lád;* beachte aber ahd. *leita* neben *l e i t î;* —

lâva [75]) 'Hinterlassenschaft' mit *lâvia* (*lauwegia, lâvegad, to lâviane*) [74]) 'hinterlassen': *lêva* 'hinterlassen'. Vgl. as. *lêba* 'Übriggebliebene', ags. *láf;* beachte die Doppelheit der Bildung as. *lêbon:* as. *-lêbian,* ags. *lǽfan,* got. *laibjan.* Mnd. findet sich das Verbum als *lêven* und *lôven; lôven* ist jedoch nur belegt Richthofen 300 § 13, könnte also fries. Form aufweisen. Bei ten Doornkaat Koolman ist das Wort nicht belegt; —

mâ(r); mâra 'mehr'; *mâst* 'meist': *mê(r); mêst.* Vgl. as. usw. *mêr, mêst.* Beachte aber die ags. Doppelheit von *má, mǽ;* (*mára*); *mást, mǽst,* die zwar zum Teil dial. geschieden sind [77]), was für unsere Zwecke jedoch belanglos ist; —

master(e) 'Meister'; *master-skip* 'Meisterschaft': *mêster; mêster-skip.* Vgl. as. usw. *mêster.* Beachte wieder die Doppelheit ags. *magister: mægister* [78]) ; —

sâver 'Speichel': *sêver;* im Ndd. ist *sêbern* für 'geifern (der Kinder)' ganz geläufig (ähnlich in obd. Muaa.); —

niughen-spâtze 'neun-speichig;: *niughen-spêtze, tiân-spêtze* 'zehn-speichig'; vgl. as. *spêka* 'Speiche', mnd. *spêke.* Beachte aber, daß auch a l t s ä c h s i s c h die *a*-Form daneben steht: *spaka* [79]) ; ebenso mnd. *spake* neben *spêke.*

Man wird geneigt sein, angesichts der Wörter, welche im Fries. *â* aufweisen, trotzdem sie im Ndd. vorhanden waren und sind, ebenso auch derjenigen, die unter dem gleichen Verhältnis einen Wechsel von *â* und *ê* zeigen, die Frage aufzuwerfen, wie sich diese Tatsache zu der angegebenen Regelung verhält: hier z. B. *bên, stên, hêl,* dort z. B. *âske, lâre, klâth* : *klêth.* Die Lösung dürfte darin zu suchen sein, daß jede Überschiebung nicht in der Art innerer sprachlicher Veränderung, also in der sog. 'lautgesetzlichen' vor sich geht, die alle Wörter unter den gleichen Bedingungen gleichmäßig ergreift, sondern daß sie schrittweise

---

[74]) Wegen dieser Formen vgl. van Helten, Altostfrs. Gr. § 299 Anm. 1 u. JF 7, 344.

[75]) Das Subst. *lâva* wäre, da es nur *â* aufweist, vielleicht auch oben S. 194 in der Reihe *âske, lâre* aufzuführen gewesen, bei den Wörtern also, die im Fries. nur *â* aufweisen, trotzdem gleiche ndd. Wörter mit *ê* daneben stehen.

[76]) Auf Grund des mod. Sylterfries. (*luar*) hat es auch 'flacher Wattstrom' bedeutet; vgl. E. W. Selmer, Maal og Minne (1925), S. 65.

[77]) Vgl. E. Sievers, Abr. der ags. Gr. [4] § 74 und Ags. Gr. [3] § 312 u. Anm. 1, § 323.

[78]) Man könnte auf die Behandlung dieses Wortes überhaupt verzichten, da es sich hier um die Entwicklung der Lautgruppe *-agi-* handelt, nicht um die von wg. *ai.*

[79]) J. H. Gallée, Vorstudien zu einem altniederdt. Wb. S. 292 u. 293 (*spêka*).

ein Wort nach dem anderen erfaßt. Welche Wörter sie zuerst ergreift, welche übrigbleiben, wird im allgemeinen mangels genügender Quellen auf die Rechnung des historischen Zufalls gesetzt werden müssen. Ausgenommen sind allerdings die oben S. 191 f. in Gruppe I b genannten Fälle. So ist z. B. mein eigenes Hamburger Plattdeutsch in einer großen Anzahl von Wörtern, die germ. *p* oder *t* enthalten, von hd. *pf, ff* bezw. *tz, sz* überschoben. Warum sage ich z. B. *dē zēch* 'Ziege' (mit hd. Affrikate) aber *dē katt* 'Katze', warum etwa *dē suff*[80]) (mit hd. Spirans) 'Völlerei' aber *dē lōp* 'Lauf'? Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Eine Ratio wird sich kaum dafür finden lassen.

Bei den Wörtern, die *â* neben *ê* zeigen, sehen wir mit den gleich zu nennenden Ausnahmen die heimische Lautung mit der fremden im Wettstreit, zum Teil nach den Quellen, d. h. nach den fries. Gebieten verschieden, zum Teil innerhalb der gleichen Quelle, d. h. innerhalb des gleichen Gebietes, gesetzt daß die Quelle einheitlichen Ursprung hat, was ich als Linguist wegen nicht genügender philologischer fries. Kenntnisse nicht zu beurteilen vermag[81]). Ein ähnliches Verhältnis zeigt sich in den heutigen fries. Mundarten, wofür die modernen Belege bei Siebs a. a. O. und in den Grammatiken der Einzelmundarten zu vergleichen sind.

Betrachten wir die Liste der Wörter (S. 194 ff.), welche sich den Gruppen I und II nicht fügen, im einzelnen, so läßt sich hier und da das Auftreten des *â* doch motivieren, andererseits das Doppelauftreten von *â*, *ê* aus innerfries. Entwickelung verstehen, so daß die Zahl dieser scheinbar widerstrebenden Wörter stark zusammenschmilzt.

Zuerst die Wörter mit ausschließlich *â*:

lâre 'Lehre' könnte sein *â* dem Umstand verdanken, daß es vorzüglich ein Terminus der Kirchensprache ist: 'die christliche Lehre'. Wir sehen bei den verschiedensten idg. Sprachen, daß Denkmäler der Kirchensprache wegen ihrer Heiligkeit auch auf sprachlichem Gebiet zäh am traditionellen festhalten. Außerhalb der kirchlichen Sphäre, in der Umgangssprache, dürfte das Abstraktum *lâre* kaum verwandt worden sein, da gebraucht man Formen des finiten Verbums *lêra*. Und Überschiebung vom Nachbardialekt her geschieht in der Sprache des Alltags, vom bewußten Einfluß

---

[80]) Sicher kein Wort der schriftsprachlichen Sphäre.

[81]) Ich konnte auf das Eingehen in die Verhältnisse der einzelnen Quellen verzichten, da es mir nur darauf ankam, den Gesamtweg anzudeuten. Ein Vergleich der quellenmäßig belegten Beispiele bei van Helten, Altostfries. Gr. und bei Siebs, Gesch. der fries. Sprache in Pauls Grundriß läßt mühelos die Verteilung erkennen.

der Schreibsprachen früherer Zeiten abgesehen. — Ist ein afrs. *râdia* 'ordnen' entsprechendes Verbum im Ndd. volkstümlich gewesen? Bei Schiller-Lübben und ten Doornkaat Koolman ist es belegt; meiner eigenen norddt. Umgangssprache sind *bereit* und *bereiten* völlig fremd. — *tâne* 'Zehe' gehört nur äußerlich dieser Gruppe an; auch das Ndd. und Ndl. hat hier entsprechende Formen (s. o. S. 194) neben denen mit *ê*, nicht nur auf Gebieten, die an das Fries. angrenzen, so daß man umgekehrt fries. Einfluß annehmen könnte. Die Erklärung dieses *â* liegt also auf anderem Gebiet; dies steht für uns nicht zur Untersuchung, die Feststellung der Tatsache genügt [82]). — *âthum* 'Eidam' ist wegen unseres hd. *Eidam* nur äußerlich hier angereiht. Das Ndd. besitzt das Wort nicht, es ist weder as. noch mnd. noch bei ten Doornkaat Koolman belegt; der Niederdeutsche verwendet dafür *swâger* [83]). — So bleiben nur *âske* 'Forderung', mit *âskia*, ein Wort, das in seiner ndd. Entsprechung nach Ausweis der modernen ndd. Mundarten nicht übermäßig volksläufig gewesen sein wird — Synonyme haben es völlig oder nahezu verdrängt —, *râp* 'Seil' und **wâk* 'weich'.

Die Wörter mit *â* neben *ê*:

Schon die den einzelnen Wörtern dieser Abteilung (S. 194 bis S. 196) hinzugefügten etymologischen Hinweise lassen erkennen, daß bei einer großen Zahl fries. *â* nicht mit fremdem (ndd.) *ê* im Kampfe steht, sondern daß die Doppelheit innerer fries. Entwickelung, der Entstehung des *ê* durch Umlaut in gewissen Formen eines Paradigmas oder verwandter Bildungen ihr Dasein verdankt. Hierher gehören z. B. alle Fälle, wo auch das Ags. *ǽ* neben *á*, bezw. nur umgelautetes *ǽ* zeigt. Es wäre also nur wieder die Frage aufzuwerfen, ob sich hier und da wahrscheinlich machen läßt, warum *â* nicht überschoben wurde, wenn gleiche ndd. Wörter daneben stehen. Die einzelnen Fälle:

âra 'früher' : *êrra*; *âr(i)st* : *êrist, -ost*; auch das Ags. zeigt Umlaut *ǽrra*; *ǽrest* (*ǽrusta*); der Grund für die Doppelentwickelung ist einleuchtend: Suffix *-ir-*, *-ōr-*, bezw. *-ist-*, *-ōst-* [84]). Daß die *â*-Formen sich halten konnten, hat seinen Grund in der Häufigkeit dieser Wörter (Gruppe I b, o. S. 191 f.).

---

[82]) Bei A. Lasch, Mnd. Gr. finde ich keine Bemerkung über die Doppelformen *tên : tôn*.

[83]) Vgl. Schiller-Lübben unter *eidom* und *swager* 'jeder, der mit einem anderen durch Verheiratung verbunden ist'; die 3 mnd. Belege verraten durch ihre Eigenart fremde Herkunft : 2 mal *eidom* in einer Kölner Bibel (1470-1480), 1 mal in einem alten Wörterbuch!

[84]) Ich werde im folgenden darauf verzichten, die Gründe für die Doppelentwickelung anzugeben; für uns genügt das Vorhandensein der Umlautform auch im Ags.

êwe 'Gesetz' : *â-hêra* 'Dorfrichter' usw.; vgl. ags. *á* 'immer' : *ǽw* 'Gesetz'; s. auch o. S. 194 Anm. 65 die doppelte Stammbildung im Got. Auffällig bleibt, daß während das Simplex nur *ê* zeigt, alle Komposita *â* als erste Komponente bewahrt haben, trotz danebenstehendem ndd. *ê*(*o*). Der Grund dafür dürfte ein ähnlicher sein wie bei *lâre*; die Komposita gehören der Rechtssprache an und sind nicht eigentlich volksläufig, also der Überschiebung kaum ausgesetzt; außerdem finde ich außer as. *êo-sago* keins der Komposita im Ndd. belegt, so daß die Komposita in gewissem Maße unter die Gruppe I a (o. S. 191) fallen. Und gerade bei afries. *â-sega* zeigt die Nebenform *âsga* mit ihrer übernormalen Kürzung, daß der etym. Zusammenhang mit seinen Bestandteilen zerrissen war.

Gleiche etymol. Doppelentwickelung gilt, um einzelne Beispiele herauszustellen, für: *famne* : *femne* (die Umlautform auch im ags. *fǽmne*); — *fatt* : *fet* (ags. *fǽted*); — *flask* : *flesk* (ags. *flǽsc*); — *gâst* 'Geist' : *jêst* (ags. *ȝást* : *ȝǽst*); die Erhaltung der *â*-Form mag wieder der Kirchensprache zu verdanken sein (s. o. unter *lâre*).; — *gâst* 'trocken' : *gêst* (ags. *ȝǽsne*); — *hêm* etc.: *hammerke* (vgl. o. S. die doppelte Stammbildung des Wortes im Got.). Es ist interessant, daß gerade das Komp. *hammerke* eig. 'Heim-mark' das *â* bewahrt hat; seine Nebenform *hamreke* erweist, daß der etym. Zusammenhang mit den Bestandteilen gerissen war; — *hladder: hlêdere* (vgl. ags. *hlǽder*); hier dürften für die Entwickelung des *a* besondere Bedingungen vorliegen; auch das Ndd. hat *Ladder* (neben *Ledder*) s. o. S. 192; — *lâde*: *lêde* (vielleicht doppelte Stammbildung: ahd. *leita: leitî* s. o.); *â* hielt neben *ê* in dem Gerichtsterminus stand; vor allem aber hat afrs. *lâde* auch eine volksläufige Bedeutung 'flacher Wattstrom' s. o. S. 196 Anm. 76, die dem Dt. mangelt. In dieser Bedeutung war Überschiebung unmöglich; das Wort hätte also auch unter Gruppe I a aufgeführt werden können. — *lâva, lâvia: lêva* (die doppelte Stammbildung des Verbums zeigt as. *lêbon: -lêbian*, *ō-*: *j*-Stamm); als Gerichtstermini mögen die *â*-Formen sich gehalten haben; — *mâ, mâra* usw.: *mê, mêr* usw. (ags. *má: mǽ* usw.); die *â*-Formen verstehen sich in ihrer Bewahrung nach Gruppe I b (o. S. 193 f.); — *master* : *mêster* (ags. *magister* : *mægister*) [85]); — *-spâke* : *-spêke;* noch im Ndd. liegen *a*-Formen neben *ê*-Formen (s. o.); es müssen also wie bei *hladder* besondere Verhältnisse vorliegen.

Es bleiben als ndd. überschoben, woneben sich die *â*-Lautung hielt, nur: *ân* : *ên,* (*êth* : *aththa* [86])), *blâkia* (: * *blêk*) *frâse* : *frês, klâth* : *klêth, sâver* : *sêver*.

---

[85]) Vgl. auch das o. S. 196 Anm. 78 bemerkte.

[86]) S. o. S. 195 Anm. 68.

Es sind noch einige Bemerkungen zu den Wörtern der Gruppen I u. II (o. S. 191 ff.) hinzuzufügen: Ia: *aft* (seine Weiterbildungen und seine Komposita) hat wie die lautliche Entwicklung zeigt, die Beziehung zu seinen Bestandteilen verloren; dadurch steht das ndd. Gebilde (as. *ê-haft,* mnd. *ê-haft-ich*) soweit ab, daß eine Überschiebung unmöglich war; das gleiche oder ähnliches gilt für *aththa* (s. o. S. 195 Anm. 68); *une-lâf* (s. S. 191); *skeltâta, skelta* (s. die Kürzung!): as. *skuld-hêtio.* Fries. *manda* 'Gemeinschaft', *manda-friônd* 'gemeinsamer Verwandter' entsprechendes mnd. *mande, mande-vrunde* ist zwar belegt [87]), aber nur in Quellen, die ostfriesisch sind; sie stellen also umgekehrt fries. Wortgut im Ndd. dar. Dasselbe gilt für ostfries. *mande* (*manne, man*) 'Gemeinde', weiter *mande-gôt, mande-krâm* [88]). — Zu *gâd* 'Bedürfnis' ist zu erwähnen, daß es zwar as. als *-gêdea* in dem Kompositum *meti-gêdea* 'Mangel an Nahrung' belegt ist; aber es ist ein aussterbendes Wort; mnd. ist es nicht belegt. So konnte fries. *gâd* nicht überschoben werden.

Gewöhnlich werden zu den Wörtern mit fries. nur *â* aus *ai* noch gestellt: *hast* [89]) 'Eile', *haste* 'gewaltsam', *hasta* 'eilen' und *wase* 'Schlamm', *wasich* 'schlammig'. Sie gehören nicht hierher. *hast* usw. haben wie dt. *Hast, hastig* ihren Ursprung in afrz. *haste* 'Eile', das selbst wieder aus fränk. *haist-* stammt (vgl. got. *haifsts* 'Streit, Zank', ahd. *heisti* 'heftig') [90]). *wase* endlich gehört nicht zu fernstehendem nordgerm. (aisl.) *veisa,* sondern zu ahd. as. *waso,* mnd. *wase* [91]).

Noch einiges Ergänzende zu den Wörtern der Gruppe II, Wörter also, die nur *ê* haben (s. S. 192). Ich hatte oben eine bestimmte Auswahl treffen müssen; da ich die abzuleitende Regel auf den Augenschein gründen wollte, so konnte ich nur solche Wörter bringen, die (bezw. deren Grundwörter) auch im Nhd. vorhanden sind. Es mögen die restlichen Wörter folgen:

fêlich 'sicher' kann sein *ê* durch Umlaut haben; vgl. ags. *fǽle* (vgl. aber auch mnd. *vêlich*); —

frêtha 'Geächteter'; *ê* durch Umlaut (vgl. ahd. *freideo* 'profugus'); —

hrê-(-râf) 'Leisten-raub'; es gilt dasselbe. Ags. steht *hrǽw* neben *hráw;* as. ist *hrêo* auch belegt; —

---

87) Vgl. Schiller-Lübben 3, 21.

88) Vgl. ten Doornkaat Koolman II, 571.

89) Vgl. z. B. van Helten JF 7, 345 und Walde JF 12, 378.

90) Vgl. Weigand-Hirt, Dt.-Wb. I, 818 f. — Holthausens Angabe in seinem Altfries. Wb. unter *hāst* f. verstehe ich nicht. Soll das Subst. *hāst* aus afrz. *haste* stammen, das Adj. *hāste* 'gewaltsam' dagegen unmittelbar gleich ahd. *heisti,* ags. *hǽste* sein?

91) Vgl. bereits van Helten, JF 7, 343; Walde, JF 12, 378; JF 19, 194 und neuerlich Holthausen, a. a. O. S. 125.

* *klêma* nach mod. wfries. *kliemen* zeigt Umlaut; alter *j*-Stamm (vgl. ahd. *chleimen*); —

lês, lêssa; lêrest 'minus, minor, minimus'; Umlaut (vgl. ags. *lǽssa; lǽst(a)*); —

rêd 'Ritt' ist auch für das Ndd. zu erschließen (vgl. J. H. Gallée, Vorstudien zu einem altndd. Wb. unter **rêd-rihtil*, **rêd-rihtio* 'Wagenlenker', S. 487); es dürfte also sein *ê* der Überschiebung verdanken, vgl. noch aisl. *reið*, ags. *rád;* —

skênia 'aufmachen'; neben dem *ô*-Verbum kann das *j*-Verbum gestanden haben; vgl. ags. *scǽnan;* —

slêk 'Schlag, Schädigung' mit vielen Kompositen; *ê* wohl aus dem Ndd.; vgl. as. *slêk*[92]); —

spêdel, spêdla 'Speichel' (vgl. ags. *spáðl, spáld*) könnte sein *ê* vom stamm- und bedeutungsverwandten *spêkle* (ahd. *speichila*, mnd. *spêkele*) bezogen haben. Mnd. *spêdel* ist nur im Ostfries. Landrecht[93]) belegt, dürfte also fries. Einschlag darstellen.

swêpene 'Fegen' (ags. *swápan*, redupl. V.); das Verb mit entsprechender Bedeutung finde ich weder mnd. noch neuostfries. *swepen* bei ten Doornkaat Koolman 'schwingend sich bewegen; peitschen'; ist es das gleiche Wort?; —

twêde 'zwei Drittel betragend; doppelt'; *ê* durch Umlaut; vgl. as. *twêdi*, ags. *twǽde*.

Zum Schluß sei noch einzelner Verbalformen gedacht, die im afries. meist *a* aufweisen, nach vulgater Meinung im allgemeinen kurz (<*ă*)[94]). Stets tritt *a* vor kürzender Doppelkonsonanz oder Geminata (z. T. im Auslaut gekürzt) auf, meist durch frühe Synkope eines *i* entstanden. Die Verba, welche solche *a*-Formen zeigen, sind: *hêta* 'heißen, befehlen' mit 2. 3. Sg. Präs. *hatst, hat; lêda* 'leiten' mit 2. 3. Sg. Präs. *latst, lat*, Prät. *latte;* 3. Sg. *last* 'leistet'[95]); *rêka* 'reichen' mit Prät. *rachte*, Part. *(e)racht; skêtha* 'scheiden' mit 2. 3. Sg. Präs. *skatst, skat*, Prät. *skatte*. Daneben stehen z. T. Formen mit *ê*, z. B. 3. Sg. *skêt*, Prät. *skêth*[96]). Eine einwandfreie Erklärung für die Erhaltung dieser *a*-Formen, die sie über den historischen Zufall erhebt, weiß ich nicht zu geben. Es wäre vielleicht folgendes zu bedenken: bei diesen Formen handelt es sich um solche, die sehr frühe Synkope eines Endungsvokals (*i*) erlitten haben; wenigstens im Ostfries. ist vor der entstandenen Doppelkonsonanz *â* (<*ai*) > *ă* gekürzt worden. Da-

---

92) Vgl. Holthausen, a. a. O. S. 99 unter *slêk*.

93) Hrg. Wicht, Aurich 1746.

94) Vgl. z. B. die Belege bei Th. Siebs, Pauls Grdr. § 56.

95) Der Inf. ist nur awfrs. belegt (vgl. JF 7, 345) und zeigt Länge des *ā*: ***laesta (lāsta)***.

96) Im Altwestfries. kommen auch Formen mit langem *â* vor; vgl. die Belege bei van Helten, JF 7, 345.

durch stand ndd. langem Vokal (ē) im Fries. eine Kürze gegenüber; es kommt zum Abstand in der Qualität noch ein Abstand in der Quantität zwischen überschobenem und überschiebendem Dialekt hinzu. Die größere formale Distanz also mag die *a*-Formen vor dem frühen Untergang geschützt haben. Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß sich unter den fries. Wörtern mit *a*, die im Ndd. Entsprechungen haben, auffällig viele mit vokalisch gekürztem Vokal finden; ihre Erhaltung dürfte in dem eben Bemerkten eine weitere Erklärung finden.

Ich fasse noch einmal zusammen: Germ. *ai* ist im Fries. wie im gleichfalls ingwäonischen Angelsächsisch spontan zu *ā* geworden; sein Umlautprodukt ist ähnlich dem Ags. *ǣ*. Der historische Bestand steht hiermit nicht mehr in Einklang; viele Wörter zeigen *ē*, wo *ā* zu erwarten wäre. Diese *ē* haben ihren Ursprung in einer Überschiebung vom angrenzenden Niederdeutschen. Das heimische *ā* scheint im Altfries. schon stark zurückgedrängt; es findet sich vor allem in Wörtern, die dem Ndd. ermangeln, die also einfach nicht überschoben werden konnten, dann in den sog. 'kleinen Wörtern', die besonders fest im Bewußtsein des Sprechenden haften. Hinzu kommen einzelne Termini der Rechts- und Kirchensprache, welche nicht eigentlich volksläufig sind, infolgedessen also der Überschiebung weniger ausgesetzt. Der kleine Rest von fries. *ā*-Wörtern kommt auf das Konto des historischen Zufalls. Vielleicht ist auch zu beachten, daß im Altwestfries. neben *klâth* ein völlig mit der ndd. Form identisches *kleed* steht; die Form mit *â* zeigt gleichzeitig *þ*, die andere dagegen zugleich mit ndd. *ê* auch *d* [98]).

Ich glaube, daß auf dieser Basis noch manches Problem der friesischen Lautlehre seine Lösung finden kann; ich denke z. B. an die Doppelheit von *k* und *ts* (*tz* usw.), ebenso von *g* und *dz* (*tz* usw.) vor palatalen Vokalen [97]).

Köln. C. Karstien.

---

[97]) In *k* vor Palatalen Residua im van Helten'schen Sinne (Altostfries. Gr. S. 109) zu sehen, geht heute nicht mehr an.

[98]) Altwestfries. *klaed* wäre Kompromißform; vgl. für die Beispiele Siebs, Pauls Grdr. I [2] S. 1230.

Literaturgeschichte.

Das geistliche Morgenlied von Fleury-sur-Loire.

Fleury-sur-Loire ist ein Name, der jedem Kenner der französischen Kulturgeschichte geläufig und bedeutsam sein müßte; denn die altberühmte und durch den Besitz der Gebeine des heiligen Benedikt von Nursia ausgezeichnete Abtei hat in der Zeit der kluniazensischen Bewegung sowohl als selbständiger Strahlungsherd der Klosterreform wie auch als bevorzugte Heimstätte der mit ihr Hand in Hand gehenden Erneuung der Bildung eine hervorragende Rolle gespielt. Seinen hohen Ruf verdankt Fleury neben dem kirchenpolitischen Wirken seiner Äbte vor allem dem Ansehen seiner Schule und der stattlichen Schar namhafter Schriftsteller, die dort wirkten oder von dort ausgingen. Mit besonderer Liebe wurde für die Klosterbibliothek gesorgt, die bald als eine Sehenswürdigkeit galt. Reich und vielseitig ist der Ertrag der vornehmlich kirchlich gerichteten und nur gegen Schluß auch nach der weltlichen Seite ausstrahlenden literarischen Produktion in lateinischer Sprache; in Sonderheit verdient die begeisterte Pflege der liturgischen Spiele unsere Beachtung, und im 11. Jahrhundert fand auch die erwachende südfranzösische Dichtung in der Abtei ein gastliches Asyl, wodurch manches gerettet wurde, was sonst unwiderbringlich verloren ging.

Fleury oder Saint-Benoit-sur-Loire am rechten Ufer des Flusses oberhalb von Orléans, zu dessen Diözesangebiet es gehört, wurde um 640 auf der Stätte eines durch Umtausch vom königlichen Fiskus erworbenen Gehöfts durch Leodebod, Abt von Saint-Aignan, nach der Regel Columbas gegründet. Eine eigentümliche Würde sicherte der Stiftung ihr zweiter Abt Mummolus dadurch, daß er sich von Montecassino die irdischen Überreste des Gründers des Benediktinerordens abtreten ließ. Fleury verspürte auch die Blüte der Karolingerzeit. Wie so viele französische Klöster hatte es aber im 9. und noch im Anfang des 10. Jahrhunderts von den Plünderungen und Verwüstungen der Normannen zu leiden gehabt, und noch schlimmer wirkte die Auflösung der Klosterzucht infolge der Bedrängungen und das durch die Ungunst der Zeit geförderte begehrliche Zugreifen der weltlichen Kreise nach dem Kirchengut: die Besitzungen der Abtei waren teils fremden Kriegsleuten zur Beute gefallen, teils hatten

sie die verweltlichten Klosterinsassen selbst unter sich aufgeteilt. Schließlich kannte man keinen Abt und keine Regel mehr. Da wandte sich um 930 Graf Elisiernus, der die Abtei von König Rudolf zu Lehen erhalten hatte, an Odo von Cluni und übergab ihm das Kloster zur Wiederherstellung des geistlichen Lebens. Natürlich fehlte es nicht an Widerständen; aber Odo setzte seinen Willen durch, und am 9. Januar 938 konnte Leo VII. in einer schmeichelhaften Urkunde, die Fleurys Sonderstellung in der Klosterwelt anerkannte, die erfolgreiche Durchführung der Reform bestätigen. Odo ließ auch über dem Sarge Benedikts die Krypta errichten und hielt eine noch vorhandene Festrede auf den Heiligen. Gleich in den Anfängen konnte er der von ihm reformierten Abtei Saint-Pierre-le-Vif in Sens einen Floriazenser zum Abt geben, und Bischof Gauzlin von Toul kam persönlich nach Fleury, um hier die wiederhergestellte Disziplin kennen zu lernen und sie im Hauptkloster seiner Diözese, in Saint-Evre einzuführen.

Als Odo 942 starb, erhielt Fleury wieder eigene Äbte und setzte nun von sich aus die begonnene Reformwirkung nach außen fort. Von Saint-Evre aus hielt der Reformgeist seinen Einzug in anderen Klöstern der Touler Diözese, bei den Nonnen von Bouxières, in der Propstei Saint-Mansuy, ferner in Moutiérender im Sprengel von Langres, wo bald Adso seine rege kirchliche und literarische Tätigkeit entfaltete, und in Saint-Bertin in Flandern. Unmittelbar wirkte der Abt von Fleury mit in Reims bei der Wiederbelebung der Zucht im Kloster des hl. Remigius. Hier wurde Hincmar zum Abt erhoben, und durch ihn verbreitete sich die Reform weiter aus in der Kirchenprovinz, in Homblières, wo die zügellosen Nonnen durch Mönche ersetzt wurden, in Saint-Quentin, wo die Kanoniker weichen mußten, auch in Saint-Basle; und was so begonnen war, das setzte nach seiner Erhebung der für die strenge Richtung gewonnene Erzbischof Adalbero fort, indem er Thin-le-Moutier in Mouzon und Saint-Thierry mit reformierten Mönchen besetzte. Fleury war auch beteiligt bei der Einführung von Benediktinern an Stelle der Chorherrn im Stift Saint-Père in Chartres und bei der Wiederbesiedlung der Abtei Saint-Fleurant bei Saumur um 950.

Besonders wichtig wurde der Wiederaufbau der verfallenen Kirche des hl. Michael im Walde der Tiérache durch Eilbert, einen angesehenen Mann aus der Grafschaft Vermandois, und durch seine Gemahlin Hersindis, und zwar deshalb, weil von den Schotten, die sich dort niederlassen sollten, der eine Kaddroe nach Fleury kam, der andere Malcalan nach Gorze ging, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen. Dadurch gewann Fleury Einfluß, soweit sich die Schottenreform ausbreitete, nicht nur im Sprengel von Laon durch Saint-Michel, sondern

auch im Sprengel von Lüttich durch die anderen Gründungen Eilberts, durch Waulsort und die Nonnenklöster von Bucilly und Hastière, außerdem aber auch in Metz, wo der Bischof Adalbero dem Kaddroe die Leitung des Klosters Saint-Clément anvertraute, und im Chorherrnstift Saint-Vincent zu Laon, das Bischof Adelelm mit Mönchen aus Saint-Benoit besiedelte. Nehmen wir noch hinzu, daß Fleury auch an der Reform von Saint-Mesmin (Micy) bei Orléans und an der abermaligen Erneuung der Zucht in Saint-Pierre zu Sens Anteil hatte und daß es außerdem an Pressy in der Diözese von Autun, an Sacerge im Département Indre, an La Réole, seinem Sorgenkind, in der Gascogne alte Töchterkloster besaß, so sehen wir, wie bedeutend schon am Ausgang des 10. Jahrhunderts sein Einfluß neben dem von Cluni, von Gorze oder von Brogne geworden war.

Das mächtige Anwachsen der Reformbewegung mußte früher oder später zur Auseinandersetzung mit dem Episkopat führen, der sich durch die Befreiung der Klöster von seiner Autorität in seinen Diozösanrechten verkürzt fühlte. Zwischen Fleury und seiner Metropole trat dieser Gegensatz ebenfalls zu Tag und wurde nun zwischen zwei Männern ausgetragen, die sich an kirchlicher Gesinnung, an Gelehrsamkeit und persönlicher Lauterkeit in nichts nachgaben, zwischen Bischof Arnulf von Orléans und Abbo, dem streitbaren Abt von Fleury. Ihre kirchenpolitische Gegnerschaft wurde noch verschärft durch ihre grundsätzliche Parteinahme im Streit wegen der Absetzung des Erzbischofs Arnulf von Reims, eines Sohns des Karolingers Lothars, durch die von König Hugo gegen ihn als Hochverräter angerufenen französischen Bischöfe. Das Mönchtum trat, wie es nicht anders konnte, geschlossen ein für die ausschließliche Befugnis des römischen Stuhls über Kirchenfürsten zu richten, und wieder war es Abbo, der gestützt auf Pseudoisidor, im Wort und Schrift für die Prärogative Roms eintrat. Er wußte schließlich das Königstum auf seine Seite zu ziehen, und gleichzeitig knüpfte er mit Gregor V. wertvolle persönliche Beziehungen an. Eine Ironie des Schicksals war es, daß dieser unerschrockene und einflußreiche Verfechter des Reformgedankens sein Ende bei einem simplen Streit zwischen Klostergesinde und Basken finden sollte, als er bei einer Visitation in La Réole begütigend zwischen die Aufgeregten trat (1004).

Auch im 11. Jahrhundert fuhr Fleury fort zu gedeihen, und zunächst sehn wir es noch reformatorisch tätig. Floriazenser werden nach Lonlai im Sprengel von Le Mans gerufen. In der Bretagne ist Felix von Fleury an der Wiederherstellung von Lochmenech und Saint-Gildas beteiligt und erhält die Abtwürde daselbst. In der Diözese von Limoges war es ein Schüler Abbos, Burkhard, der Sohn des Vizgrafen von Comborn, später auch

Bischof von Cahors, der die Abteien Solignac und Beaulieu von seinem Vater erhalten hatte und sie am liebsten dem hl. Benedikt gänzlich unterworfen hätte. Die Reform hielt hier indessen nicht lange vor, und schließlich (1076) ging Beaulieu an Cluni über. Gauzlin, ein unehelicher Sohn Hugo Capets, den König Hugo nach Abbos Tod der Abtei aufgenötigt hatte und der die Herrschaft über sie auch beibehielt, als er zum Erzbischof von Bourges erhoben wurde, verteidigte wie sein Vorgänger die Unabhängigkeit des Klosters gegen den Bischof von Orléans und verhinderte ihn den Boden der Abtei ungeladen zu betreten. Mit ihm beginnt auch die große Bautätigkeit in Fleury. Ob es ein Gewinn für die Abtei war, daß sie durch ihren Leiter stärker in die Sphäre weltlicher Interessen hineingezogen wurde, wird man bezweifeln dürfen. Aber von einem Verfall zu reden, wäre falsch. Tatsache ist jedoch, daß von Fleury in der Folgezeit kein Einfluß mehr ausgeht, der irgendwie an die starke Wirkung eines Wilhelm von Dijon, eines Richard von Vannes, eines Poppo von Stablo oder an die Reformbewegungen in Italien erinnerten. Nicht einmal an den Friedensversammlungen sehen wir es aktiv teilnehmen. Reich, angesehen und die Tradition fortsetzend, zehrt die Abtei von ihrem alten Ruhm. Der steht aber doch zu fest, als daß Fleury sich im 12. Jahrhundert vor Cluni hätte beugen müssen, als dieses sich anschickte, seinen mächtigen, fast monarchisch konzentrierten Mönchsstaat auch über Frankreichs Grenzen hinaus auszubreiten.

Schon vor der Heimsuchung durch die Normannen hatte Fleury-sur-Loire eine erste Periode literarischer Betätigung erlebt. Ihre Denkmäler sind ältere annalistische Aufzeichnungen, namentlich ein Äbtekatalog, der um 818 angefertigt wurde, und vor allem die ursprünglichen Partien der *Miracula s. Benedicti,* die den Mönch Adrewald zum Verfasser haben. Sie erzählen die Translation des Heiligen, die Anfänge des Klosters und dann, chronologisch geordnet, die Wunder, die sich von Pippins Regierungsantritt bis zum Jahr 878 zugetragen hatten. Diesem Grundstock fügte ein anderer Mönch Adelerius noch Nachträge für 878 und 879 in zwei Zusatzkapiteln bei.

Die neue Phase der schriftstellerischen Arbeit beginnt mit Odo von Cluni, der verschiedene Handschriften nach Fleury brachte, andere hier abschreiben ließ und selber eine Festrede auf den hl. Benedikt verfaßte. Einer Anregung von ihm folgte der Schulleiter Ansellus, als er nach seinem Bericht die Vision eines fremden Mönchs bei einem Besuch in Saint-Remi zu Reims in jambischen Reimpaaren niederschrieb. Christus erscheint dem Mönch und führt ihn mit sich zur Hölle und läßt ihn dann durch den leibhaftigen Teufel in seine Zelle zurückgeleiten. Größeres Ausmaß und höhere Bedeutung gewinnt das

literarische Schaffen aber erst mit Abbo, der unstreitig die Seele des geistigen Lebens in Fleury gewesen ist. Im Gau von Orléans geboren und als Oblatus in der Klerikerschule des Klosters erzogen, ergänzte dieser seine gute Vorbildung in Grammatik, Arithmetik und Dialektik durch philosophische und astronomische Studien in Reims und Paris; auch für die Musik verschaffte er sich einen Lehrer in Orléans; die Rhetorik und Geometrie eignete er sich durch eigenen Fleiß an. So übernahm er die Leitung der Schule, wurde dann aber auf zwei Jahre nach England geschickt, wo Männer wie Dunstan von Canterbury und Oswald von York, die Fleury kannten, für das neugegründete Kloster Ramsay einen Mönch als Lehrer erbeten hatten. Um wertvolle Anregungen bereichert, kehrte Abbo in die Heimat zurück und wurde bald darauf (988) mit der Leitung der Abtei betraut. Von seiner Rolle in den kirchenpolitischen Kämpfen der Zeit haben wir bereits gesprochen. Seine Schriften hängen zum Teil mit dieser öffentlichen Tätigkeit zusammen. Hierher gehören seine die Zeitgeschichte interessierenden Briefe, sein *Apologeticus*, den er nach dem Zusammenstoß mit den Bischöfen in Saint-Denis zur Rechtfertigung der Aspirationen der Mönchspartei schrieb, und die den Königen Hugo und Robert gewidmete Kanonsammlung. Außerdem verfaßte Abbo ein Leben des hl. Eadmund, für das ihm Erzbischof Dunstan das Material lieferte, und einen Abriß der Papstgeschichte. Gelegentlich äußerte er sich auch über astronomische Fragen, über Gewichte, über Schwierigkeiten der Zeitrechnung, über einzelne theologische Probleme und selbst über Grammatisches. Wohltuend empfindet man in seinen Schriften die Klarheit der Gedanken, die Entschiedenheit des Charakters, die recht ansehnliche Gelehrsamkeit und die Gewandtheit des lateinischen Stils. Auch Verse von ihm sind vorhanden.

An Vielseitigkeit ist Abbo von seinen Nachfolgern nicht mehr erreicht worden; am nächsten reicht sein Schüler Aimoin aus Périgord, ein Verwandter der Burgherrn von Aubeterre in Saintonge und des Vogts von La Réole, an ihn heran. Es war ein zartes Gemüt voll inniger Frömmigkeit, und sein reiner Stil verdient alles Lob. Auf Abbos Wunsch machte er sich an eine Geschichte der Frankenkönige, die natürlich mangelhaft ausfallen mußte: aber es war ein mutiges Unternehmen und hat auch nach außen (in Sens, in Saint-Denis) anregend gewirkt. Wertvoller wären für uns die leider verschollenen Lebensbeschreibungen der Äbte von Fleury. Weiter schrieb Aimoin eine Lobrede auf den hl. Benedikt und nahm auch die *Miracula s. Benedicti* wieder in Angriff: das zweite und dritte Buch und vier Kapitel eines weiteren sind von ihm und werden besonders geschätzt wegen der Fülle von zeit- und kulturgeschicht-

lichen Einzelheiten, die sie enthalten. Seine beste Leistung ist schließlich das Leben Abbos, das mit Liebe geschrieben ist. Aimoin hatte den Meister auf seiner letzten Fahrt begleitet.

Ein Mitschüler von ihm war Helgaud, Kantor und Schatzmeister des Klosters und gelegentlich auch als Baumeister und Goldschmied tätig. Am Hofe König Roberts stand er in besonderer persönlicher Gunst. Wir verdanken ihm ein kurzgefaßtes Leben des Königs, eigentlich mehr eine Anekdotensammlung zu panegyrischem Zweck, doch nicht uninteressant als Spiegel des intimeren Hoflebens. — Die Fortsetzung der *Miracula* übernahm ein jüngerer Zeitgenosse, der Mönch Andreas, der auch ein Leben von Abbos Nachfolger Gauzlin verfaßte: sein Stil ist bös geschraubt, aber die Erzählung ist aufschlußreich und schöpft an den Quellen. — Gauzlin, der Halbbruder König Roberts, Abt zugleich und Erzbischof von Bourges, hatte in der Klosterschule eine gediegene Bildung erhalten; von seinen Briefen und gelegentlichen Reden besitzen wir aber nur weniges. Er starb 1029. — Die Feder führten um diese Zeit noch andere Mönche der Abtei: der Schulleiter Constantin, später Abt von Micy, stand im Briefwechsel mit Gerbert von Reims, der ihm seine Entdeckungen mitteilt. Genannt wird ferner Isembard als Verfasser eines *Speculum puerorum* und Vitalis als Überarbeiter der alten Lebensbeschreibung des Schottenbischofs Paulus Aurelianus. Auch die Dichtung wurde gepflegt, mit Vorliebe zur Ehre des Hausheiligen. So besang Girald seine Translationen, Arnulf brachte seine Wunder in Verse und Gauzbert und Addo sein Leben. — Von Ausländern, die kürzer oder länger in Fleury weilten und hier Anregungen empfingen, verdient der gelehrte und vielseitige Abt Berno von Reichenau genannt zu werden und der Mönch Theoderich, der für den Abt Richard von Amorbach einen historisch beachtenswerten Bericht über die Illation der Reliquien Benedikts niederschrieb.

Das rege geistige Leben, das sich uns hier offenbart, scheint in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nachgelassen zu haben. Die Abtbiographien hören auf; es erfolgt keine Erwähnung mehr von namhaften Schulleitern und bedeutenderen Schülern. Und bei dem kurzen Wiederaufblühen der literarischen Tätigkeit um die Jahrhundertwende sind Männer beteiligt, die ihre Bildung auswärts erhalten haben, bevor sie das Ordenskleid anlegten. Das ist der Fall bei Radulfus Tortarius aus Gien, der im übrigen die kirchliche und weltliche Gelehrsamkeit und die Hingabe an die Poesie mit musterhafter Erfüllung der Klosterpflichten zu vereinigen verstand. In jüngeren Jahren, als ihn noch die Muse mit dem Wahn des Ruhmes lockte,

Urges ad famam, Clio, quae prima poetam,
Adsis principiis ex Helicone meis,

da hatte er ein Gedicht *de Mirabilibus* in neun Gesängen geschrieben, über allerlei wunderbare und verwunderliche Dinge, und wahrscheinlich auch seine Versepisteln, in denen er unter anderem von Reisen berichtet oder von Amicus und Amelius erzählt. Im Kloster setzte er dann die *Miracula s. Benedicti* fort und weiß als Augenzeuge und auf Grund guter Mitteilungen viel interessantes zu sagen. Nebenbei brachte er dann die Wunder auch in Verse, mit dem Bericht seines Vorgängers beginnend, schrieb dazu ein Leben des hl. Maurus, dessen Gebeine Fleury besaß, ebenfalls in metrischer Form und widmete diesem auch einen Hymnus in sapphischen Strophen.

Durch gediegene Leistungen hat sich um dieselbe Zeit auch Hugo von Fleury oder de sancta Maria, wie er sich nach einer väterlichen Besitzung nennt, einen Namen gemacht. Als einer der ersten in Frankreich griff er in den Investiturstreit ein. In seiner wohldurchdachten und an Heinrich I. von England gerichteten Schrift *de regia potestate et sacerdotali dignitate* bemüht er sich im gleichen Sinn wie Ivo von Chartres, einen vernünftigen Ausgleich zwischen den weltlichen und geistlichen Machtansprüchen zu finden. Wichtig sind seine historischen Arbeiten als Wegebereiter der allgemeinen Geschichte, für die jetzt der Sinn erwacht. Es handelt sich um eine der Gräfin Adele von Blois gewidmete Kirchengeschichte und um eine für die Kaiserin Mathilde geschriebene neuere Geschichte der Frankenkönige, beide in zwei Auflagen. Auch ein Leben des hl. Sacerdos hat er verfaßt und als letzter an der Fortsetzung der *Miracula* gearbeitet. — Aus Fleury brachte wohl auch der Mönch Clarius das Interesse für Geschichte mit, das er im Kloster Saint-Pierre zu Chartres betätigte. — Im Ruf großer Gelehrsamkeit stand endlich der Abt Macarius, der 1146 eine neue Bibliotheksordnung erließ und dem man ein griechisches Wörterbuch zuschreibt.

Das sind alles bekannte Tatsachen. Was anscheinend weniger beachtet wird und doch für die Beurteilung der Stellung Fleurys im geistigen Leben der Zeit von nicht geringerer Bedeutung ist, das ist der Zufall — wenn es hier einen Zufall gibt, — daß die älteren provenzalischen Texte, die wir besitzen, das Boethiuslied und die heilige Fides von Agen, uns beide durch Handschriften aus Fleury erhalten worden sind. Wie sind diese Texte gerade dorthin gelangt! Man wird natürlich an die engeren Beziehungen denken, die unsere Abtei im Beginn des 11. Jahrhunderts mit dem Süden verband, als Solignac und Beaulieu ihr unterstanden und Aimoin dort lebte und schriftstellerte. Das verdient auch bei der Datierung beider Dichtungen in Betracht gezogen zu

werden. Zu bestimmteren Vermutungen reichen die bekannten Tatsachen nicht aus.

Jüngeren Datums scheint die glänzende Beteiligung Fleurys an der Pflege der liturgischen Feiern zu sein. Der Boden, auf dem sie gedieh, war fraglos die Klosterschule. Eine Handschrift des 13. Jahrhunderts hat uns vier Nikolausmirakel, ein Dreikönigsspiel, einen bethlehemitischen Kindermord, eine überreich entwickelte Osterfeier, einen Gang nach Emaus, ein Spiel von der Bekehrung des Apostels Paulus und eines von der Auferstehung des Lazarus überliefert, die in dieser Fassung spezifisches Eigentum der Abtei sind, wenn sich auch anderwärts verwandtes findet. Bemerkenswert ist die beträchtliche Erweiterung des Stoffkreises, was von mutiger Initiative zeugt. Das Osterspiel vereinigt Elemente, denen wir sonst nur in Frankreich oder nur in Deutschland begegnen. In anderen Versuchen fällt hingegen die Einfachheit der Ausführung auf mit Zugrundelegung einer und derselben Strophe und auch der gleichen Melodie für das ganze Spiel. Im übrigen stehen die einzelnen Stücke auf jener höchsten Stufe der Entwicklung, die das rein kirchliche Spiel im 12. Jahrhundert erreicht hat, bevor es die enge Bindung an den Gottesdienst löste und aufhörte ein integrierender Bestandteil der gesungenen Liturgie zu sein. Wir befinden uns in der Atmosphäre, in der auch das Danielspiel von Beauvais oder die Versus et ludi des Hilarius entstanden, und damit ist die Zeitbestimmung ungefähr gegeben.

Man darf nun aber doch die Frage aufwerfen, ob wir nicht für Fleury mit älteren und noch schlichteren Versuchen auf dem Gebiet der liturgischen Feiern rechnen dürfen. Am Schluß der Handschrift, die uns das Morgenlied erhalten hat, das Gegenstand dieses Artikels ist, stehen nämlich auf der ersten Seite des leergebliebenen letzten Blattes verschiedene Versuche die bekannte Stelle *et coegerunt illum dicentes: mane nobiscum, domine, quia vesperascit* (Luc. 24, 29) in Noten zu setzen. Handelt es sich nur um eine Antiphon oder um den Ansatz zu einem Emausspiel? Die Frage ist insofern von Bedeutung, da Creizenach (*Gesch. d. neueren Dramas* I², 44 A.) die Ansicht vertritt, daß Dunstan von Canterbury, der uns in seinem *Liber consuetudinum* eine der ältesten Schilderungen der dramatischen Inszenierung der Aufsuchung des leeren Grabes in Verbindung mit dem Ostertropus von Sankt Gallen gibt, diese Zeremonie nicht gut von Fleury entlehnt haben kann, da in den erhaltenen alten Gottesdienstordnungen der Abtei von einer solchen Gepflogenheit nirgends die Rede ist, sondern eher von Gent, d. h. von den durch Gerhard von Brogne reformierten Klöstern von St. Bavo und St. Peter auf dem blandinischen Berg. Besteht Creizenachs Ansicht zu Recht, dann könnte man sich den Ent-

wicklungsgang so vorstellen, daß die liturgische Osterfeier von Saint-Denis nach den eng mit ihm verbundenen flandrischen Klöstern, dann von hier nach England und schließlich, möglicherweise durch Abbo, nach Fleury-sur-Loire wanderte. Nur ist zu beachten, daß auch das Ordinarium von Saint-Evre in Toul die Zeremonie kennt (Creizenach l. c.), was für Fleury in die Wagschale fiele. Unter diesen Umständen wäre es wichtig zu erfahren, ob diese jüngeren Eintragungen des Cod. Vat. Reg. 1462, olim Floriacensis, tatsächlich dem 10. oder gar dem Anfang des 10. Jahrhunderts zugeschrieben werden müssen, wofür ihre feine und zierliche Schrift im Gegensatz zu den großen und groben Zügen des ursprünglichen Inhalts nicht gerade zu sprechen scheint.

Bei der Vielseitigkeit und bei dem hohen Stand der literarischen Tätigkeit in der Abtei Saint-Benoit-sur-Loire liegt jedenfalls kein Grund vor, ihr das eigenartige geistliche Morgenlied abzusprechen, das in der eben erwähnten Handschrift auf der letzten noch beschriebenen Seite, aber auf der letzten nicht mehr in Anspruch genommenen Kolumne mit Beigabe von Neumen eingetragen worden ist. Vgl. das Facsimile in Suchiers *Gesch. d. franz. Lit.* I, 13. Wir deuteten schon an, daß uns die Zuweisung der Schriftzüge in das 10. Jahrhundert zweifelhaft zu sein scheint. Die paläographischen Merkmale sprechen eher für das elfte. Die Dichtung selber ist ein geistliches Morgenlied; aber als Hymnus zum Kirchengebrauch oder zur Privatandacht kann man sie nicht gut ansprechen. Dem steht in erster Linie der beigefügte fremdlautige Refrain im Wege, der keine andächtige Betgemeinde, sondern eine auch für einen gelinden Humor zugängliche Zuhörerschaft voraussetzt. Die Annahme, daß unser Gedicht eine geistliche Nachahmung des weltlichen Tagelieds der Volkspoesie sei, schwebt ganz in der Luft; denn die geistliche Dichtung für die Tagesstunden ist von Uranfang gegeben, wir finden sie schon bei Ambrosius, während es bei der profanen Gattung durchaus zweifelhaft ist, ob sie zu so früher Zeit schon entwickelt war. Auf alle Fälle weist kein einziger Zug in unserem Morgenlied auf ein derartiges Vorbild hin.

Von den geistlichen Vorläufern bewahrt unser Morgenlied noch die Mahnung aufzustehen, da der Tag bereits anbricht, und den Hinweis auf die lauernden Mächte der Finsternis und ihre Nachstellungen, d. h. den wesentlichen Inhalt der beiden ersten Strophen:

Phoebi claro nondum orto jubare,
Fert aurora lumen terris tenue:
Spiculator pigris clamat 'surgite!' ...

„Bevor noch das helle Gestirn des Phoebus aufgegangen ist,

streut die Morgenröte ihr schwaches Licht über die Erde: der Wächter ruft den Trägen zu: Stehet auf!"

En incautos [h]ostium insidie
Torpentesque gliscunt intercipere,
Quos suadet praeco clamat surgere...

„Siehe die Nachstellungen der Feinde suchen die Unbehutsamen und vom Schlaf gelähmten zu überraschen: sie ermahnt der Rufer mit lauter Stimme aufzuwachen."

Die älteren Hymnen kennen als Kündiger des nahenden Tages nur den Hahnenschrei, so z. B. Ambrosius: *Praeco diei jam sonat,* oder Prudentius: *Ales diei nuntius.* In unserem Morgenlied hat es beinahe den Anschein, als sei bei dem *Spiculator* bereits an den Turmwächter gedacht, der in der Nacht Ausschau nach drohenden Gefahren gehalten hat und beim Morgengrauen die vom Schlaf ausgeruhten Menschen mit seinem Weckruf grüßt. Aber auch dieses läßt sich nicht mit voller Sicherheit ausmachen, da *spiculator* schließlich mit dem gleichen Recht als *praeco* auf den Hahn übertragen werden kann.

Die dritte Strophe mit ihrer Schilderung der Vorboten des Tagesanbruchs ist sachlich wohl die originellste des Gedichts, obwohl in den älteren Hymnen solche deskriptive Momente keineswegs fehlen: im Ausdruck ist sie ebenso neu und kühn wie die beiden ersten auch.

Ab arcturo disgregatur aquilo,
Poli suos condunt astra radios,
Orienti tenditur septentrio....

„Vom Arcturus (dem Gewitterstern) löst sich der Nordwind, die Gestirne des Himmels bergen ihre Strahlen, nach dem Osten zu neigt sich der große Bär."

Diese Aufzählung metereoligischer und astronomischer Erscheinungen kann nun schwerlich, für sich genommen, als ein befriedigender Abschluß des Gedichtes gelten, selbst wenn wir es nicht mehr für einen reinen Kirchenhymnus halten, sondern seinen stark entwickelten ästhetischen Charakter vollkommen anerkennen. Wohl aber erhält man einen annehmbaren Ausgang. wenn man an dieser Stelle, wozu man ohne weiteres das Recht hat, den Refrain in den Ablauf des dichterischen Gedankens einbezieht. Durch die Zuspitzung auf den Kehrreim, der auf den vollen Anbruch des Tages hinweist (*mira clar tenebras*), löst sich bis zu einem gewissen Grade die Spannung und die Erwartung, die in dem Gedichte liegt. Damit ist aber auch gesagt, daß der Refrain organisch und unzertrennlich zu dem Lied als Ganzes gehört. Das natürliche Schlußwort eines Morgenhymnus wäre natürlich die Anrufung Gottes im Gebet (*Jesu, labentes*

respice ... Tu lux refulge sensibus ... Ambr.). Was endlich das Versmaß anlangt, so haben wir es hier mit dem trochäischen Elfsilber (*trimeter trochaicus*) zu tun, der aus Irland gekommen zu sein scheint, vgl. den Panzerhymnus des hl. Gildas: *Suffragare trinitatis unitas* (Mitte des 6. Jhs. *Anal. hymn.* LI, 358) und von dem sich auch sonst Proben finden, vgl. W. Meyer aus Speyer, *Ges. Abh. z. ma. Rythmik I, 215,* die interessantesten allerdings beim ältesten Trobador, Wilhelm IX. von Poitiers (*Compaigno, non posc mudar qu'eu nom esfrei*).

Wie steht es aber mit dem Refrain unseres Morgenliedes? Dreimal wird er in der Handschrift ganz deutlich und mit unwesentlichen Abweichungen dargeboten mit dem Wortlaut:

Lalba part umet mar atra sol
Poy pas abigil mira clar tenebras.

Das ist kein Latein, aber es ist auch nicht romanisch. Weder so noch so geben die Worte, wie man sie auch deuten mag, einen befriedigenden Wortsinn. Und noch befremdlicher ist für den der Entwicklung der mittelalterlichen Poesie halbwegs Kundigen der Bau der beiden Zeilen. Denn Reihen von $(3+3+3)+(3+3+3+3)$ sind sonst nirgends belegt. Auf die oft geistreichen, aber stets einander widersprechenden und oft verzweifelten Auslegungen, die dieser rätselhafte Kehrreim erfahren hat, möchte ich hier nicht eingehen. Man findet sie zusammengestellt im *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. u. Lit.* 131, 412 ff. in einem Artikel von Amerindo Camilli, der den direkten Anstoß zu meinem Deutungsversuch gegeben hat, wie ich ihn schon 1913 im Wiener Verein für neuere Philologie vorgetragen habe. Camilli nimmt eine Anregung von J. Dejeanne (*Roman. Forsch.* 23, 77) auf und sucht die geheimnisvollen Refrainworte dadurch zu erklären, daß er sie als sinnlos verstümmeltes Latein betrachtet: *Alba paret, tumet mare,* etc. Hier ist einzusetzen, hier scheint mir die richtige Lösung zu winken.

Restlos zufriedenstellen kann nur eine Auslegung, die nicht nur den überlieferten Wortlaut bis zum äußersten berücksichtigt, sondern auch mit den geringsten Änderungen einen klar verständlichen Sinn und zugleich ein einleuchtendes rhythmisches Schema ergibt. Dazu geben uns aber die eben angeführten Worte den besten Anhalt; denn sie verweisen uns auf eins der geläufigsten Versmaße der mittelalterlichen Poesie, auf den trochäischen Fünfzehnsilber (*tetrameter trochaicus catalecticus*), dem nur der jambische Dimeter das Gleichgewicht hält und den Rang abläuft. In der Tat genügen zwei einfache und auf den ersten Blick einleuchtende Ergänzungen und wenige unbedenkliche Umstellungen, um sicher zum Ziele zu führen. Wir lesen einfach:

Alba paret, tumet mare, sol *assurgens* attrahit
Tenebras*que* post hic passim mire clarus abigit.

„Die Morgenröte erscheint, es schwillt das Meer, die aufsteigende Sonne zieht es an und verscheucht alsbald nach allen Seiten, hell erstrahlend, die Finsternis.“

Wenn wir den Kehrreim unseres Morgenliedes so umdeuten, so haben wir nicht bloß ein anschauliches Bild vom Sonnenaufgang bei steigender Meeresflut, was an sich schon erfreulich ist, sondern auch einen einwandfreien lateinischen Satz und ein regelmäßiges Versschema, das zu einem gefälligen Rhythmus auch noch den schlichten Schlußreim auf *-it* und die leicht anklingende Binnenassonanz auf *-a-* hinzufügt. Mehr kann man nicht verlangen.

Soll aber unsere Vermutung zu Recht bestehen, so ergibt sich aus ihr dreierlei.

Erstens erkennen wir, daß die in ihrer überlieferten Form nicht mehr verständlichen Refrainzeilen unseres Morgenliedes in ihrer ursprünglichen Fassung dem Verständnis keinerlei Schwierigkeit boten. Es darf als ausgemacht gelten, daß sie einer älteren lateinischen Dichtung entnommen waren und ebenfalls auf den Tagesanbruch Bezug hatten. Freilich können wir aus diesem abgesprengten Bruchstück nicht mehr erkennen, welches in seinem Zusammenhang der Inhalt der unbekannten Dichtung war, aus dem sie stammen.

Zweitens müssen wir der Vermutung Raum geben, daß die sinnlose Entstellung dieser Textworte das Werk eines Einzelnen gewesen ist. Am besten denken wir uns einen Lateinunkundigen, der die verständnislos auswendig gelernten Worte im Lauf der Jahre durch Gedächtnistrübung und durch akustische und semasiologische Angleichungen und Verschiebungen zu dem gemacht hat, was wir vor uns haben, wobei vermutlich die Weise nicht weniger gelitten hat als die Worte. Und vielleicht können wir gleich sagen, daß dieser Abwandlungsprozeß begreiflicher wird, wenn wir ihn nicht als einen stillen inneren Vorgang in der Tiefe des Gedächtnisses vorstellen, sondern als einen Vorgang am lauten Wort, an einem viele Jahre hindurch automatisch und gedankenlos wiederholten Lautkomplex.

Drittens aber muß der Dichter des Morgenliedes, der offenbar ein geschulter Mann war, aus persönlichen Gründen sich einen Spaß daraus gemacht haben, diese sinnlose Folge von Silben, dieses kindliche Wortgestammel als Kehrreim in sein Gedicht einzuflechten; denn die ganze Dichtung ist augenscheinlich um des Refrains willen geschrieben worden. Er muß also zu dieser Lallrede, aus der der Geist entwichen war, irgend

eine geheimnisvolle Gemütsbeziehung gehabt haben: sonst hätte er ihr diese Beachtung nicht geschenkt.

Vielleicht wird das, was wir meinen, anschaulicher, wenn wir uns den Fall konkret ausmalen. Denken wir uns irgend einen Insassen des Klosters, etwa einen Zeitgenossen Aimoins, der sich gleich diesem nicht nur als Dichter und Komponist zeigen durfte, sondern auch Sinn für Humor hatte. Dieser Mönch nun freute sich schon längst im Stillen an dem völlig unverständlichen und doch gelegentlich auch wieder sinnvoll anmutenden Gesang eines ungeschulten Laien, sagen wir eines alten Küsters, eines schlichten Mütterchens oder — warum denn nicht? — eines Nachtwächters, da von einem Nachtwächter (*spiculator*) die Rede ist. Lockend und aufreizend klangen ihm diese mit unverdrossenem Gleichmut in Ausübung des Berufs immer wieder vorgetragenen Lautfolgen ins Ohr, und eines Tages überkam ihn die Lust, den lächerlichen Singsang zu verewigen, indem er ihn als Refrain in ein kunstgerechtes, religiös gedachtes Morgenlied einwob. Das ist der ganz sinngemäße Vorgang, mit dem wir zu rechnen haben. Dabei mag es unentschieden bleiben, ob der Dichter unseres Morgenliedes diese fremdartigen Refrainweise dermaleinst in seiner Kinderheimat gehört hatte oder ob sie im Kloster selbst so gesungen wurde. Nur das eine wird man wohl in Erwägung ziehen dürfen, daß als der Vermittler wohl am ehesten ein Mensch aus dem südfranzösischen Sprachgebiet in Betracht kommt, für den Wortfolgen wie *L'alba part, atra sol* u. dgl. einen natürlichen Sinn hatten. Was ferner das ursprüngliche Gedicht anlangt, so braucht es nicht viel älter gewesen zu sein als die entstellte Wiedergabe; der kurze Abstand einer Generation würde gewiß genügen, um die Verballhornung zustande zu bringen. Man könnte also an ein Gedicht aus der karolingischen Blütezeit denken. Und endlich sei noch bemerkt, daß unser Morgenlied aus Fleury-sur-Loire natürlich auch fremder Import sein könnte; aber ebenso wahrscheinlich ist es als bodenständiges Gewächs, wie wir es gefaßt haben.

Leipzig. PH. AUG. BECKER.

James Douglas Bruce und die Mabinogionfrage.

In seinem schönen Werke: *The evolution of Arthurian romance from the beginnings down to the year 1300,* 2 Bde. Göttingen 1923, 24 hat Bruce B. II, 59 ff. ein Kapitel, Teil IV, 4, auch der Mabinogionfrage gewidmet und zu dem Probleme Stellung genommen, aber unter Beschränkung auf den *Erec,* — meine „*Ivainstudien*" v. J. 1921 gelangten, wie wir hören, zu spät zu seiner Kenntnis, um noch Verwertung zu finden, und über *Perceval-Peredur* äußert er sich an anderer Stelle, B. I, Teil II, Kap. VII, 342-47. Wie in anderen strittigen Fällen ergreift Bruce auch hier die Partei W. Foersters, der in den kymrischen Prosamärchen einfache „Übersetzungen" Chrétienscher Romane erblicken will, und bekämpft die im Anschluß an Gaston Paris von mir und Edens vertretene abweichende Auffassung.

Es widerstrebt mir sehr, auf einige nachgerade schon bis zum Überdruß erörterte Punkte nochmals einzugehen, trotzdem glaube ich B.'s Behauptungen, die ganz ungenügend begründet sind, nicht unwidersprochen lassen zu sollen.

B. bestreitet zunächst die Rechtskraft des angeblich von mir angewandten methodischen Grundsatzes, daß die logisch bessere Version immer auch die ältere sei. In Wirklichkeit habe ich das in dieser Allgemeinheit niemals behauptet. Vielmehr ist die Annahme, von der ich ausgehe, nur diese: wenn von zwei Texten der eine eine logische, widerspruchsfreie, der andere hingegen eine in sich widersprechende, unverständliche, ja geradezu unsinnige Version bietet, so hat aller Wahrscheinlichkeit nach der erstere das Ursprüngliche, s. meine einschlägigen Darlegungen *Zur Mabinogionfrage* S. 55 ff.; Behrens' *Zs.* 40, 1, 193 ff.; *Ivainstudien* S. 213 ff. und besonders *Zs. f. deutsch. Alt.* 62 (1925), 49 ff.; an letzterem Orte habe ich S. 60 ff. festgestellt, daß Gustav Gröber, Anti Aarne, Joseph Bédier, und, in Bezug auf die Überlieferung der Tierfabel, Jacobs, Wagener, A. Weber sich genau in gleichem Sinne ausgesprochen haben. Eine erneute Erörterung erscheint mir überflüssig.

B. bespricht dann einige der von mir behandelten Episoden im *Erec* und im *Mb* von Gereint:

Die bekannte Szene im Schlafgemach der beiden Ehegatten, welche Erec den Entschluß fassen läßt, mit Enide zu einer Abenteuerfahrt auszuziehen, s. meine ausführlichen Darlegungen *Zur Mabfr.* S. 71-78; diese Zs. 41 (1913), 1, 156 ff. und *ib.* 43 (1914), 1, 37 ff.

B., der die Darstellung Chrétiens gegenüber der des *Mb* als die ursprünglichere rechtfertigen will, meint, die Sache würde gewiß klarer sein, wenn der Dichter eine kurze Erläuterung beigefügt hätte, aber auch so sei es hinreichend deutlich, daß Erec zu seinem Handeln bestimmt werde durch seinen Zweifel an der Liebe der Gattin.

Ich muß dies aufs entschiedenste in Abrede stellen; wir können vielmehr sagen: kein Leser Chr.'s konnte nach dessen Darstellung auf den Gedanken kommen, Erec zweifle an der Liebe der Gattin:

Weil Erec die gar nicht für sein Ohr bestimmten Worte der weinenden Enide: „Wehe über dich!" im Halbschlaf vernommen hat und auf seiner Forderung, über den Grund ihres Kummers unterrichtet zu werden, beharrt, erzählt Enide ihm, sie sei deshalb traurig, weil alles Volk ihn tadele, daß er seine Ritterpflichten vernachlässige und man i h r die Schuld an seinem weichlichen Leben gebe. Erec erwidert ihr darauf, sie sowohl als auch die, welche ihn tadelten, seinen in Rechte. Er befiehlt ihr dann, sich sofort zum Aufbruch fertig zu machen, sie solle ihr bestes Gewand anlegen und ihr bestes Roß satteln lassen. Enide ist außer sich, weil sie glaubt, Erec wolle sich von ihr trennen und sie in die Verbannung schicken. Sie ist deshalb sehr erstaunt, als sie nachher hört, ihr Gatte, selbst zum Aufbruch bereit, erwarte sie draußen in voller Rüstung. Bevor beide nun gemeinsam abreiten, legt Erec seinem Vater dringend ans Herz, für den Fall seines — Erecs — Todes die Hälfte des Landes um seiner Liebe willen Enide zu eigen zu geben. Und nun befiehlt er der Gattin, vorauszureiten und, möge kommen, was da wolle, nicht zu ihm zu sprechen.

Konnte wohl irgend ein Leser aus dieser Darstellung folgern, Erec sei in seinem Glauben an die Liebe der Gattin wankend geworden? Ganz gewiß nicht! Allerdings glaubt Enide anfangs selbst, Erec zürne ihr, jedoch nur deshalb, weil sie der irrtümlichen Meinung ist, er wolle sie fortschicken, — daß dies ein Irrtum ist, erfährt sie dann ja aber sofort, sie hat also nun auch keinen Grund mehr, anzunehmen, er zürne ihr wegen der Mitteilungen, die sie ihm gemacht hat. Offenbar ist es die Absicht des Dichters, seinen Helden sich so benehmen zu lassen, wie es einem echten Ritter ohne Furcht und Tadel ziemt: er sieht selbst

seine Schuld ein, er erkennt an, daß der Tadel der Leute berechtigt war und auch die Gattin recht hatte, ihn davon in Kenntnis zu setzen, und schickt sich nun sofort an, aller Welt und zunächst seiner Gattin, zu beweisen, daß er sich noch im Vollbesitz seiner ritterlichen Tüchtigkeit befinde. Ein Zweifel seinerseits an Enidens Liebe wird auch nicht entfernt angedeutet, im Gegenteil, die treubesorgten Anordnungen, die er seinem Vater gegenüber für den Fall seines Todes trifft, müssen jedem Leser beweisen, daß er ihr nicht im mindesten zürnt. Erst am Schluß des Romans erfahren wir bei Chrétien, daß der Zweifel an Enidens Liebe für Erecs Handeln bestimmend war und er sie auf die Probe stellen wollte, V. 4920 ff.: „Meine Liebste, jetzt habe ich Dich in jeder Weise auf die Probe gestellt... und jetzt bin ich vollkommen sicher, daß Du mich von ganzem Herzen liebst." Hier liegt ein Rudiment der Darstellung vor, welche ursprünglich schon in unserer Szene gegeben worden sein muß, aber von Chrétien abgeändert wurde, weil er seinen Helden im besten Lichte erscheinen lassen wollte und ihm ein Zweifel an der Liebe der Gattin, die doch nur sein Bestes im Auge hatte, auf seinen Charakter einen Schatten zu werfen schien. Damit wird aber die barsche Behandlung unverständlich, welche Erec dann der Gattin angedeihen läßt. Wie es scheint, ist dies dem Dichter selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Daß derartiges Chr. sehr wohl zuzutrauen ist, zeigt schlagend die Einleitung zu seinem *Lancelot,* die für jeden Leser gänzlich unverständlich bleibt, — es genügt auf die Darlegungen von G. Paris in seinem bekannten lichtvollen Artikel über diesen Roman hinzuweisen [1]).

Im kymrischen Mabinogi liegt die Sache nun ganz anders. Hier erfährt Gereint (= Erec) überhaupt nichts davon, daß die Leute ihn getadelt haben, sondern er vernimmt erwachend nur die Klage Enidens, die sich laut im Selbstgespräch die Schuld gibt, daß ihretwegen der beste Ritter seinen Ruhm einbüße. Gereint muß deshalb annehmen, sie selbst sei mit seinem trägen Leben unzufrieden und wolle ihn in Kampf und Gefahr hinausschicken. Hier ist es deshalb viel eher verständlich, daß ihre Worte in ihm den Verdacht erwecken, sie liebe ihn nicht mehr, umsomehr als im *Mb* die Szene sich nicht, wie bei Chr., bald nach der Hochzeit, sondern erst drei Jahre später abspielt, nachdem Gereint sich in Turnieren und Kämpfen so glänzend ausgezeichnet hat, daß sein Ruhm durch das ganze Königreich erklungen ist. Der Erzähler bemerkt ausdrücklich [2]), es habe sich in Gereint, als er Enidens Worte vernahm, der Verdacht geregt,

---

1) *Romania*, 12, 483.

2) Loth II, 153.

sie sporne ihn zu ritterlicher Tat an nicht in seinem eigenen Interesse, sondern weil sie einen anderen liebe und ihn los sein wolle. Deshalb richtet er sofort zornige Worte an sie; indem er Anordnung trifft, für ihn selbst Pferd und Waffen in Stand zu setzen, erklärt er ihr gleichzeitig, daß sie ihn begleiten soll, aber er befiehlt ihr nicht, wie bei Chr., ihr bestes, sondern ihr schlechtestes Kleid anzuziehen und erklärt ihr, er werde ihr wohl zeigen, ob er seine Kraft so ganz eingebüßt habe, wie sie meine. Hier ist also die schwere Prüfung, die er Enide auferlegt, von vornherein klar motiviert.

Dagegen will nun Bruce, indem er Foerster, Behrens' *Zs.* 38, 1, 176, nachspricht, in dem Eifersuchtsmotiv nur einen „plumpen Mißgriff“ eines Bearbeiters Chr.'s erblicken; er meint, es sei nicht ein einziger Zug vorhanden, der Gereints Eifersucht hätte veranlassen können, und fragt, ob es wohl je eine Eifersuchtsgeschichte gab, in der die dritte Person, welche Gegenstand der Eifersucht war, gar nicht erwähnt wird.

Ich erwidere darauf: davon, daß es sich um eine eigentliche Eifersuchtsgeschichte handelt, ist durchaus keine Rede; in einer solchen könnte natürlich die dritte Person nicht fehlen. Vielmehr ist die Motivierung der Handlungsweise des Helden hier im Grunde genau die gleiche, die bei Chr. gegeben wird, nur findet sie sich bei diesem erst am Schluß der Abenteuerfahrt: Zweifel an der Liebe der Gattin; der Unterschied zwischen Chr. und dem *Mb* besteht allein darin, daß sich in letzterem mit diesem Zweifel sofort eine Regung der Eifersucht verbindet. Es ist nun ganz klar, daß von dem Zweifel eines Ehegatten an der Liebe der Gattin zu dem mißtrauischen Verdachte, diese Liebe möge sich bereits einer dritten Person zugewandt haben, nur ein Schritt ist. Für das Entstehen dieses Verdachtes ist es durchaus keine notwendige Voraussetzung, daß er sich auf bestimmte Beobachtungen gründet, schon eine bestimmte Person ins Auge faßt, denn bekanntlich sieht die Eifersucht Gespenster. Die Meinung, der bloße Zweifel an dem Fortbestand der Liebe des Partners könne sich, ohne daß schon bestimmte Anhaltspunkte dafür vorliegen, nicht auch sofort mit dem Verdachte verbinden, das Schwinden der Liebe des anderen Teiles sei darauf zurückzuführen, daß sich diese einer dritten Person zugewandt habe, ist psychologisch unzweifelhaft falsch. Ich habe schon in dieser *Zs.* 43 (1915), 1, 66 darauf hingewiesen, es werde „im Mittelalter, wo die Ritter oft auf Kriegszügen ... lange, manchmal Jahre lang von Hause abwesend waren, wohl kein ganz seltener Fall gewesen sein, daß Ehegattinnen es mit dem sechsten Gebot nicht allzu genau nahmen, und die Assoziation „Abenteuerfahrt oder Kriegsfahrt in die Fremde — eheliche Untreue“ mag deshalb in damaliger Zeit so ferne nicht gelegen

haben, s. z. B. die Artussage, in der Ganhumara ihrem Gemahl untreu wird, als er gegen den römischen Kaiser Lucius Tiberius zu Felde gezogen ist, Galfrid X, 13.

Ich kann demnach dem Einwande B.'s gar kein Gewicht beimessen und halte daran fest, daß in dieser zentralen Episode das *Mb* uns die ursprüngliche Fassung erhalten hat, nicht, insofern es das Eifersuchtsmotiv aufweist, welches irrelevant ist, sondern — nur darum handelt es sich! — insofern es den Helden zornig seinen Zweifel an Enidens Liebe äußern läßt, sei es in Verbindung mit dem Verdachte, daß sie einen andern liebe, sei es ohne diesen Verdacht, und insofern es seine Handlungsweise klar und deutlich mit diesem Zorne motiviert. Dadurch ist für den Leser von vornherein die Art und Weise, wie Erec Enide nun im folgenden behandelt, verständlich, was von der Darstellung Chr.'s nicht gilt.

S. 64 kritisiert B. dann einige der Argumente, die ich „*Weiteres zur Mabinogionfrage*" in dieser *Zs.* 43 (1915), S. 11 ff. angeführt habe für eine dem *Mb* und Hartmann von Aue gemeinsame Quelle, welche nicht Chrétien war, und die H. neben dem letzteren benutzte.

Er bespricht unter 1 meine Nummer 2: Die Waffen des verarmten alten Ritters:

Im *Mb* und bei H. hat derselbe alte, schwerfällige, verrostete Waffen, die besser zu seiner Armut passen als die kostbaren, neuen Waffen, die Chr. ihm zuschreibt. Die ersteren werden deshalb die ursprüngliche Version darstellen, — Chr. änderte, weil er seinen Königssohn nicht mit verrosteten Waffen in den Kampf ziehen lassen wollte.

B. wendet ein, der Ritter habe eben gerade seine Waffen nicht vernachlässigt, *Mb* und H. hätten unabhängig von einander wegen der Armut des Ritters aus den guten Waffen schlechte gemacht. Ich halte das für sehr unwahrscheinlich, habe ja aber von vornherein erklärt, daß ich dem Argumente keine eigentliche Beweiskraft beimesse.

Unter 2 bespricht B. meine no. 3, ib. S. 35 ff.: Erecs und Yders Zweikampf.

Ich habe festgestellt, daß *Mb* und Hartmann gegen Chr. in vier speziellen Zügen, die unter sich völlig unabhängig sind, übereinstimmen.

B. wendet ein, die Übereinstimmung sei nicht vollkommen. Das habe ich auch gar nicht behauptet, das beeinträchtigt aber doch das Gewicht der vorhandenen Übereinstimmungen nicht!

B. rekurriert hier außerdem auf Foersters immer wieder in Anspruch genommenes *ultimum refugium:* die Bearbeiter hätten eben von den uns erhaltenen textlich abweichende Handschriften

benutzt. Hierzu bemerke ich nochmals: Ich habe niemals bestritten, daß die ausländischen Bearbeiter Chr.'scher Romane Handschriften als Vorlagen gehabt haben können, welche von den uns erhaltenen in einzelnen Punkten abwichen, ich habe aber *Zur Mbfr.* S. 34 ff. den Nachweis geliefert, daß es sich in den erhaltenen Hdss. aller fünf Chr.'schen Versromane stets nur um ein minimales Plus, in der Regel um inhaltlich völlig indifferente Verspaare handelt, und daß inhaltliche, den Gang der Erzählung betreffende Differenzen überhaupt nicht begegnen, wonach es als sehr unwahrscheinlich bezeichnet werden muß, daß verloren gegangene Hdss. derartige Unterschiede aufgewiesen haben sollten, wie das in der in Rede stehenden Episode hätte der Fall sein müssen, wenn die hier vorliegende gemeinsame Abweichung des *Mb* und H.'s durch die Benutzung des gleichen, nicht auf uns gekommenen Hdss.-Typus erklärt werden soll. Es ist also mit dem Foersterschen Auskunftsmittel in diesem Falle nichts anzufangen.

Unter 3 verweist B. nur auf seine schon vorhin besprochene Erörterung des Eifersuchtsmotives.

Unter 4 behandelt er meine no. 9, S. 44 ff.: die Verfolgung Erecs und Enidens durch den Grafen.

Bei Chr. wird erzählt, wie Erec und Enide bei Tagesanbruch davon reiten, nachdem sie von dem Wirte, bei dem sie übernachteten, Abschied genommen haben. Es heißt dann: „Da dringen in das Haus ein 100 bewaffnete Ritter, aber sie wurden nur verhöhnt, denn sie fanden Erec nicht. Da erkannte der Graf, daß die Dame ihn betrogen hatte. Er folgte der Pferdespur usw."

Mb und Hartmann haben hier nun erstens gemeinsam ein größeres Plus, dem bei Chr. gar nichts entspricht, ein zorniges Gespräch des Grafen mit dem Wirte: „Bei beiden [*Mb* und H.] forscht der Graf den Wirt aus nach dem Verbleib der Gäste, bei beiden erwidert der Wirt, sie seien davongeritten, bei beiden gibt der Graf dem Wirt die Schuld an dem Entkommen der Gäste, bei beiden lehnt der Wirt jede Schuld ab und erklärt der Wahrheit gemäß, nicht zu wissen, wohin sie geritten sind."

Zweitens wird im *Mb* sowie bei H. unmittelbar vorher der Lichter (bezw. des Lichtes) gedacht, die (das) Erec und Enide beim Aufstehen zurücklassen, wovon Chr. auch nichts weiß.

Drittens haben in der gleichen Scene *Mb* und H. eine gemeinsame, sehr auffällige Abweichung von Chr.:

Bei Chr. schlafen Erec und Enide ruhig die ganze Nacht über und reiten erst bei Tagesanbruch davon, V. 3459 ff., dagegen machen sie sich im *Mb* und bei H. schon mitten in der Nacht auf den Weg, und diese letztere Version ist die einzig vernünftige, denn Enide hat sich dem liebestollen Grafen, der im Zorn über ihre Sprödigkeit droht, Erec vor ihren Augen zu töten,

zum Scheine willfährig gezeigt und ihm gesagt, er möge sich nur bis zum nächsten Morgen gedulden, dann möge er sie durch seine Ritter mit Gewalt in ihrer gemeinsamen Stadtwohnung ausheben lassen und ihren Gatten, wenn es ihm beliebe, töten. Da Enide nun doch mit der Möglichkeit rechnen muß, daß der rabiate Graf den ihm erteilten Rat schon in erster Morgenfrühe ausführen wird, ist es offenbar eine ganz unglaubliche Unvorsichtigkeit von ihr, daß sie bei Chr. mit dem Gatten „die ganze Nacht bis zum Tagesanbruch ruhig schläft". Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß hier *Mb* und H. das Ursprüngliche haben, wenn sie beide Erec und Enide noch während der Nacht schleunigst davonreiten lassen: im *Mb* erhebt Enide sich um Mitternacht, weckt Erec und setzt ihn von der drohenden Gefahr in Kenntnis, worauf auch er sofort aufsteht; bei H. kann Enide überhaupt keinen Schlummer finden, und nachdem sie mit sich einen schweren Kampf gekämpft hat — weil Erec ihr ja wieder und wieder verboten hat, sie vor Gefahren zu warnen — steht sie auf und weckt den Gatten; hier wie dort machen also beide sich nun sofort, noch während der Dunkelheit, auf den Weg.

B. behandelt diese wichtige Episode in ganz ungenügender Weise: er spricht nur von der Unterhaltung des Grafen mit dem Wirte und unterdrückt einfach die beiden anderen so wesentlichen und speziellen Übereinstimmungen zwischen *Mb* und H. Er meint, jene bei Chr. fehlende Unterhaltung zwischen dem Grafen und dem Wirt lasse sich wieder durch die Foerstersche Theorie der Benutzung eines von den erhaltenen Hdss. gelegentlich differierenden Hdss.-Typus erklären. Aber es ist klar, daß es nicht angeht, die drei besprochenen Übereinstimmungen zwischen *Mb* und H. gegenüber Chr. in der gleichen Episode von einander zu trennen, sie müssen gemeinsam ins Auge gefaßt und gemeinsam erklärt werden. Das von B. herangezogene beliebte Foerstersche Auskunftsmittel versagt deshalb, denn es handelt sich nicht nur um ein Plus von ein paar Versen in einem hypothetischen, verloren gegangenen anderen Hdss.-Typus, sondern es müßte in ihm die Erzählung von der, welche die erhaltenen Chr.-Hdss. bieten, auf eine ganze Strecke weit verschieden gewesen sein. Ich habe aber, wie schon bemerkt, gezeigt, daß eine solche inhaltliche Verschiedenheit in den erhaltenen Hdss. sämtlicher Romane nirgends begegnet, weshalb wir auch nicht berechtigt sind zu der Annahme, sie sei irgendwo in einem verlorenen Hdss.-Typus vorhanden gewesen. Folglich bleibt zur Erklärung der aufgezeigten Verschiedenheit der Darstellung in *Mb* und H. gegenüber Chr. nur die Annahme, daß beide aus einer verloren gegangenen, von einem anderen Verfasser herrührenden Erec-Dichtung schöpften, welche in der Erzählung gelegentlich von Chr. abwich und teilweise Ursprünglicheres bewahrt hatte: das *Mb* benutzte diese aus-

schließlich, H. neben Chr. gelegentlich. Die Existenz einer solchen ergibt sich mit voller Sicherheit ja auch aus der großen Anzahl anderer *Mb* und H. gegen Chr. gemeinsamer Züge.

B., der, wie gesagt, nur die Unterhaltung des Grafen mit dem Wirt berücksichtigt und die sonstigen, in dieser Episode dem *Mb* und H. gemeinsamen Züge einfach unterdrückt, verweist als auf einen dem vorliegenden analogen Fall, wo zwei von einander unabhängige Bearbeiter zufällig den gleichen neuen Zug eingeführt hätten, auf den von mir a.a.O. S. 55 behandelten Aufbruch zur Jagd; hier wird als Grund, weshalb Erec den Zwerg nicht züchtigt, bei Chr. 225 ff. angegeben, er habe die Rache des wohlbewaffneten Ritters, den der Zwerg begleitet, gefürchtet, — Erec selbst ist ja unbewaffnet. Das *Mb* und die altfranzösische Prosaauflösung des Chr.'schen *Erec* haben diesen Grund auch, an erster Stelle dagegen den anderen, daß es für Erec nicht ehrenvoll gewesen sein würde, einen Zwerg zu töten. B. meint, es sei noch nie jemand eingefallen, für die Prosa eine andere Quelle anzunehmen als Chrétien; wenn sie trotzdem hier mit dem *Mb* gegen Chr. zusammengehe, so erkläre sich das einfach dadurch, daß der neu eingeführte Grund einem gemeinsamen mittelalterlichen Empfinden entsprach.

In Wirklichkeit ist diese Erklärung keineswegs die einzig mögliche. Es steht fest, daß einzelne Chr.-Hdss. gegenüber den anderen gelegentlich ein geringes Plus von Versen aufweisen, es steht ferner, wie schon oben bemerkt wurde, nichts der Annahme im Wege, daß die Bearbeiter Chr.'scher Romane bisweilen Handschriften vor sich hatten, welche einem uns nicht erhaltenen Hdss.-Typus angehörten, und dieser Typus kann nach dem Gesagten also hie und da ein paar Verse mehr enthalten haben, und zwar können diese Verse dann ebensowohl ursprünglich wie interpoliert gewesen sein. Die in Rede stehende Übereinstimmung von *Mb* und Prosabearbeitung Chr.'s gegenüber dem Versroman ist erklärt, wenn wir annehmen, die beiden Gründe, weswegen Erec den Zwerg nicht tötet, hätten schon in der gemeinsamen Quelle Chr.'s und des *Mb* gestanden, und seien auch von Chr. in seine Darstellung aufgenommen worden, in der Hds. aber, auf welche sämtliche uns erhaltene Hdss. des *Erec* zurückgehen, sei der erste Grund eliminiert worden, der Prosabearbeiter aber habe noch eine Hds. des alten, ursprünglichen Typus benutzt, welche also bezüglich des beregten Punktes mit dem *Mb* übereinstimmte. Es kann also aus dem Zusammengehen von *Mb* und Prosabearbeitung hier keineswegs geschlossen werden, daß beide unabhängig von einander den gleichen Zusatz gemacht haben.

Im übrigen habe ich durchaus keinen Anlaß, die Möglichkeit der von B. gegebenen Erklärung in diesem von ihm angezogenen Falle zu bestreiten. Selbstverständlich können zwei verschiedene

mittelalterliche Bearbeiter eines Textes gelegentlich einmal unabhängig von einander das gleiche Moment neu einführen, wenn es durch die Situation oder im allgemeinen durch das damalige Empfinden besonders nahe gelegt war. Aber mit dieser Möglichkeit ist doch in der Scene von Erecs und Enidens Flucht aus dem Wirtshause gar nicht anzufangen, denn hier handelt es sich um nicht weniger als drei spezielle Abweichungen von Chrétien, die *Mb* und H. gemeinsam sind — B. erwähnt freilich nur eine! —, und ich glaube, es wird niemand wagen, diese dreifache Übereinstimmung gegenüber Chr. durch zufälliges Zusammentreffen zweier Bearbeiter von dessen *Erec* erklären zu wollen. Vielmehr stehen wir, da — ich wiederhole es — inhaltliche Verschiedenheiten der Erzählung in Hdss. von Chr.'s Versromanen nirgends nachzuweisen sind, hier einmal wirklich auf festem Boden und dürfen mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die von Chr. stark abweichende Darstellung im *Mb* und bei H. für beide in dieser Scene eine von der Chrétiens verschiedene Erec-Erzählung als Quelle fordert.

Unter no. 5, S. 67, bespricht B. dann auf einer halben Seite die Episode von Keus und Gauvains Zusammentreffen mit dem im Kampfe mit Guivret schwer verwundeten Erec im Walde, Chr. V. 3967 ff. Die Scene wurde von mir schon bis ins einzelnste behandelt *Zur Mbfr.* S. 78-83, und diese *Zs.* 40, 1, 196 ff.; s. ebenda 43, 1, 48 ff. und zuletzt 45, 1, 111 ff. Ich habe hier alle gegen meine Auffassung vorgebrachten Einwände ausführlich nachgeprüft und halte an ihr entschieden fest. Von einer nochmaligen eingehenden Darlegung meines Standpunktes glaube ich absehen zu sollen, dagegen kann ich es nicht unterlassen, zu dem, was B. gegen mich vorbringt, in möglichster Kürze Stellung zu nehmen. Ich bemerke, daß er meinen zuletzt genannten Artikel von 1917 nicht mehr benutzt hat.

Keus trifft im Walde Erec und greift ihn an, wird aber von diesem mit der umgekehrten Lanze aus dem Sattel geworfen. Auf Keus Bitten läßt Erec diesem sein Pferd, als er hört, daß es nicht ihm selbst, sondern Gauvain gehört. Keu berichtet über sein Erlebnis dem König Artus, der in der Nähe seine Zelte aufgeschlagen hat. Nun wird Gauvain an Erec abgeschickt, damit er ihn bewege, mit an den Hof zu kommen. Als Erec sich dessen weigert, läßt Gauvain dem König sagen, er möge sein Lager weiter nach vorne verlegen, wenn er den besten Ritter der Welt sehen wolle. Da bei Chr. Gauvain so wenig wie vorher Keu in dem fremden Ritter Erec erkannt hat, ist diese Bezeichnung in seinem Munde unverständlich. Dagegen wird im *Mb*, ebenso wie bei Hartmann, Erec von Gauvain e r k a n n t, und da nun Erec in dem ihm gewidmeten Chr.'schen Roman tatsächlich als der beste Ritter geschildert wird, ist in beiden Texten die erwähnte Bezeichnung des fremden Ritters erklärt. Diese Version muß gegenüber der Chr.'s die ursprüngliche gewesen sein.

B. meint, Gauvain rede eben hyperbolisch; seine Angabe sei verständlich im Hinblick auf den Eindruck, den bei Hofe Keus

Bericht über die Tapferkeit und das höfische Auftreten des fremden Ritters gemacht habe, und im Hinblick auf die Verstärkung, welche dieser Eindruck dann erfuhr, als Gauvain selbst Erecs ansichtig wurde.

Ich bemerke hierzu:

Über den Eindruck, den Keus Bericht auf Artus macht, erfahren wir gar nichts weiter ,als daß auf ihn hin Artus den Gauvain beauftragt, dem Ritter nachzureiten und ihn zu ihm zu bringen, d. h. es ist einfach die Neugier des Königs rege gemacht worden, V. 4079 ff. Was sodann Gauvain betrifft, so wird über den Eindruck, den er von dem unbekannten Ritter empfängt, auch gar nichts gesagt, — wir können ihn nur erschließen aus dem Auftrag, den er dem Knappen erteilt, Artus einzuladen, seine Zelte näher heranzuschaffen, wenn er „den besten Ritter" kennen lernen wolle, den er, Gauvain, in seinem ganzen Leben gesehen zu haben glaube. Aber wie Gauvain dazu kommt, ein solches Urteil zu fällen, das soll doch eben erklärt werden, — aus Chrétiens Darstellung läßt es sich nicht verstehen!:

Erec hat mit Guivret einen erbitterten Zweikampf ausgefochten, V. 3770 ff., sein Harnisch wie sein Schild sind zerhauen, er hat am Leibe eine Anzahl Wunden davongetragen, die Guivret ihm oberflächlich verbunden hat. In dieser Verfassung findet ihn also Gauvain: Erecs Wunden sind ein Beweis, daß er eben tapfer gekämpft hat, aber sie können doch unmöglich eine ausreichende Grundlage abgeben für Gauvains Urteil, dieser ihm sonst gänzlich unbekannte, fremde Ritter sei der beste Ritter der Welt, und ebenso wenig kann Erecs Erklärung, trotz seiner Wunden weiter reiten zu wollen, und seine Weigerung, am Artushofe zu rasten, den von Gauvain Artus gegenüber gebrauchten Ausdruck rechtfertigen.

Die Annahme endlich, G. nenne Erec nur deshalb den besten Ritter, weil er die Neugier des Königs steigern wolle, d. h. also, er schwindle den König an, muß denn doch als eine über die Maßen künstliche Erklärung der Chr.'schen unwahrlichen Erzählung bezeichnet werden. Es ist klar, daß auch nicht e i n Leser bei der Stelle an etwas Derartiges denken wird.

Somit kann ich auch bei dieser Episode den Versuch B.'s, meine Beweisführung zu widerlegen, nicht als gelungen anerkennen.

Damit wäre alles, was Bruce gegen mich vorbringt, besprochen und als nicht stichhaltig erwiesen.

B. hat nun aber, wie schon bemerkt, meinen letzten einschlägigen Artikel vom J. 1917, der systematisch den *Erec* Chr.'s mit dem Hartmanns und dem *Mb* von Gereint vergleicht, diese *Zs.* 45, 47-95, nicht mehr verwertet, er begnügt sich,

ihn S. 64, Anm. 6, zu zitieren mit der Bemerkung: „*Some of his* [sc. meinen] *points are worth of attention, but, on the whole, they are, in my opinion, susceptible of explanation on the same principles as instances which I have discussed in the text.*“

Wenn die Mehrzahl der hier von mir behandelten Punkte vermittelst der gleichen Grundsätze erklärt werden sollen, die B. bei den oben besprochenen Stellen in Anwendung bringt, so bleiben sie eben unerklärt, denn ich habe gezeigt, daß die von B. verwandten Auskunftsmittel überall versagen. Diejenigen Momente aber in meiner genannten Abhandlung, denen B. selbst Bedeutung beimißt, durften doch nicht nur so nebenher anmerkungsweise ganz im allgemeinen erwähnt, sondern mußten zur Sprache gebracht werden, wenn es B. wirklich darum zu tun war, eine objektive Darstellung von dem gegenwärtigen Stande des Problems zu geben. Gerade dieser letzte Artikel macht Gründe schwerwiegendster Art für die wenigstens teilweise Unabhängigkeit des Mabinogi von Chr.'s *Erec* geltend: ich habe S. 93 ausgesprochen, daß unter den hier von mir erörterten Übereinstimmungen zwischen *Mb* und Hartmann gegenüber Chrétien m. E. no. 2, 6, 14, 17, 22, 24, 25 und 26 allein genügen, „um mit mathematischer Sicherheit zu beweisen, daß an den Stellen, wo sie begegnen, Hartmann und das Mabinogi beide aus einer, sei es mündlich, sei es schriftlich überlieferten, von der Chrétiens vielfach abweichenden Erec-Dichtung geschöpft haben müssen, — Hartmann benutzt diese Quelle neben Chrétien, das Mabinogi benutzt sie ausschließlich“ (ich möchte hierfür jetzt sagen: „das Mabinogi benutzt sie entweder ausschließlich oder vielleicht gleichfalls n e b e n Chrétien“). Der Gegenbeweis ist vorläufig nicht nur nicht erbracht, sondern nicht einmal versucht worden. die gegebene Beweisführung besteht also bis auf weiteres zu Recht, und ich muß es als eine empfindliche Lücke in dem Kapitel des B.'schen Werkes über die *Mabinogion Controversy* bezeichnen, daß er jedes Eingehen auf meine Argumente in dieser schon sieben Jahre vor Veröffentlichung seines Werkes erschienenen Abhandlung vermieden hat.

Von anderer Seite ist neuerdings ein von dem B.'schen sehr verschiedenes Urteil über die von mir verfochtene Anschauung gefällt worden: Hermann S c h n e i d e r in seiner ausführlichen — *quoad Ivain* freilich ablehnenden — Anzeige meiner *Ivainstudien* (Halle, 1921) in der *Zs. f. deutsch. Altert.* 42 (1923), 114 ff. ist geneigt, den Beweis als erbracht anzusehen, daß Hartmann neben dem *Erec* Chrétiens noch eine zweite von letzterem abweichende Erec-Dichtung ausgebeutet hat. Wird aber die Verwertung einer solchen zweiten Quelle für Hartmann anerkannt, so ist damit, nachdem Benutzung des deutschen Dichters durch den Autor des kymrischen Märchens natürlich ausgeschlossen ist,

eo ipso auch die Verwertung einer von Chrétiens *Erec* verschiedenen Erec-Dichtung durch den Verfasser des Mabinogi zugestanden, womit denn die Mabinogionfrage zunächst für Chr.'s *Erec* in dem von mir vertretenen Sinne entschieden wäre.

Mit der Frage nach dem Verhältnis von Chrétiens *Ivain* zu dem Mabinogi von *Owein* befaßt Bruce sich weder in dem hier in Rede stehenden Kapitel *The Mabinogion Controversy* noch in dem letzteren unmittelbar folgenden Kapitel V: *The sources of Chrétien's Yvain.* Er begnügt sich, eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur zu geben, S. 73, welche abschließt mit meinen *Ivainstudien,* Halle 1921. Da Br. erklärt, die letzteren für sein 1923 erschienenes Werk nicht mehr haben benutzen zu können, darf ich mich darauf beschränken, auf sie zu verweisen, sowie auf zwei seitdem erschienene einschlägige Artikel von mir: *Ivain im Torverließ, Zeitschr. f. deutsch. Altert.* 62 (1925), 49ff., und *Weiteres zur Mabinogionfrage. Nochmals Owein-Ivain, Zs. f. fr. Spr. u. Lit.* 51 (1928), 225 ff.

Mit dem Problem *Perceval-Peredur* befaßt Bruce sich, wie schon eingangs bemerkt wurde, an früherer Stelle im I. Bande seines Werkes. Er schließt sich auch hier der Ansicht Foersters an, wonach das kymrische *Peredur*-Mabinogi ausschließlich auf Chrétien beruht. Da er aber neue Argumente nicht geltend macht und die Frage seitdem von entgegengesetzten Gesichtspunkten aus in mehreren Artikeln bis ins einzelnste hinein erörtert worden ist, kann ich auch hier auf eine Diskussion verzichten und mich darauf beschränken, diese neue einschlägige Literatur zu verzeichnen:

1. L. Mühlhausen, *Ein Beitrag zur Mabinogionfrage, Germ.-rom. Monatsschr.* 10 (1922), 367 ff.
2. Verf., *Zu Perceval-Peredur,* ib. 11 (1923), 240 ff. (Kritik von 1).
3. L. Mühlhausen, *Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis von Chrestiens Conte del Graal und dem kymrischen Prosaroman von Peredur, Zeitschr. f. roman. Philol.* 44 (1924), 465 ff.
4. Verf., *Nochmals Peredur-Perceval, Roman. Forschungen* 40 (1927), 251 ff. (Kritik von 3).
5. L. Weisgerber, *Angebliche Verwirrungen im Peredur, Rom. Forschungen* ib. S. 483 ff.

Ich habe in dem zweiten Artikel zugestanden, daß im *Mb* I a „die Scene von Peredurs Begegnung mit dem Artushof und seinen Kämpfen mit den Artusrittern allein aus Chrétien geschöpft ist", glaube aber mit zwingenden Gründen dargetan zu haben, daß der wälsche Redaktor außerdem „eine mehrfach ur-

sprünglichere Perceval-Dichtung zur Verfügung gehabt haben muß, die mit der Kyot-Wolframschen Fassung auf die gleiche Vorlage zurückging und die er mit der Erzählung Chrétiens kontaminierte".

Somit ist der Standpunkt, den Bruce in der Mabinogionfrage einnimmt, unhaltbar: die drei kymrischen Prosamärchen beruhen nicht, wie er will, ausschließlich auf den ihnen entsprechenden Chrétienschen Romanen. Richtig ist, daß im *Peredur-Mb* Chrétiens *Perceval* verwertet wurde, und diese Tatsache legt allerdings den Gedanken nahe, daß auch in den beiden anderen Mabinogion, im *Gereint* und im *Owen*, die ihnen entsprechenden Chrétienschen Romane von *Erec* und *Ivain* benutzt wurden, obgleich sichere Indizien nicht vorhanden sind, aber es ist so gut wie gewiß, daß in allen drei Mabinogion außerdem von Chrétien unabhängige, teilweise bessere, ursprünglichere Fassungen des Stoffes herangezogen wurden, woraus denn folgt, daß die drei kymrischen Prosamärchen für die Ermittelung einer ursprünglicheren Fassung der Geschichten von *Erec, Ivain* und *Perceval* wichtiges Material enthalten und daß Chrétien nicht der Schöpfer des Artusromanes gewesen ist — bekanntlich macht er selbst auf stoffliche Originalität gar keinen Anspruch, vielmehr beruft er sich in allen drei in Rede stehenden Romanen auf ihm vorliegende ältere Fassungen der Geschichte, und es liegt nicht der mindeste Grund vor, die Richtigkeit dieser Berufung in Zweifel zu ziehen.

Rostock. R. Zenker.

La hystoria di Piramo et Tisbe

von Giovanni Sabadino degli Arienti, um 1470

(Prinzliche Sekundogeniturbibliothek zu Dresden, Ms. Oct. 14).

Im Anhang:

La historia di Pirramo e Tisbe,

Florentiner Druck von 1567

(Bibliothek Wolfenbüttel, Sammelband Nr. 42, VII 13. 3)

von

Erhard Lommatzsch.

Der Aufgabe, die ich mir einst stellte, das porrettanische Novellenbuch des Sabadino degli Arienti neu herauszugeben, bin ich durch den inzwischen von Giov. Gambarin veranstalteten Druck ledig geworden [1]). Ich lege heute dem Jubilar ein kürzeres Jugendwerk des bolognesischen Schriftstellers vor, das bisher unediert in einer reich geschmückten und zierlich geschriebenen Pergamenthandschrift der Prinzl. Sekundogeniturbibliothek zu Dresden schlummerte [2]). Diese kostbare Handschrift, das für den Herzog von Ferrara Ercole I d'Este bestimmte Widmungsexemplar, wird zum ersten Male in dem Bücherverzeichnis dieses Fürsten genannt, das 1471 nach dem Tode des Herzogs Borso angefertigt wurde. Es heißt da: *Uno libro de piramo e Tisbe vulgare in carta bona littera bastarda miniato cum asse chuperte*

[1]) Erh. Lommatzsch, *Ein italienisches Novellenbuch des Quattrocento: Giovanni Sabadino degli Arientis „Porrettane"*, Halle 1913, S. 43, Anm. 6. — *Sabadino degli Arienti, Le Porretane,* a cura di Giovanni Gambarin, Bari 1914 (*Scrittori d'Italia*).

[2]) Die Sächs. Landesbibliothek zu Dresden besitzt ein zweites, umfangreiches Werk Arientis in dem gleichfalls schön verzierten Originalmanuskript des *Elogio d'Isabella*; mit seiner Abschrift habe ich begonnen. Dieses Manuskript wird beschrieben von Jul. Petzholdt, *Serapeum* I (1840) 41 f.; vgl. auch Siegfr. von Arx, *Giovanni Sabadino degli Arienti und seine Porrettane*, Diss. Freiburg (Schweiz), Erlangen 1909 [auch in *Roman. Forschungen* XXVI 671 ff.], S. 15. Der *Elogio* ist ein Gegenstück zu der früher verfaßten panegyrisch-biographischen *Gynevera de le clare donne,* die zwar von C. Ricci u. A. Bacchi della Lega ediert wurde (Bologna 1888, *Scelta di curiosità letterarie,* vol. 223), aber noch näherer Untersuchung bedarf (s. v. Arx, *a. a. O.* S. 12, Anm. 1). Übrigens kannte sie der vielbelesene Anatole France und reihte sie der *cité des livres* seines Sylvestre Bonnard ein: *M. Gélis prend des notes dans mon exemplaire unique de „la Ginevera delle clare donne"* (*Le Crime de S. B.,* Paris 1923, S. 297).

de citanino crimisino raso. cum uno azulo e Broche d'aregento [3]). Die nächste Kunde von dem Manuskript erhalten wir erst aus dem 18. Jahrhundert. Pell. Ant. Orlandi erwähnt es 1714 in seinen *Notizie* unter den Originalhandschriften des Sabadino, die sich im Besitz des Dottore Girolamo Baruffaldi zu Ferrara befinden. Neben der *Descrizione del Giardino Viola dei Bentivogli a Isabella Gonzaga di Mantova, adì 13 Maggio 1501. Libro dedicato ad Annibale Bentivoglio suo Compare;* der *Vita, e Morte di Madonna Anna Sforza Estense, Moglie del Principe Alfonso di Ferrara 1500,* erscheint hier an dritter Stelle die *Historia di Piramo, e Tisbe di Babilonia, dedicata a Ercole Estense; nella prima pagina ha belle miniature, e le lettere, Martinus Miniator fecit ... Queste tre Opere sono manoscritte in pergamena, e originali, e sono presso il Dottore Girolamo Baruffaldi da Ferrara* [4]). Aber einige Jahrzehnte später ist die Handschrift der *Hystoria* verschollen. Giov. Fantuzzi, der in den *Notizie* von 1781 sich auf die Angaben Orlandis bezieht, muß berichten: ... *di presente per le ricerche da noi fatte dagli eredi* [des Dott. Girolamo Baruffaldi di Ferrara] *non si ritrova più che la Vita di Anna Sforza* [5]). Wiedergefunden wurde sie 1840 von Julius Petzholdt in der Prinzl. Sekundogeniturbibliothek zu Dresden, wohin sie auf unbekanntem Wege gelangt war. Daß dieses Dresdener Exemplar wirklich die Originalhandschrift darstellt, von der Orlandi spricht, geht aus den auf seinem Vorsetzblatte niedergeschriebenen Worten „*Girolamo Baruffaldi di Ferrara*" mit Sicherheit hervor.

Im *Serapeum* hat Petzholdt von unserer Handschrift eine ausführliche Beschreibung gegeben, die hier folgen mag:

„*La hystoria di Piramo et Tisbe;* Pergamenthandschrift des XV.-XVI. Jahrhunderts, deutlich und nett geschrieben, $7^7/_8$ Zoll hoch und $5^3/_4$ Zoll breit, 30 Blätter mit 18 linirten Zeilen auf der vollen Seite enthaltend. — Gemalte und vergoldete Initialen. Die Vorderseite des ersten Blattes ist am oberen, linken und rechten Rande mit gemalten Thier- und Blumen-Arabesken verziert. Den unteren Rand schmückt ein Gemälde, dessen Mittelpunkt das Wappen des Fürstenhauses Este — einem Sprößlinge desselben, Hercules, ist die Schrift gewidmet — bildet. Drei

---

[3]) *Registro della „Guardaroba di Ercole I", 1471 a di II de Septembre: Libri vulgari...,* publ. von A. Venturi, *L'arte ferrarese nel periodo d'Ercole I d'Este,* S. 104 (*Atti e Memorie Dep. stor. patr. per la Romagna,* Ser III, vol. VI, 1888); zit. von v. Arx, *a. a. O.* S. 8, Anm. 3, und S. 9, Anm. 1.

[4]) Pell. Ant. Orlandi, *Notizie degli scrittori bolognesi,* Bologna 1714, S. 171.

[5]) Giov. Fantuzzi, *Notizie degli scrittori bolognesi,* Bologna 1781 ff., I 287.

Engel halten das Wappen. Zwei Pfauen, auf Bäumen sitzend, nehmen den Platz zur linken und rechten Seite ein. Unmittelbar unter der oberen Randarabeske befindet sich ein zweites Gemälde, welches den Hauptmoment der Erzählung darstellt. Man erblickt Pyramus mit dem Schwerdte durchstochen, zu Boden gestreckt, in der Rechten den blutigen Schleier. Thisbe stürzt sich wehklagend über den Leichnam des Geliebten in dasselbe Schwerdt, welches dem Pyramus zum Todeswerkzeuge gedient hat. Rechts von dieser Gruppe sieht man den Maulbeerbaum mit den rothen Beeren, und in dessen Nähe den Brunnen, aus welchem die Löwin ihren Durst stillt: daneben die Höhle, in welcher sich Thisbe verborgen hatte, und die vielleicht zugleich das Grabmal des Ninus vorstellen soll. Den Hintergrund des Gemäldes bildet eine bergige Landschaft. Die Gemälde und Arabesken sind mit goldenen Randleisten umschlossen. Der Künstler aller dieser höchst zierlich ausgeführten Malereien hat sich selbst in dem Initialen *H*(*avendo*) der Einleitung verewigt; auf einem in der Mitte dieses Initialen angebrachten Bande liest man die Worte: *Martinus miniator me fecit* [6])".

Diese Beschreibung kann noch durch einige Bemerkungen ergänzt werden. So sei auf die Drolerien inmitten der farbenprächtigen Blumen- und Fruchtguirlanden der Randleisten der Titelseite hingewiesen, auf den weißen Hasen, der sich mit dem rechten Hinterlauf am Löffel kratzt, und den braunen Affen, der vor einem Baume sitzt und einen Ring oder eine Frucht in der Hand zu halten scheint. Bei den Initialen der einzelnen Abschnitte der Erzählung wird ein anmutiger Wechsel der Farbentöne angestrebt, die goldene Initiale steht bald auf rotem, bald auf blauem, bald auf grünem Grunde. Vom 13. Blatt ab sind in loser Folge lateinische Argumente in roter Schrift am Rande angegeben: *Comparatio — Amor instruit — Auctor loquitur — lamentacio Pirami — occisio Pirami — exclamatio Tisbes — idem exclamatio — Tisbe apud necem est — occioso* (verschrieben für *occisio*) *Tisbes*. Auch die Widmung für den Herzog Ercole auf der letzten Seite hebt sich durch rote Schrift von der vorausgehenden Erzählung und von der auf blauem Grunde stehenden goldenen Initiale ab.

J. Petzholdts Mitteilung blieb zunächst unbeachtet und entging noch U. Dallari, der i. J. 1888 reichhaltiges Material über Leben und Schriften des Sabadino degli Arienti veröffentlichte [7]). Berichtigt wurde er aber bald von R. Renier, der kurz zuvor von der *Hystoria* und der aufgefundenen Dresdener Handschrift gesprochen hatte [8]). Etwas später verwertete diese

---

[6]) *Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Litteratur,* Leipzig 1840, I 39 ff.

Georg Hart, der in seiner Schrift *„Die Pyramus- und Thisbe-Sage in Holland, England, Italien und Spanien“* (Zweiter Teil zu *„Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbe-Sage“),* Passau 1891, S. 27 von der Novelle des Sabadino eine freilich ungenügende und schiefe Charakteristik gab. Ohne, wie es scheint, Harts Ausführungen zu kennen, beschäftigte sich endlich Siegfried von Arx in seiner gediegenen Dissertation *„Giovanni Sabadino degli Arienti und seine Porrettane“*, Erlangen 1909, S. 9 mit unserer Handschrift, druckte ebd. S. 112 Einleitung und Widmung ab und fügte auch eine Reproduktion des schönen Titelblatts bei (Tafel II). Da diese wohl in den Exemplaren der Dissertation vorhanden, in dem Abdruck der *Roman. Forschungen* (Bd. XXVI) aber zu fehlen scheint, lasse ich die Photographie hier nochmals folgen.

Alle Forscher, deren Interesse der Schriftstellerei des Sabadino galt, waren bisher der Meinung, daß die *Hystoria di Piramo et Tisbe* nur in der einen, für Ercole d'Este bestimmten Handschrift von Dresden auf uns gekommen wäre, und ich selbst vertrat noch unlängst die gleiche Ansicht. Dem ist aber nicht so. Im Jahre 1861 hat Cesare Cavara in einem Sammelband der *Collezione di opere inedite o rare* eine anonyme *Istoria di Piramo e Tisbe* veröffentlicht, die er einem Kodex der Universitätsbibliothek von Bologna entnahm. In dem Vorworte berichtet er:

„L'elegante scrittura, che offro ai lettori, trassi da un codice cartaceo della Biblioteca universitaria di Bologna, segnato n⁰ 1739, contenente delle rime antiche, le quali furono trascritte per Giovanni Bentivoglio signore di detta città. Come venisse intrusa in quel volume, assai malagevole sarebbe l'indovinare: essa presentasi dopo terminato l'indice, che precede le rime, e sembra, benchè la prefazione non ne parli, che, da colui che la possedeva, fosse ivi collocata per rendere più aggradevole il dono. Comunque sia, il mio racconto si distingue dal resto di quell'antico codice per essere in pergamena ed in bellissimi caratteri, che accennano il principio del secolo XV. Una mano vandalica ne strappò la prima carta, certamente per impossessarsi di una magnifica lettera iniziale, di cui nella parte stracciata rimangono presso la cucitura alcuni vestigi. Non essendomi riuscito dopo molte ricerche in altre biblioteche di trovare come riempiere questa lacuna, perchè il racconto non rimanesse monco del principio, ho apposte le poche linee, le quali terminano con un asterisco [9])“.

[7]) U. Dallari, *Della vita e degli scritti di Giov. Sabadino degli Arienti,* in *Atti e Memorie Dep. stor. patr. per le provincie di Romagna,* Ser. III, vol. VI, Bologna 1888, S. 197.

[8]) *Giorn. stor. d. lett. ital.* XI (1888) 217; XII (1888) 302.

[9]) *Miscellanea di opuscoli inediti o rari dei secoli XIV e XV, Pros*


Comincia la hystoria di piramo et Tisbe di babilonia Amanti fidelissimi : iquali per amore con le sue mane alla loro inta misson fine.

AVENDO gia alchuna uolta fra noi audito dire o excelente Madone non sia chi faccia! chel ghe chi dice: q̃ tinqi adaltro effecto questo si facto par

Storia di Piramo e Tisbe.

Die Publikation Cavaras wird von G. Hart in der genannten Schrift S. 27 kurz zitiert; er weist diese Fassung der Sage dem 14. Jahrhundert zu. Gelesen hat Hart sie keinesfalls, sonst würde er nicht gleich darauf die *Hystoria* des Sabadino in der Dresdener Handschrift als eine weitere, dem 15. Jahrhundert angehörende Version angeführt haben. Der erste Blick in den Text Cavaras läßt erkennen, daß wir es auch hier mit der Erzählung des Sabadino zu tun haben, die uns also in einer zweiten, schöngeschriebenen Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts erhalten ist. Denn abgesehen von dem Verlust des verzierten Titelblatts mit der Einleitung und den wenigen ersten Zeilen der eigentlichen *Hystoria* ist das Manuskript von Bologna vollständig und stimmt mit dem Wortlaut der Dresdener Handschrift im wesentlichen überein.

Über das Verhältnis der beiden Handschriften zueinander vermag ich im Augenblick nichts Abschließendes zu sagen, da ich die Handschrift von Bologna bisher nicht einsehen konnte. Wahrscheinlich ist diese autograph und stellt das erste Exemplar der *Hystoria* vor, welches der junge Sabadino um 1470 einer vornehmen Dame aus dem Kreise des Giovanni II Bentivoglio, des Stadtherrn von Bologna, darbrachte. Wer diese *reverenda donna* gewesen ist, die, wie der Autor in der Vorrede ausführt, ihn zu neuer Schriftstellerei anregte, bleibt unsicher. Ebenso wenig wie Siegfried v. Arx (*a. a. O.* S. 9, Anm. 1) vermag ich auch die dunkle Anspielung der Vorrede auf eine Belagerung von Cremona aufzuhellen. Das Dresdener Exemplar ist eine bald darauf für den Herzog von Ferrara angefertigte Kopie. Daß die Widmung an Ercole auf ihrer letzten Seite, die in der Handschrift von Bologna fehlt, vielleicht erst nachträglich hinzugefügt wurde, vermutete schon v. Arx (*ebd.*). Auch diese, vom Miniaturmaler Martinus ausgeschmückte Kopie scheint autograph zu sein, wenngleich ihre Schriftzüge gegenüber den anderweitig bekannten des Sabadino einige Verschiedenheiten aufweisen. Sie ist textlich nachlässig geschrieben und enthält viele Schreibfehler, auch einzelne gröbere Auslassungen, die nunmehr mit Hilfe der freilich ebenfalls nicht fehlerfreien Handschrift von Bologna gebessert und ergänzt werden können. Ich gebe den Text wortgetreu nach der Dresdener Handschrift wieder und merke die *Varia lectio* des Manuskriptes von Bologna an, soweit nicht bloße formale und graphische Unterschiede vorliegen. Natürlich habe ich mich hierbei zunächst auf die Zuverlässigkeit des Druckes Cavaras verlassen müssen. Die Abbreviaturen sind aufgelöst, die rechte Verteilung von Majuskeln und Minuskeln ist vorge-

---

vol. I, Torino 1861, S. 183 (*Collezione di opere inedite o rare dei primi tre secoli della Lingua I*).

nommen. Die richtige Interpunktion zu wählen, war eine keineswegs leichte Aufgabe.

Zu der zweifachen Überlieferung der *Hystoria di Piramo et Tisbe* bietet die Geschichte späterer Werke des Sabadino genaue Parallelen. Der *Hymeneo,* die Schilderung der glanzvollen Hochzeit des Annibale Bentivoglio mit Lucrezia d'Este i. J. 1487, liegt in dem für Giovanni II Bentivoglio bestimmten Widmungsexemplar wie auch in einer für Ercole d'Este von Sabadino angefertigten, nachlässigeren Kopie vor (s. v. Arx, *a. a. O.* S. 11, Anm. 5). Die Originalhandschrift der *Descrizione del giardino della Viola in Bologna,* sandte Sabadino zunächst seiner Gönnerin Isabella d'Este, eine gleichfalls heute erhaltene Kopie schenkte er ihrem Schwager Annibale Bentivoglio (v. Arx S. 19, Anm. 1).

* * *

Wie der Verfasser in der Einleitung sagt, hat er die *Hystoria* aus einer lateinischen Vorlage übersetzt. Man könnte an Boccaccios Prosafassung der Fabel in seinem Buche *De claris mulieribus* denken (cap. 12: *De Thysbe Babylonia virgine*), welches dem Sabadino später die Anregung zu seiner *Gynevera de le clare donne* gab. Boccaccio war ihm ja auch für seine *Lettera consolatoria a Messer Egano Lambertini* und für das Novellenbuch der *Porrettane* das literarische Vorbild, dem er nacheiferte. Allein die nüchterne, schmucklose, durchaus undramatische und unpersönlich gehaltene Darstellung Boccaccios unterscheidet sich scharf von dem leidenschaftlich bewegten Stil des Sabadino, dessen an überschwänglichen Liebesbeteuerungen, rührenden Klagen und pathetischen Ausrufen reiche Erzählung die innere Anteilnahme des Verfassers verrät und Mitleid mit den unglücklichen Opfern eines tragischen Geschicks bei den ergriffenen Lesern oder Leserinnen zu wecken sucht. Viel näher als Boccaccio steht unserem Novellisten das ursprüngliche Vorbild des Ovid, und dieses mag wohl mit dem Hinweis in der Einleitung gemeint sein. Aus Ovid sind, wie schon Cavara anmerkte, zahlreiche Einzelzüge übernommen und gelegentlich begegnen selbst wörtliche Anklänge. Man vergleiche etwa den Eingang der Erzählung: Met. IV 55 ff. u. Hyst. 3 v, 4 r — *Quoque magis tegitur, tanto magis aestuat ignis,* Met. 64, u. *Il che* (*il suo ardente amore*) *più li accendea, e tanto maggiormente, quanto di quello ad alchuna persona discoprire non si voleano,* Hyst. 4 r — *Fissus erat tenui rima, quam duxerat olim, Cum fieret, paries domui communis utrique* usw., Met. 65 u. *Era nella preda (parete) ch'ambedue le case divideva, una fessura nel muro, la quale trapassava sença artificio facta da se medesima in l'una delle camere terrene della casa di Tisbe* usw., Hyst. 4 v — Schelten auf die trennende Mauer, und doch schulden ihr die Liebenden Dank: Met. 73 ff.

u. Hyst. 11 r, 11 v — Küssen der Mauerritze: Met. 79 u. Hyst. 12 v — *Postera nocturnos Aurora removerat ignes*, Met. 81 u. *Non havea anchora l'amica di Tithone mesassi le roside vestimente nè dal cielo schaciato le smarite stelle*, Hyst. 13 v — *Audacem faciebat amor*, Met. 96 u. *come quella che per força ricevuta d'amore ogni paura havea della mente chaciata*, Hyst. 19 r — *venit ecce recenti Caede leaena boum spumantes oblita rictus Depositura sitim vicini fontis in unda*, Met. 97 u. *Vide una leonça, la quale per la nuova preda con spumante sangue veniva verso la fonte per aquietare la recevuta sede*, Hyst. 19 r — *velamina Thisbes Tollit (Pyramus) ... dedit oscula vesti*, Met. 115 u. *Poi pigliati gli straciati veli, infinite volte baciandoli, così disse*, Hyst. 21 r, 21 v — *nostrum divellite corpus Et scelerata fero consumite viscera morsu, O quicumque sub hac habitatis rupe, leones!*, Met. 114 und *O ursi, o lupi, o rapidi leoni, che qua intorno habitati, venite a me, et se alchuna feritade regna in voi, straciati hormai questo misero corpo!*, Hyst. 22 r — Selbstvorwürfe des Pyramus: Met. 110 ff. und Hyst. 22 v — *Ecce metu nondum posito, ne fallat amantem, Illa redit*, Met. 128 und *Tisbe, doppo alquanto spacio scaciata la paura della leonça, per tema di non far aspectare Piramo ...*, Hyst. 24 r — *fletumque cruori Miscuit*, Met. 140 und *meschiava al sangue, che della piaga con grandissima força usciva, le sue lachrime*, Hyst. 26 v — Pyramus öffnet ein letztes Mal die Augen, als er den Namen Tisbes vernimmt: Met. 145 und Hyst. 27 r — Apostrophe an den Maulbeerbaum, der künftig blutrote Früchte tragen wird: Met. 158 und Hyst. 28 v, 29 r — Anrufung der Eltern und Bitte um ein gemeinsames Grab: Met. 155 und Hyst. 29 v.

Wenn nun G. Hart, *a. a. O.* S. 27, Sabadinos Novelle mit den Worten charakterisiert: „Das Ganze ist nichts weiter als eine kahle, trockene, weitschweifige Paraphrase der lateinischen Erzählung. Man muß sich durch ein Labyrinth von kernlosen, abgeschmackten Liebesbeteuerungen hindurchwinden ... Sabadino besaß, wie die Arbeit zeigt, keinerlei Geschick für Schilderung psychologischer Zustände und für die Darstellung des Pathos; dagegen sucht er uns mit seiner Gelehrsamkeit zu imponieren und flicht deshalb mit Vorliebe mythologischen Flitter ein", so kann ich diesem harten Urteil nicht beipflichten. Gewiß ist die italienische Erzählung alles andere als ein stilistisches Meisterwerk. Die Diktion des humanistisch bereits verbildeten Autors ist oft wirr und kraus, sein Satzbau schwerfällig und unbeholfen. Dazu kommt die stark dialektische Färbung der Sprache, deren sich Sabadino übrigens wohlbewußt ist. Von einem übermäßigen Prunken mit philologischer oder historischer Gelehrsamkeit aber, wie es anderen Werken des Schriftstellers zum deutlichen Nachteile gereicht, ist die *Hystoria* frei. Die wenigen mythologischen

Reminiszenzen erscheinen hier dem Gegenstand und der Situation wohl angemessen. Das Ganze stellt den nicht übel gelungenen Versuch eines angehenden Novellisten dar, nach den knappen lateinischen Versen des Ovid die rührende Liebesgeschichte in rhetorisch eindrucksvoller italienischer Prosa wiederzugeben und die dramatische Bewegtheit der Vorlage nach Möglichkeit noch zu steigern. In der Ausgestaltung der Monolog- und Dialogpartieen ist er hierbei zu weit gegangen, ihre deklamatorische Länge wirkt schließlich ermüdend. Nicht fehlt es jedoch unserm Autor an psychologischem Einfühlungsvermögen und es begegnen einzelne feinere Züge, die er aus freier Erfindung hinzugefügt hat, so z. B. das Selbstgespräch der Tisbe am Morgen der zweiten Zusammenkunft, als sie, sorgfältig gekleidet und für den Geliebten geschmückt, die erste am Stelldichein zu sein glaubt (14 r, 14 v); ihre auf den tragischen Ausgang hindeutende frühe Entschlossenheit, dem Geliebten jederzeit in den Tod nachfolgen zu wollen (*si tanta disgratia mi dessero gli dii, che doppo te rimanesse viva, habi per certissimo che le mie medesime mani farebbono la via a questo saghurato spirito per seguirti,* 16 v); die letzten Erinnerungen der Todgeweihten, die zu jenen glückseligen Stunden noch einmal zurückkehren, da sie mit Piramo an der Mauerritze zärtliche Worte tauschte (28 r, 28 v). Neben den zahlreichen sonstigen Bearbeitungen der Sage, die, mehr oder weniger gelungen, in den abendländischen Literaturen fast aller Jahrhunderte begegnen, wird Sabadinos Werkchen seinen bescheidenen Platz jedenfalls behaupten dürfen.

* * *

In Italien war Sabadino nicht der erste Schriftsteller, der es unternahm, die Geschichte des babylonischen Liebespaares in vulgärer Prosa nachzuerzählen. Bereits im 14. Jahrhundert bot sich hierfür dem Kommentator der *Commedia*, Jacopo della Lana, der ebenfalls aus Bologna stammt, ein triftiger Grund. Aus Anlaß von Dantes Vergleich *Purg.* XXVII 37 berichtet er knapp sachlich und schmucklos die Begebenheit [10]). Anspielungen auf die Fabel sind, wie anderwärts in mittelalterlichem Schrifttum, so auch in der italienischen Lyrik und sonstigen Dichtwerken schon seit dem 13. Jahrhundert beliebt; gern werden die Namen des Pyramus und der Tisbe als Beispiele für leidenschaftliche und treue Minne, auch für das Leid, das solcher Minne folge, zitiert. So beteuert Pier della Vigna seiner Herrin

[10]) *Comedia di Dante degli Allagherii col commento di Jacopo della Lana, Bolognese,* Bologna 1866, II 322 (*Coll. op. ined. o rare*). Einen Abdruck der Erzählung gibt F. Zambrini, *Libro di novelle antiche,* Bologna 1868, S. 126 (*Scelta cur. lett.* 93).

como v'amai lungiamente
Più ca Piramo Tisbia dolzemente,
Ed ameragio infino ch'eo vivo ancora [11]).

Oder ein anonymer Zeitgenosse erinnert die Geliebte daran, daß

Tisbia per Prima si s'aucise
E lasciausi perire per amore [12]).

Andererseits läßt sich auch der Verfasser der *Proverbia que dicuntur super natura feminarum* das schlagende Exemplum nicht entgehen:

E per cason d'Enbrisia leçemo et est a mente,
Ociso fo Achile, lo nobele e sacente,
E Priamus per Tibia morì tristo e dolente,
E per Antiochea Eneas fo auciso mala mente [13]).

Dante, der die Seelen der treu Liebenden weder dem höllischen Sturmwind im Kreise der *lussuriosi* (*Inf.* V) preisgeben konnte noch sie in den schreckensreichen Wald der Selbstmörder (*Inf.* XIII) verbannen mochte, erinnert sich ihrer, wie übrigens bald darauf auch der Hero und des Leander, im *Purgatorio* und wählt zu eindrucksvollem Vergleich den ergreifendsten Augenblick, von dem die Sage erzählt:

Come al nome di Tisbe aperse il ciglio
Piramo in su la morte, e riguardolla,
Allor che il gelso diventò vermiglio;
Così, la mia durezza fatta solla,
Mi volsi al savio duca, udendo il nome [„Beatrice"]
Che nella mente sempre mi rampolla [14]).

Im „Triumphzug der Liebe" erscheinen dem träumenden

---

[11]) E. Monaci, *Crestomazia italiana dei primi secoli,* Città di Castello 1912, S. 57 (XXVII 15).

[12]) *ebd.* S. 99 (XLIV, 5, 17). Vgl. auch A. Gaspary, *Die sicilianische Dichterschule des 13. Jahrhunderts,* Berlin 1878, S. 81.

[13]) Monaci, *a. a. O.* S. 142 (LIII 131).

[14]) Purg. XXVII 37. Eine Parallele zu diesem Vergleich Dantes findet sich in der altfranzösischen Strophe einer Anonyma:

Estre cuidai de li amee
Quant entre ces brais me tenoit.
Com plux iere d'amors grevee,
A son pairleir me refaissoit.
A savoir, iere si sanee
Com Priamus quant il moroit:
Navreis en son flanc de s'espeie,
A[u] nom Tisbe les ieus ovroit.

Wackernagel, *Altfranz. Lieder u. Leiche,* Basel 1846, S. 12.

Eine zweite Anspielung Dantes begegnet *Purg.* XXXIII 69:

E se stati non fossero acqua d'Elsa
Li pensier vani intorno alla tua mente,
E il piacer loro un Piramo alla gelsa,...

Dichterauge Petrarcas neben Hero und Leander wiederum Pyramus und Tisbe:

Vedi Piramo e Tisbe insieme all'ombra [15]).

Zuvor aber hatte schon Giov. Boccaccio zu der Zeit, da er noch nicht lateinische Prosa, sondern ebenfalls italienische Terzinen schrieb, in der *Amorosa Visione* das prächtige Gemälde der Liebe anschaulich geschildert, auf welchem neben den Händeln der griechischen Götter und Heroen auch die leidvolle Begegnung des babylonischen Paares am Grabmal des Ninus dargestellt war. Da Boccaccios Dichtung dem Sabadino sicherlich nicht minder vertraut war als das Kapitel aus *De claris mulieribus,* die *Amorosa Visione* im 15. Jahrhundert vielfach auch der katalanischen und kastilischen Traumpoesie zum Vorbild diente, bringe ich die einschlägigen Verse des 20. *capitolo* ungekürzt zum Abdruck:

seguiva poi la giovinetta
Tisbe, che fuor di Babilonia uscia,
E verso un bosco sen giva soletta;
Nè lì guari fornita la sua via,
Lontano un velo lasciava fuggendo
Per un leon che pure a ber venia
Della fontana, dov'ella attendendo
Piramo, si posava nell'oscura
Notte: così se n'entrava correndo
Ove già fu la vecchia sepoltura
Di Nino: e poi si vedeva venire
Piramo là con sollecita cura:
A sè intorno mirando, se udire
O veder vi potesse se venuta
Vi fosse Tisbe, secondo il suo dire.
Lui ciò mirando, in terra ebbe veduta,
Perchè la luna risplendeva molto,
La vesta che a Tisbe era caduta;
Tutto stracciato e per terra rivolto
Con un mantello il bel vel sanguinoso,
Perchè tututto si cambiò nel volto:
Ricogliendol, sì parea che doglioso
Dicesse: oimè Tisbe, chi ti uccise?
Chi mi ti tolse, dolce mio riposo [16])?
Ontoso tutto lagrimando mise
La mano ad uno stocco ch'avea seco,
Col qual dal corpo l'anima divise.
Parea dicesse piangendo: con teco,
Tisbe, moro, acciocch' all'ombre spesse
Di Dite, lasso, ti ritrovi meco;
E sbigottito parea che cadesse
Quivi sopra'l mantello a piè d'un moro,
E del suo sangue i suoi frutti tignesse.

---

[15]) *Triumphus Cupidinis* II 20.

[16]) Vgl. Sabadinos *Hystoria* 26 v: ***O sola speranza et riposo de tutti gli mei affanni, o dolcissimo albergo de tutti gli mei pensieri, chi me t'ha tolto?*** (Ovid, *Met.* IV 142: ***quis te mihi casus ademit?***).

76 Non dilettava a Tisbe il gran dimoro
Colà dond'era; uscì, e disse: forse
Quella bestia è pasciuta, e già non loro
79 Son use a noi far male: e oltre corse
Alla fontana; e non credea che fosse
Essa, quando le more rosse scorse.
82 In ciò mirando tutta si percosse,
Quando Piramo vide ancor tremante,
E dal suo petto il ferro aguto mosse,
85 E'n su quel si gittò, dicendo: amante,
Io son la Tisbe tua, mirami un poco
Anzi ch'io muoia: e più non disse avante,
88 Rimirandolo cadde morta al loco [17]).

Im Quattrocento schreibt Aeneas Sylvius de Piccolomini seine von Leidenschaft durchglühte Liebesnovelle von Euryalus und Lucrezia. Von den ersten Blicken an, welche das bisher einander völlig fremde Paar tauschte, war es von Liebe ganz ergriffen, war in Liebe verloren. *Quis nunc Thisbes et Pirami fabulam demiretur?*, fragt der Autor; *inter quos notitiam primosque gradus vicinia fecit: et quia domos habuere contiguas, tempore crevit amor: hi nunquam se prius viderant nec fama cognoverant: hic Franco, illa Hetrusca fuit: nec linguae commercium intercessit; sed oculis tantum res acta est cum alter alteri placuisset* [18]).

Wollten wir noch weiter nach literarischen Anspielungen auf unsere Sage in Italien fahnden, so wäre aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Sabadino degli Arienti selbst zu nennen, da er in zwei späteren Werken, den *Porrettane* (1478) und der *Descrizione del giardino della Viola in Bologna* (1501) nochmals des Liebestodes am Fuße des Maulbeerbaumes gedenkt. In der tragischen 9. Novelle der *Porrettane* apostrophiert er die unglückliche Lelia Galluzzi mit den Worten:

[17]) Giov. Boccaccio, *Opere Volgari*, ed. Moutier, Firenze 1827 ff., XIV S. 82 ff. Am Anfang des 21. Kapitels folgt eine Moral; vgl. die moralisierenden Betrachtungen Boccaccios auch am Schluß des einschlägigen Kapitels (12) in *De claris mulieribus.*

[18]) *Historia de Eurialo et Lucretia se amantibus* in *Hilarii Drudonis Practica artis amandi et Alia eiusdem materiae.* Amstelodami 1651/52, S. 19. — In der französischen Übersetzung des Octovien de Saint-Gelais (1492/93) lautet die Stelle:

Voisineté fut cause de l'amour,
Com de Tisbes et Piramus lison.
L'amour croissoit entre eux par chascun jour,
L'ung de l'autre pres estoit la maison.
Par laps de temps, sans quelque autre achaison
Ne avoir congneu l'ung l'autre au paravant,
Furent esprins sans mesure ou raison
Du feu d'amours qui les aloit brulant.

(*Aenas Sylvius, Eurialus und Lukrezia, übersetzt von Octovien de Saint Gelais* ... hsg. von Elise Richter, Halle 1914, S. 10.)

Deh! perché in tante lacrime e dolore te consumi, o misera Lelia? Ben sei vile a non fare, poi che è in tua potestà, che la tua sconsolata anima sequa quella del tuo caro marito a l'altra vita. Serai tu de minor animo che fusse Tisbe, che se dette la morte cum la propria spada che uccise il suo amante Piramo al fonte del gelso, per la cui pietá il bianco frusto de l'arbore in colore de sangue se converse? [19]).

Im Garten der Viola zu Bologna sind neben anderen Bäumen zu schauen

molti piedi di quelli arbori, che per la pietà ebbero all' amoroso sangue dei babilonii amanti, li suoi bianchi frutti in colore vermiglio si conversero [20]).

Wichtiger aber bleibt festzustellen, daß noch vor Ablauf des Quattrocento die volkstümlichen Rhapsoden Italiens, die *cantastorie,* sich des wegen seiner Rührseligkeit dankbaren Fabelstoffes bemächtigten und ihn für alle folgenden Jahrhunderte ihrem Repertoire einreihten. Ich gebe im Anhang einen Florentiner Druck der Wolfenbütteler Bibliothek vom Jahre 1567 wieder, der bisher nicht veröffentlicht wurde. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ist diese *Historia compassionevole, amorosa, antichissima ed esemplare* auf den Straßen und Plätzen Italiens einem andächtigen Publikum vorgetragen worden [21]).

* * *

Über die ungewöhnliche Verbreitung und Beliebtheit der Pyramussage in allen übrigen europäischen Literaturen des Mittelalters und der Neuzeit, über die künstlerischen Darstellungen, die sie von seiten der Maler, der Elfenbeinschnitzer, der Bildhauer erfahren hat, wurde schon vielfach gehandelt [22]).

---

19) Ausg. Giov. Gambarin, Bari 1914, S. 45. — Vgl. S. v. Arx, *a. a. O.* S. 43, Anm. 3.

20) *Descrizione del giardino della Viola in Bologna, per M. Giovanni Sabadino degli Arienti, per nozze Hercolani-Angelelli,* Bologna 1836, S. 9. — Vgl. hierzu Anm. 57 des Herausgebers G. Giordani, S. 21.

21) S. Giamb. Passano, *I novellieri italiani in verso indicati e descritti,* Bologna 1868, S. 102 ff., und G. Milchsack-A. D'Ancona, *Descrizione ragionata del volume miscellaneo della Biblioteca di Wolfenbüttel contenente Poemetti popolari italiani,* Bologna 1882 (*Scelta cur. lett. 187*), S. 193 ff.

22) S. (in chronologischer Folge): K. Bartsch, *Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter,* Quedlinburg und Leipzig 1861, S. LX ff., CCL ff. — *Gesta Romanorum* von Herm. Oesterley, Berlin 1872, S. 745 zu 231. — A. Birch-Hirschfeld, *Über die den provenzalischen Troubadours des XII. und XIII. Jahrhunderts bekannten epischen Stoffe,* Halle 1878, S. 12 ff. — Arturo Graf, *Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo* II, Torino 1883, S. 308 f. — R. Dernedde, *Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum,* Diss. Göttingen 1887, S. 79 und 112 f. — G. Hart, *Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbe-Sage,* Passau 1889.

Ich begnüge mich hier mit einigen Nachträgen zu den späteren mittelalterlichen Belegen.

Zum ungetrösteten „Ackermann aus Böhmen“ spricht der Tod in zürnender Rede:

Do wir Pyramum den jungeling mit Tysben der meide, die beide ein sele vnd willen hetten, schieden, do wir kunig Alexandrum aller werlte herschaft entenigten, do wir Paris von Troya vnd Helenam von Kriechen zerstorten: do wurden wir nicht also sere als von dir gestrafet[23]).

In einer anglonormannischen Kompilation des 13. Jahrhunderts glaubt ein Liebhaber sich verschmäht und möchte daraufhin an jeder Frauenliebe zweifeln:

D'Ylie, Lucrece ne de Didon
Ne fu ren su si ben non,
Ke Ylie son ami boisast
Ne ke Didon Eneam trichast
Ne Lucrece Colatinus;
Non fit, veire, Tisbé Piramus;
Ne tricherent unque en amer,
Dunt la gent öissent parler.
Mes je sai ben certeinement
Tut ne fuit a veue sovent.
En alcun point firent folage,
Ou fuit de fet ou de corage.
Plus ne sai que je en die;
Totes sunt de grant felonye[24]).

Daß Liebe eine Quelle des Leides bedeute und oft zu frühem Tode führe, verkündet eine Ballade des Guillaume de Machaut:

— ders., *Die Pyramus- und Thisbe-Sage in Holland, England, Italien und Spanien,* Passau 1891; vgl. Joh. Bolte, *Dtsch. Lit.-Ztg.* 1893, 523 f. — L. Sudre, *Publii Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libros quomodo nostrates medii aevi poetae imitati interpretatique sint,* Diss. Paris 1893, S. 19 ff., 86 ff. — K. Schirmacher, *Théophile de Viau,* Leipzig und Paris 1897, 235 ff. — A. Leykauff, *François Habert und seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids,* Leipzig 1904 (Münchener Beiträge XXX), S. 50 f. — C. Friesland, *Handschriftliches von der Göttinger Universitätsbibliothek, Ztschr. f. frz. Sprache u. Litteratur* XXXII[1] (1908) 332 f. — Edm. Faral, *Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge,* Paris 1913, S. 1-61 (z. T. = *Romania* XLI 32 ff.). — A. Hilka, *Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel* (*L'istoire de Narcisus et de Echo*), Breslau 1914 (*92. Jahresb. Schles. Gesellsch. vaterl. Cultur*), S. 1 f. — *Piramus et Tisbé, poème du XIIe siècle,* éd. p. C. de Boer, Paris 1921 (*Class. frç. d. m. â.*) S. XII.

[23]) *Der „Ackermann aus Böhmen“* hsg. von Alois Bernt und Konr. Burdach, Berlin 1917, S. 74. In der Anmerkung S. 381 verweisen die Herausgeber auf H. von Neustadt und Heinr. von Meißen.

[24]) *Die anglonormannische Kompilation didaktisch-epischen Inhalts der Hs. Bibl. nat. nouv. acq. fr. 7517,* hsg. von A. Hilka, *Ztschr. f. frz. Sprache u. Litteratur* XLVII (1925), S. 443; vgl. S. 427.

Je l'aperçoy par Helaine,
Par Tisbé et Piramus,
A qui mort en vint soudaine.
Pour ce n'ameray je plus [25]).

Eustache Deschamps stellt die im *Lay de departement* gefeierte Herrin höher

de Dydo ne d'Elaine,
De Judith la souveraine,
Ne d'Ester ne de Tysbee [26]);

die unglücklich Liebende seines *Lay du desert d'amours* fühlt sich elender als

Du Vergy la chastellaine,
Andromada ne Tisbee [27]);

in einem *Virelay* läßt er den schmachtenden Amant klagen:

cent mille maulz requeil
Sanz nul bien, dont j'ay tel dueil
Que Pirramus
N'ot si grant ne Thezeus,
Ercules ou Narcisus
Par son orgueil [28]).

Weit merkwürdiger sind aber aus späterer Zeit die originellen Ausführungen des Prieur de Bucy, Guillaume Alexis, eines Zeitgenossen Sabadinos, der nicht nur im *Blason de faulses amours* (erster Druck 1486) neben andern Opfern der Liebesleidenschaft Pyramus kurz nennt (*Voyez la fable Fort lamentable de Piramus* ... [29]), sondern vor allem im *Martyrologue des faulses langues* (um 1475) des längeren erzählt, wie er traumverloren einmal durch eine öde Landschaft gewandert und darauf zum Grabmal der beiden Liebenden unter dem Maulbeerbaume gekommen sei:

---

25) *Guillaume de Machaut, Poésies lyriques,* p. p. V. Chichmaref, Paris 1909, II, S. 638.

26) *Oeuvres complètes de Eustache Deschamps* p. p. Le Marquis de Queux de Saint-Hilaire, Paris 1880, II 336; vom Dichter in seinem *Art de dictier* zitiert, *ebd.* VII 289. — Ähnlich in einer E. Deschamps zugeschriebenen Ballade, *ebd.* X, S. XLIX:

Hester, Judith, Penelopé, Helaine,
Sarre, Tisbé, Rebeque et Sarry, ...

27) *ebd.* II 182.

28) *ebd.* IV 190.

29) *Oeuvres poétiques de Guillaume Alexis, Prieur de Bucy,* p. p. A. Piaget et E. Picot, Paris 1896, I S. 213. — Im *Contreblason de faulses amours, ebd.* I S. 292, zählt die *Courtisienne* her:

Dame Medee,
Panthasilee,
Semyramis,
Avec Thisbee, ...
... toutes eurent amis.

Au bout de celle lande mauldicte y avoit ung franc morier planté, assez remply de fueilles vertes et auprès du morier y avoit une fontaine toute faicte de marbre bis, en mode de quarrure. A chascun quarré y avoit ung pilier de cristal.... Es deux autres pilliers y avoit ung tableau d'or, auquel estoit escript ce qui s'ensuit:

L'Epitaphe de Pyrame et de Thysbee s'amye.

„Vecy le lieu auquel Pyrame
„Se livra a mort pour Thysbee;
„Dessoubz ce morier rendit l'ame
„Piteusement sur son espee.
„De son sang a couleur changee
„Le morier, qui portoit fruict blanc."
C'est grant fait que d'ung amour franc.

„Semblablement icy se occist
„Thysbee, de Pyrame amye:
„Quant dessoubz le morier le vist,
„Ou son corps reposoit sans vie,
„Elle, du feu d'amer ravie,
„D'ung glaive print le mortel heurt."
C'est trop aymé quant on en meurt.

„Vers le morier, ung peu aval,
„Gisent les corps en union
„Soubz une tumbe de cristal
„Que composa Pigmalyon,
„Ou il mist comment le lyon
„Fut cause de leur mort piteuse."
D'ardant amour la fin doubteuse.

„*Item* mettoit une autre clause
„Ou ainsi y avoit escript:
„ „La mort des amoureux est cause
„ „Que ce champ icy est mauldit,
„ „Ne jamais ne portera fruict
„ „Qui ne soit obscur et troublé.""
A mauldítz champs maleureux blé.

Prose.

Après toutes ces choses veues et considerees, je fuz plus pensif que devant, et melencolieux pour cause de celle histoire, et de la mort de telz aymans ne congnoissoie la cause. Et tout ainsi que partir m'en vouloye, j'advisay une fenestre close, en mode et maniere de armaire, de grosses barres de fer, et dedens la fenestre avoit ung livre intitulé „La Cause et Raison pourquoy advint aux deux aymans ceste fortune amere".

La Signification du livre des deux aymans.

Ce livre estoit tout couvert d'or,
Semé tresprecieusement
De pierreries, de cor en cor,
Enchassez sumptueusement.

Fait fut d'ung grant entendement
Par Philis, maistre du mestier.
A l'ouvrage on congnoist l'ouvrier.

Je me adressay a la fenestre
Et feis du livre ouverture,
Car chascun y pouoit bien mettre
Les deux mains pour veoir la lecture;
Et en tournant la signature,
Me prins ung peu a regarder.
A fol n'affiert chasteau garder.

Le livre commençoit ainsi:
„Vecy la vie des deux aymans,
„Lesquelz eurent le cueur transsi,
„A la tendre aage de sept ans,
„Par Cupido, dont leurs parens
„Les separerent, doubtant blasme."
En douleur vit qui pert sa dame.

„De l'ung a l'autre n'y avoit
„Que une paroy tant seulement
„Et ung trou que nul ne sçavoit,
„Fait artificiellement,
„Par ou parloient joyeusement
„Ensemble de nuyt et de jour."
C'est grant fait que d'ardant amour.

Prose.

Or advint que, par succession de temps, Eculeüs, oncle de Pyrame, et Perseïde, pere grant de Thisbee, firent ung banquet moult sumptueux auquel furent convoquez plusieurs nobles et grans seigneurs, dames et damoiselles, et entre les autres y fut Pyrame et Thysbee, lesquelz, la nuyt precedente, avoient mys terme de eulx trouver auprès de la fontaine, dessoubz ledit morier. Et a l'yssue du banquet, ainsi que chascun s'en alloit esbatant, Thysbee, d'ardant amour esprinse, n'y faillit point, mais y arriva la premiere; et en attendant son doulx amy, deffula son cœuvrechief et osta sa premiere robe en pignant ses crins tant doulx, tant beaulx, tant coulourez, que mieulx sembloient fil d'or purifié que cheveulx de femme naturelle, car ilz estoient deliez et espès en telle maniere que, quant elle les avoit espars et espandus derriere les espaules, nul ne sçavoit comprendre quel drap avoit vestu.

L'Acteur.

Souspirant, de la je party,
Gectant pour les corps maintes lermes,
Et tiray d'ung aultre party,
A cueur piteux, membres pou fermes,
Car je ne sçavoye en quelz termes
Je devoye recouvrer ma voye.
Homme en soucy tost se forvoye usw. [30]. —

[30]) *Oeuvres poétiques de Guillaume Alexis, ed. cit.,* II S. 309 ff. — Die Herausgeber bemerken S. 310, Anm. 1: *Guillaume Alexis place*

Schauen wir endlich zur katalanischen und spanischen Literatur des ausgehenden Mittelalters hinüber, so begegnen uns auch dort in der lyrischen wie in der allegorisch-didaktischen Poesie die Gestalten des babylonischen Paares. Auzias March singt:

Cell qui no sent que pot fer molt amar,
Yo li perdó, si de mi·s va trufan:
Piramus volch morir passat d'un bran,
E per senblant mort Tisbe volch passar [31]).

Unter dem Einfluß Dantes, Petrarcas, vor allem auch Boccaccios, des Verfassers der *Amorosa Visione,* schreibt Fra Rocabertí um 1460 seine Terzinendichtung von der *Gloria d'Amor.* In ein einsames waldiges Tal verschlagen, beklagt der liebeswunde Poet sein unglückliches Geschick:

Perço pusch dir que sent pus fort tristura
Que Piramus, quant Tisbe no trobave
Pres de la font, de Nino sepultura [32]).

Von der Botin der Venus, „*dels amants Conaxença*", wird er in den Palast und in den Garten der Liebe eingeführt und erblickt hier in seliger Verklärung unter Amors Getreuen Tisbe und Pyramus:

Fom en un bosch com de nit tenebrosa.
Pres d'una font jo viu la nobla Tisbe;
De Piramus estava desigosa.
L'espirit meu delitos le·n mirave.
Ella tement un leho qu'i venia,
Fugent perde un mentell que portave.
L'animal, junt a la fontan' a beure,
Ple d'altra sanch esquersa lo mantell,
E parti se·n, que mes no·l pogui veure.
Piramus trist, vengut cuytadament,
Voltant se las al sengonos senyal,
Conexent lo caygue d'espentament.
En si pensant que Tisbe morta fos
De algun brut animal retrobat,
L'espasa pres e mata·s doloros.

---

les deux amants dans une sorte de purgatoire; il est curieux de constater que Dante les fait également figurer dans le Purgatoire, Canto XXVII, v. 37-38. Indessen erwähnt sie Dante doch nur zum Zweck eines Vergleichs.

[31]) *Les Obres d'Auzias March* ed. per Amadeu Pagès, Barcelona 1912, I S. 213 (IX 15). Vgl. Am. Pagès, *Auzias March et ses prédécesseurs,* Paris 1912, S. 229. — ders., *Commentaire des Poésies d'Auzias March,* Paris 1925, S. 14 u. 86.

[32]) *The Gloria d'Amor of Fra Rocabertí, a catalan vision-poem of the 15th century,* ed. by H. C. Heaton, New York 1916, S. 55. — Vgl. O. Denk, *Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Litteratur,* München 1893, S. 340; Bern. Sanvisenti, *I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla Letteratura spagnuola,* Milano 1902, S. 259.

Mes retardant l'anima tribulada
Del cors pertir, ab veu molt piedosa
Piramus dix en la mort desestrada:
„O Tisbe, las! be m'offen la fortuna
De jo morir sens no poder te veure;
En amor veig dolor e no se·t una.
La mort no es a mi pus enujosa
Quant que morint de ta figur' absent
Son, trist de mi, ay Tisbe dolorosa!"
Tisbe hoynt lo trist plant que venia,
Per la gran lum de Feba reguardant,
Laça conech Piramus que moria.
Sobtosament l'abressa sospirant,
E als trists crits Piramus moch la cella;
Tisbe conech, estant en lo greu plant.
En aquell punt lo vogi de la vida
Pres trista fi, d'on Tisbe dolorosa
L'espasa pres; morint li·n feu seguida.
Lagrimant jo lur piedos viatge,
Lurs espirits transformats me semblaren
Per Venere, causa d'aquest dampnatge,
En novell be e gloria no vista,
Tant que·m parech que los dos bons amants
Eren conort de tota pensa trista [33]).

Die *Lamentacion de Tisbe* des Valencianers Joan Roiç de Corella im *Jardinet d'orats* (Handschrift der Universitätsbibliothek zu Barcelona vom Jahre 1486) kenne ich bisher nur aus den knappen Angaben Sanvisentis [34]). Derselbe Gelehrte zitiert aus visionären Dichtungen des Marqués de Santillana, der *Comedieta de Ponza* und dem *Infierno de los Enamorados,* einige Verse, die uns im Gefolge der Schicksalsgöttin

Emilia é Tisbe, Passippe, Adriana

zeigen oder unter den einstigen Liebeswahn büßenden Seelen

Tisbe con su buen amante

auftreten lassen [35]).

In der berühmten *Celestina* des Fernando de Rojas, oder wer immer ihr Verfasser sei, ruft der von Melibea, der Tochter Pleberios, zurückgewiesene Calisto verzweifelt aus:

---

[33]) *The Gloria d'Amor of Fra Rocaberti, ed. cit.,* S. 93 f.; vgl. Sanvisenti, *a. a. O.* S. 264. — Die Erzählung Fra Rocabertis ähnelt der Darstellung der *Amorosa Visione,* s. die Anmerkung des Herausgebers Heaton S. 134, sowie seinen Hinweis S. 42 auf Landau, der zum ersten Mal betonte, daß eher als Dante Giov. Boccaccio das Vorbild Rocabertis gewesen sei.

[34]) Bern. Sanvisenti, *a. a. O.* S. 359 und 427 (*Lamentation de Mirra e Narciso e Tisbe per Mossen Corella cavaller en sacra teologia professor*). O. Denk, *a. a. O.* S. 178 führt die *Lamentacion de Tisbe* nicht an.

[35]) Bern. Sanvisenti, *a. a. O.* S. 154 und 166.

¡O piedad de silencio, inspira en el Plebérico coraçón, porque sin esperança de salud no embie el espíritu perdido con el desastrado Píramo é de la desdichada Tisbe[36])! —

Über das Jahr 1500 will ich nicht hinausgehen. Sabadino degli Arienti hatte recht, als er in seiner *Hystoria* den Unglücklichen tröstend verhieß (18 v) „*che nulla etade mai tacia di vui*". Er konnte freilich nicht voraussehen, daß die Fabel Ovids auch einmal Gegenstand lustiger Parodie und burlesken Komödienspiels werden würde. Noch i. J. 1726 wird in Paris ein ausgelassenes anonymes Theaterstück gedruckt: *Piramo et Thisbé, parodie, en un acte et en prose, mêlée de vaudevilles*[37]).

[36]) Fernando de Rojas, *La Celestina*, ed. Julio Cejador y Frauca, Madrid 1913 (*Clásicos castellanos*), I S. 36.

[37]) Giamb. Passano, *Dizionario di opere anonime e pseudonime*. Ancona 1887, S. 261. Als Verfasser werden Pier Franc. Biancolelli, Antonio Francesco Riccoboni und Giov. Antonio Romagnesi genannt.

Comincia la hystoria di Piramo et Tisbe di Babilonia, amanti fidelissimi, i quali per amore con le sue mane alla loro vita misson fine.

Havendo già alchuna volta fra voi audito dire, o excelente Madonne, non sia chi faccia chel gli è chi dicie, quantunque ad altro effecto questo sì facto par[1 v]lare allegar si soglia, nondimeno me ha ritratto spesso la mano del scrivere, parendomi non poca disgratia essere quella degli famosissimi homini, le opere di quali in summo precio sono reputate, tutti sostengono chi li loro volumi siano iudicati da quilli, li quali non solamente sono et de essi capaçi, ma da quelli anchora solamente che ignorantissimi sono reputati; le qual cose fra me rivolçendo me dano il più delle volte della concepta materia rifredito, pensando più tosto al mio scrivere dovermi esser di vergognia et detracione ca 'mulatione di fama. Ma questa così facta vergognia vinse il comandamento a me da una reverenda donna fac[2 r]to, la quale vedendomi uccioso, sì per lo luoco là dove ch'io era, il quale apto [a] li studii pareva, sì per lo poco exercicio che fare mi sentia, come quello che per gli atrocissimi suspecti della travagliata Cremona era in la sublime et eminente rocha della ditta città dal mio Illmo signore recluso, volsi ch'io prendesse la penna, che per lunghissimi tempi era riposata, sì ch'io traducesse la presente novella da latino in volgare. Stette lungo spacio l'animo mio suspeso, traendo da una parte gli sopraditti pensieri, da l'altra gli comandamenti de sì honorata donna, alli quali contradire non mi parea possibile. Io volçea nella mente mia gl'infiniti iudicii a chi sottoponere scrivendo me convenia, maximamente non havendo a tal [2 v] materia l'idioma condicente, vedendo per altri discretissimi homini, a cui le stelle il suo materno vulgare haveano indutte magior gratia concessa, simil facultà mirabilmente scripto, perchè non poca guerra aparechiate mi sentia. Ma poi ch'io volsi comparare l'auctorità de sì virtuosa donna con tutte queste cose, mi parve più tosto ubidire et im pericolo ubidire scrivendo che con scilentio frustare sì gratiosa donna. Posto adunque ogn' altro rispecto doppo le spalle, per ubidire mi sono lassato trascorere a scrivere, preponendomi la humanitade di quella, a cui perverà questa opera nelle mani, pur fidandomi perhò nel socorso che da le donne mi sento già essere porto, le quale come difenditricie de mi volendo alloro solamen[3 r]te directo il mio stile prehenderano l'arme. A voi adunque, o carissime donne, per l'aiuto delle quale, et se non io ho da ogni parte minuito et dintorciostipato, vedo infievelire el contrario exercicio, lasso la cura di rispondere, in quanto sia chi mal dica. Etiandio prehendo la vostra auctorità per fortissimo

scudo alla nova bataglia. Ma se pur fia che crescano le inique detracioni, et sia chi con venenante parole arguisca contra di me, priegovi aconciate le vostre mente a summa atentione. Non vogliati, si alchuna vi serrà che stretta da smisurata compassione delgli aversi casi senta nel cuore alchuna tenereça, ripremere perhò l'effectuose lacrime; anci, conciò sia cosa che condolersi degli altrui mali non sia di sì pusil'animo, ma di benignio et grande, priego le lasciati con più larga mano trascorere al suo volere. [3 v]

De Babilonia, orientale città potentissima di numero de huomini et habondante di richeçe, fondatricie essere stata Semiramis tutti gli antiqui scriptori hano testificato. Nella quale fu uno giovane chiamato Piramo, di nobile casa et anchora assai richo, fra gli altri cittadini honorato grandemente, al quale oltre le dote allui prestate dalla furtuna la belleça corporale non gli volse la natura negare, in tanto che sopra tutti li giovani, non solamente pur di Babilonia, ma etiandio di tutto l'oriente, era reputato bellissimo. Era allato della habitatione di costui contingua un'altra casa di un cittadino di non minor condictio[4 r]ne di lui, il quale non havea salvo che una figluola da marito, chiamata Tisbe, a cui non minor gratia havea concessa Idio che a Piramo, perhò che sì come colui tutti li giovani in formosità di corpo et di viso excedeva. Et quantunque il parlare, per la continua guardia facta alla giovane dalli suoi, li fusse vetato, nondimeno con sguardi et con sospiri ardenti al meglio che poteano s'ingigniavano di sfogare il suo ardente amore; il che più li accendevano, e tanto magiormente, quanto di quello in alchuna persona discoprire non si voleano. Vedendo in questo modo li dui amanti essergli ogni sperança di lecticia exclusa, nè per quella via poterli mai venir facto di godersi, pensando con grandissima atencione [4 v] dì e nocte come egli potessero trovare modo et luogo che almancho vedere e parlare insieme sença essere veduti d'alchuni nè sentiti potessono. Al quale pensiero amore, a cui nulla è secreto chel non spinga nei cuori delgli amanti, volse eidem [?] venenosa escha soccorrere agli loro prieghi.

Era nella preda d'ambe due le case divideva, una fessura nel muro, la quale trapassava sença artificio facta da se medesima in l'una delle camere terrene della casa di Tisbe, era da

18 Era a lato dell'abitazione di costui contigua un'altra casa ... (*Beginn der Hds. von Bologna*) — 20 di lui *fehlt* — 22 che *fehlt*; lui — 23 eccedea, così lei tutte le donne avanzava — 27 accendea; ad alcuna persona — 30 venir mai; pensarono — 34 che; volse presto soccorrere alli lor preghi — 36 nella parete ch'ambedue — 37 sença artificio *fehlt*; da se medesima fatta — 38 nell'una; e da sè per li lunghi

sì per lunghi tempi davanti facta: ch'ella vi fosse nisuno se ricordava. A quella adunque gli dui amanti di andarvi se in[5 r]gignarono, alla quale poi che giunti furono, et sentiti hebero l'un de l'altro, avanti che parola formare potessono, tremibondi et di allegreça stupefacti stetteno lungo spacio. Ma poi chel gli smariti spiriti forono in se racolti et debbeno le membre delle perdute forçe repigliate, con voce tremante, et da sospiri interotta, a gran pena puotè Piramo dire: „Tisbe mia cara!" Al quale non sença faticha con inumerabili singliocci rispose Tisbe, ch'era piena di festa mescolata di paura, disse: „Che ti piace, signore mio caro?" — „O sola sperança del mio aflicto cuore", disse Piramo, „come può essere ch'io ti parli et ti veda sì dapresso? Mai non mi sperava chel la furtuna ne dovesse agli nostri affannati pensie[5 v]ri aresemblare così licita giornata. Sie tu Tisbe? overo mi sognio? Parlare techo il più delle nocte mi sogno. Assai grande mi pare essere istata la nostra disgratia, che sì lungamente n'habia tenuti celati li cuori, che fine a quest'hora ne sia stato celato questo suavissimo luogo, il quale non terreno, ma celeste par la tua presença sento." Haveva Piramo queste parole a pena sporte, et anchora altro seguire intendeva, quando alçato gli occhii verso Tisbe, la vide giptare alchune lacrime, perchè sentendosi, per quello che vedette, la voce quasi venire meno, più avanti non puotè parlare. Unde tacendo alquanto, Tisbe, vincta dalle dolce et suave parole, piangiendo [6 r] così disse: „A te non tocha, o lume del mio cuore, tanto lamentare della furtuna quanto a me misera et già di longo sospirare aflicta, perhò che mentre la tua belleçça per mia ventura me trapassò de sì pungenti strali, non solamente il cuore, ma gli più ascosi sentimenti che sieno in questo stanco corpo, non hebbi mai una sola hora momento di riposo, che sempre non pensasse in te, et nelle tue dilichate maniere et portamenti, come quella che te più amo che me medesima. Et se pur tu te duoli del non conosciuto luogo, parendoti per questo havere cagione lamentare della fortuna et della nostra strachuragine, que deb'io fare, la quale in continua paura di te dimo[6 v]rando, stava sempre in opera di mente, temendo che per essere negata ogni altro piaciere, che di me havero potresti, salvo che'l vedere solo, non piegasti l'animo tuo ad alchuna altra? O quanto precio harebbe già pagato uno così facto luogo! O quante volte l'aggio fra me medesima dimandato, acciò che almeno alchuna volta havesse potuto sgombrare l'animo mio dagli aspri affanni, gli quali per mancamento di quello, o per

2 andare — 3 sentito che — 6 et ebbeno; le perdute — 7 da' — 9 singhiozzi — 10 e disse — 13 ne *fehlt* — 14 ora serbare; lieta giornata; Sei — 26 mentre *fehlt* — 27 da sì — 29 hora nè — 30 pensassi; nella tua dilicata maniera — 31 più t'amo — 32 se più — 33 lamentarti — 36 negato; aver — 38 arebb'io — 40 avessi — 41 o *fehlt*

non potere parlar, me sentiva sostenire! Et quante volte nel mio lecto dimorando mi rapresentava nella mente l'ançelicha tua figura, nella quale fingendomi parlare, tutte le nocte sença sogno trapassava! Et se pur apra dal somno me fosse adormentata, sì come li mei [7 r] pensieri il giorno in altro che in mendatione di te non mi era possibile trapassare, così dormendo ti vedeva et tochava; ma svegliata dal somno sparendomi il tuo relucente viso, trovandomi avolta al collo della vechia che mecho iaceva, tutta scornata et della recevuta leticia sconsolata mi rimaneva. Hoimè, quante volte il giorno è venuto più tosto assai che voluto non harebbi! Desiderava sommamente la nocte, et alle volte dimandata dalle mie donçelle ch'io me livasse, non gli rispondeva. Ma pur convenendomi levare, tarda et pensosa, hor qua hor là, come fuora di me stessa, andava con mili sospiri rimetendomi le nogliose vestimente. Spesso stimulata dalle compagnie per or[7 v]narmi le chiome di fresche ghirlande, sì come era usata, non gli dava urechie. Ogni cosa m'era venuto a schifo; io da me istessa me rincrescea. Quante volte, venuta l'hora del mangiare, come quella a cui gli cibi dispiacevano, chiamata dalli miei, pur mi lasava domandare, et spesso venuta, simulando di mangiare, gli cibi ascondeva, parendomi mille anni di levare! Nissuna hora del giorno passava sença Piramo, et il più delle volte lavorando, tratta im pensiero di te, stava quasi come pietra morta, et tochata dalle serve, non le vedeva, nè sentiva; le quale con più firmeça busandome, quasi sì come da profondo sognio svegliata fosse, stremita [8 r] gli rispondia. Io non ti potrebbi contare gli miei passati affanni, gli quali per te agio portato et porto, perhò chella memoria non me soccorerebbe; tanti et sì diversi sono stati. Penso non credi quello che hora te dico sia vero, et ti parà como fantastica et fuori di me tel dica, lassa, chel pruovo, et tutta via con aspre sentille, che non una volta, ma migliara, partendomi da l'opera incominciata, saltando sopra le scale, son stata per longo spacio alla finestra per vederti andare o venire; che havendoti veduto, et ripensando lo luogo dove io era, non mi era possibile ricordarmi come nè quando vi fosse venuta; et chiamata Tisbe non odiva. Ma tutte queste cose assai m'era[8 v]no leve a trapassare, se non la opinione che di te me generava nela mente, che tu non me amassi, et che di me facessi poco cura. Questa era quella cosa che tutta me strugea, che sì grande noia mi dava et anchora dà che ricordandomi tutta tremo. O misera me, che vita sarebbe la mia, sentendo che un'altra havesse il tuo amore? Non mi valerebbe meglio essere morta? Ma come potrebbi io mai

3 facendomi; le *fehlt* — 4 vinta dal sonno — 5 meditazione — 11 averei, e desiderai — 12 gli *fehlt* — 14 mettendomi — 16 gli *fehlt* — 18 Or quante — 24 nè le — 29 creda; parrò — 30 dico — 33 e venire — 34 repensandomi — 35 fussi — 38 poca — 39 stringea e; dava ch'ancora ricordandomi tuttavia tremo

vivere una sola hora, se quello per cui vivo me fusse tolto? Io pur dicendo queste parole quasi mi sento venir meno. E tu seresti ben crudele, et privo d'ogni pietate, se non amasti questa topinella, la quale t'ama più che la sua anima." Unde Piramo vincto da compassione, non sença la[9 r]crime, interrompendola così disse:

Il tuo parlare, o cara mia Tisbe, et queste tue feroce parole, par che mi schiantino il cuore, nè me sarebbe mai possibile odire, perhò che così hano ogni mio sentimento percosso che apena mi sono potuto sostenere; sì possente et grande è stato il mio dolore verso di te essere magiore del tuo verso di me, ma etiandio pensate che io non te ami. Può questo cadere nella mente, se vero è che l'amore sia di reciproca natura? Grandissimo affanno di mente, et non minore suspectione ne d(h)ano queste tue parole, che l'amore che mostri di portarmi non sia ficticio, quando non credi da me essere ama[9 v]ta. Pensa, examina tutti li amanti passati, tolgli li loro amori, tutti in uno fasso metti da l'un lato, et da l'altro solamente questo che ti porta il poverello Piramo, che sença nisun dubio vederai per magior pondo trabucar più la bilança in quella parte dove serà il mio. O volesse Idio, che pur la milesima parte sentissi del fuoco per mi, ch'io continuamente per ti sento! Et quale è quella hora di giorno che passi con tanta velocità, che Tisbe non sia meco? E quale nocte è stata sì tenebrosa che'l tuo dilichato viso non sia stato sempre davanti agli occhi mei più chiaro che'l relucente Phebo? De questo già le tue parole non me vince. Quanto vorei io potesti vedere il mio cuore, et tutti gli mei pen[10 r]sieri te fusseno palesi! Altro non vedresti scripto in ogni parte, insino etiandio nelle extimate medolle, che Tisbe; che tanto m'è dolce et soave questo tuo nome! Et perhò s'io me doglio che crudele me dimandi, pensando che io non t'ami, a ragione mi dolglio; chè ben seresti tu non solamente crudele, ma feroce più che tigre, quando chi fusse che'l tuo amore infelicemente a me negassi. Come potrebbi io una sola hora vivere essendo dal tuo amore excluso? Assai più cara mi sarebbe la morte che la vita, della quale se Idio non me ne privasse, certo le mie mane la trarebono a fine. Et quale serà

---

2 mi sento quasi venir — 3 pieno d'ogni impietade; tapinella — 4 anima." Queste parole erano dette da Tisbe con tanta affezione e dolore, che parea quasi il spirito gli uscisse. Onde — 8 sarebbe più possibile — 10 è stato e grande — 11 dolore, vedendoti non credere non solamente il mio amore verso di te — 12 pensare; caderti — 13 di *fehlt*; ricipro et da natura — 14 mi danno — 15 finto — 16 Pensa et esamina — 19 niuno — 21 *pur* fehlt; che continuamente — 24 dinanti — 26 vincono — 28 estenuate — 29 che (*vor* tanto) *fehlt;* tuo degno nome — 32 quando che — 35 ne *fehlt*

quella che spenga l'amore ch'io ti porto? Qual ferro, o morte, mai ne partirà? Qual giorno vedrà mai Piramo da [10 v] Tisbe diviso? Hor caccia via tutta questa paura et sgombra la mente di questi facticosi pensieri, ch'io ti giuro per l'alto Iove, et per lo relucente Appollo, i quali presente invoco per testimonii: anci che l'ultimo giorno che vedrà quisti occhi che luce, nisuna altra veda che ti del mio amore godersi." — „Mai no harebe potuto credere, Piramo mio, quantunque fosse stato detto, et con gli occhi mei veduto l'havessi, che quello inextimabile et sì acceso amore, il quale dì e nocte mi consumma, non fusse stato di tanto vigore, che per caldeça di lui il tuo, quantunque spento fosse, reaceso havesse, et di mirabile forma abraxato. Et di questo mi pare essere assai certa. Ma come feminella timorosa in queste strettissime mura non stava sença gran[11 r]dissimo suspecto di te, sì per l'amore di extrema giloxia me generava, sì per non poterti vedere al mio modo. Acrescevami anchora da ogni lato il timore di poterti mai parlare, negatomi per le gran guardie, per le quali pensava che tu come disperato, et afastidito di tanta vigilia, dovesti refiutarmi. Questa m'era somma guerra et alla mente assai d'altri amorusi pensieri travagliata, pena inextimabile. Ma poi che la tua benignitade è stata tanto verso di me, che l'animo tuo me hai, come a quella che tutta tua sono, rilevato, et la mente mia, la quale certo per questo tutta si strugia, liberata da sì gran pondo. Ma che dirò io di questo crudel muro, il quale non solamente gli corpi et le mane ne vieta [11 v] tochare, ma in parte me cella l'ançelicha tua vista, della quale sento ogni hora più che d'altra cosa alimentare li mei extimati pensieri? O dura et sorda pietra, se alchuno sentimento vive in te, non dovresti, aprendoti, dare tanto spacio a questi sventurati amanti, ch'almanco con multi baci potessero alquanto refrigerio alle loro pene dare? E che conviene perhò, o Piramo, che noi con sì agre parole si lamentiamo di lui, dal quale ricevemo quel solo benificio che lui gratissimo ne può dare? Pare siamo ingratissimi, chè più tosto laudare il doverebemo et rendergli gratia di tanta benignitade quanta ne conciede, chè mediante lui possiamo li cuori isfogare delgli [12 r] premuti guai et servare la mente di tanti tenebrosi errori quanti infine a quest'hora occupata tenuto l'habiamo."

Ascondeva già Phebo le sue rote nell' ocidente onde, et pur Tisbe per lo afectuoso parlare, et somma dolceça che per la presença di Piramo prehendeva, non se avedeva della istante

---

5 presenti — 6 nissuno — 7 non arebb'io — 8 mi fusse — 15 l'amor che strana gelosia — 21 Ma non più, chè; tanta — 25 ma le mani; e in parte — 27 extimati *fehlt* — 30 potesseno — 32 ci lamentiamo — 33 Pare noi — 37 in quanti; occupati tenuta — 38 occidentali

nocte. Unde più volte dalli suoi dimandata, s'acorse della velocitade de l'hora trapassata; perchè convenendoli partire, quantunque gravoso gli fusse, così disse: „Il tuo savio parlare, o caro mio thesoro, et la tua amata presença, con tanta dolceça me ha qui occupata e tenuta, che questo spacio di tempo, che in questi [12 v] nostri parlamenti habiamo consumato, m'è parso brevissimo, et quasi uno chiudere d'ochio. Ma perchè io mi sento già per l'hora tarda chiamare più volte, conciò sia cosa la prima sera, me partirò, lassandoti il mio cuore. Et poi ch'io vedo essere negata il baciare di tuoi rosati labri, in cambio di loro questa, benchè dura sia, la baciarò." Et questo ditto, il muro baciaro, per li continui missi, che lei già infinite volte l'haveano adimandata, benchè con lento passo da l'amato luogo si togliesse, pur se partì. Onde che Piramo, quantunque gli paresse che l'alma gli uscisse delle membre, baciato lui anchora il muro et acompagniatola con la vista quanto puotè, indietro tutto dolorato [13 r] si rimosse. Partiti adunque gli dui amanti con grandissimi suspiri, che potrebbono inmaginare quanti et quali fussono i loro pensieri: da l'una parte credo triumphare di somma letitia dovessono, essendo pervenuti a tanta beatitudine, quale sì lungamente et con molta brama haveano desiderio; da l'altra parte penso ciascuno di loro dovere essere fieramente tormentati, sì per li pietosi parlamenti, sì per le amorose lacrime da l'uno et da l'altro con tanta tenereça mandate per gli occhii dal profondo del cuore. O quanto non gli parve all(h)oro voglia d'havere parlato assai, et di quante parole taciute fra si medesimi condogliuto! Quella nocte sença dubio assai con lento passo più che voluto non [13 v] harebbi tutta in così facti pensieri trapassaron.

Non havea anchora l'amica di Tithone mesassi le roside vestimente nè dal cielo schaciato le smarite stelle, quando Piramo levato dal gravoso lecto se misse ad andare aluoco dove il giorno avanti era con la sua Tisbe dimorato. Al quale non trovandola, non altrimenti che gli 'namorati cervi querulusi per la perduta compagnia con solicito passo vano lustrando le frondose selve, così hor quinci hor quivi andava Piramo, con multi suspiri chiamando la sua amata Tisbe. Ma poi che Appollo con più rilucente chioma [14 r] hebbe ogni tenebre scaciata della terra, et con li spiumanti cavalli passato d'alquanto l'oriente,

7 quasi come chiuder — 8 chiamata; cosa ch'è — 9 negato — 10 de' tuoi; questa pietra — 11 baciato — 12 l' *fehlt* — 13 se *fehlt;* che *fehlt* — 16 si mosse; Partironsi — 19 credon; dovessono *fehlt* — 21 desiderato — 25 allor noia di non aver — 26 fra se medesimi si condolsero — 27 averebbero — 30 scacciata alcuna stella — 31 al luogo — 32 avanti con la sua Tisbe era dimorato — 35 quindi andava — 37 scacciato — 38 alquanto l'orizzonte

Tisbe, la quale mille anni parea essere stata quella nocte, benchè più volte havesse voluto salire fuori del lecto, ma per timença delle compagne refredata, pur la desiata luce tempo aspectata gli aparse: poi ch'ella vide il giorno, quantunque chella sua solita hora de livare venuta non fusse, subito se livò, et con più sollicitudine mesassi le vestimenti, et con magior artificio ornate le chiome che usata non era, poi chel glie parve havere il destro, andando verso dove Piramo aspectato l'havea, et non credendovi trovarlo, fra se medesima venìa diciendo: „Quanto è magior l'amore [14 v] che portano le donne agl'homini, che quello di loro verso le donne! Son certa che, anchora quantunque il mio amore, che Piramo vede essere smesurato verso di lui, alquanto lo convenia, non senta perhò la milesima parte degli stimoli ch'io sostegnio, et forsi che già usito gli è della mente le lacrime che eri con tanta compassione me vide giptare. Hai poverelle donne, che siti così disgratiate! Che se pur la centesima parte del rifrigerio che vedemo negli homini ne fusse concessa, ben si potrebono tenire beate. Ma stando sempre serate et essendovi ogni altro dilecto excluso, se non quello solamente che di loro pensando prehendiamo, convien che in loro medesimi trastulemo gli nostri trava[15 r]gliati pensieri; la qual cosa vedemo esservi acrescimento di guai, più che privatione di noglia."

Così diciendo era venuta al luogo, al quale per la forte consideratione non savendo lì essere gionta, pur nel ditto pensiero tacendo perseverava. Quando Piramo, poi che compreso hebbe lei essere Tisbe, benchè alquanto havesse aspectato le sue parole, con sumissima bocie gli cominciò a parlare, dicendo: "Assai chiaramente ho troppo amato, Tisbe: hora comprehendere posso che le tue parole del passato giorno, per le quale pareva che tu volesti concludere che'l tuo amore fusse magiore del mio, sono molto disonante [15 v] dal vero; perhò che già è longo spacio ch'io qua t'aspecto, come quello che in te agio ogni mio conforto et felicità rinclusa. Nè potrebbe essere che tanto havesti tardato di venire, se così fossi come le tue parole sonano; perhò che se Idio prosperi ogni tuo desiderio, quanto questa nocte unque non videro somno gli ochii mei, solamente in te et nelle parole del passato giorno ripensando, le quale sì hano ogni mio sentimento legato e preso, che d'havere mai pace più non mi specto, in quanto al nostro fortunato amore non dai altro con-

1 alla qual — 3 refrenata; tanto tempo — 4 sollicita — 6 ornata — 8 aspettata; credendosi — 11 certa ancora che quantunque — 13 convinca; imperò — 14 uscito s'è — 17 ci potressimo — 18 essendoci — 21 essere — 24 s'avvedendo di esser; in detto — 27 summississima — 29 le (*vor* tue) *fehlt;* pare — 31 è già — 33 rinchiuso — 34 fusse — 36 unqua; somno *fehlt;* miei se non solamente — 39 aspetto

forto. Oimè che a passo a passo morire mi sento, et vivendo, consumare mi vedo come ghiaccio al sole!" [16 r]

„Non me imputare", rispose Tisbe, „perchè sì tosto come voluto havresti, non sia qua venuta, nè credere perhò per questo che'l tuo amore sia magiore che'l mio; ch'io ti giuro per quello iluminoso Phebo che è qua presente, ch'io più volte mi serei levata dal gravoso lecto questa preterita nocte, se pur creduto havesse trovarti qui. Chè la più lunga nè la più fastidiosa mai non videron gli occhi mei, perhò che come aflicta et stancha de l'amoroso peso, sì come quella che da ieri in qua non ha trovato luogo stabile nè quiete a queste gravose membre, stava contemplando di te rimembrata a questa amata parete. Ma io non intendo che [16 v] vogliano inportare queste tue parole, le quale hor' ultimamente quasi con dolore et con timore hai sporte. Certo in grandissimo affanno di mente messo me hai, parendo quasi d'intendere che di me non prendi quella baldeçça che debitamente far dovresti. Non sai hormai che a te sta il comandare et a me l'ubidire? Et che me valerebbe la vita, havendoti perduto? Più caro assai mi serebbe il morire, perhò che, si tanta disgratia mi dessero gli dii che doppo te rimanesse viva, habi per certissimo che le mie medesime mani farebbono la via a questo saghurato spirito per seguirti. Per la qual cosa prendi il partito che ti pare, chè disposta sono di seguirlo. Nè voglio in questo più [17 r] al mio honore o vero alla mia vita riguardare, quanto alla tua propria, chè mai non credo vedere quel giorno nel quale se dica: Tisbe è dove il suo Piramo dimora." Piacqueno molto queste parole a Piramo, perhò che già secho pensando havea quello che fare intendea. In questo modo gli rispuose: „Se così è, o dolce mia Tisbe, come le tue parole sonano, due cose t'ha bisognio: ardimento et astucia. Io ho già proveduto il luogo dove fidandoti de venire, potremo sença essere d'alchuni veduti o sentiti, agli nostri desiderii dare compimento. Sono certissimo che è tanto el tuo inçegnio, che con diligente modo tu ti ingegniarai de ingannare li tuoi guardiani; et in ciò pensando di metergli ogni tua [17 v] cura et sentimento, acciò che lungamente del nostro amore possiamo godersi. Tu sai che fuori della cittade, quasi contingua alle mura, ci è una fonte chiamata Amorosa, così decta, imperhò che sopra di quella spandi le sue rame un'alta mora. In lo quale luogo, con ciò sia cosa che me pare dilectevole, sì per la

---

1 consumato — 2 come ghiaccio al sole *fehlt* — 8 trovarti qua; nè fastidiosa — 9 come *fehlt* — 15 quasi parendo intendere — 17 sa' tu — 19 caro mi sarebbe assai lo morire — 23 per seguirlo — 26 Tisbe dove il suo Piramo non dimora — 27 pensato — 28 e in questo; o *fehlt* — 31 da alcuno — 34 pensa; mettere — 36 fuora — 38 Il quale

belleça della ditta fonte, sì per la eminitade delle fronde, et perchè ci è assai vicino della terra, m'è parso più tosto aleçere quello avanti tutti gli altri. A questo, se l'animo ti basti di venire, doppo chel gli tuoi serano adormentati, gli potrai andare, et chi di noi più tosto vi si truova, aspecti l'altro." Parve alla giovane, che di lui sopra il conve[18 r]nevole era acesa, per compiacerli, quello che detto havea, assai facile cosa per di farlo la seguente nocte. Havendo già secho pensato la via de tradire le guardie sue, con fermo proponimento gliel promise. Perchè, presa sì facta conclusione, ambedui dallo luoco dove erano se partino, et con bramoso desiderio la nocte, la quale di vederla mille anni gli parea, con inumerabili suspiri l'aspectavano. O poverelli et sventurati amanti, con quanta velocitade coretti al doloroso passo! Assai ne haveti a lamentare della vostra misera furtuna, che tanto spacio tenendovi in tanti martiri, vi habia riserbato sì facto guidardone del vostro sagurato amore! Ben diveriti, et più [18 v] tosto che non voresti, uno solo conforto doppo sì lachrimosa fine ne rimanga: che nulla etade mai tacia di vui, nè fia, chi delgli vostri casi oda contare, non spenga lachrime vincto da smisurata compassione!

Haveva già Phebo di lungo spacio ascoso nelle salse onde le sue chiome, et Phebea regnava con splendente corna, quando Tisbe livata dalecto, nel quale simulando di dormire si era missa, postosi indosso delle più vile vestimente, et copertasi la testa con certi veli, che dai fredi ragi della luna la difendessono, prese il camino per la silente nocte de andare al luogo allei [19 r] da Piramo mostrato. Al quale venuta, non trovandolo, come quella per força ricevuta d'amore ogni paura havea della mente chaciata, se misse a sedere sopra la ripa della ditta fonte, ogni hora aspectando il disiato amante. Ma la malvaxe furtuna, la quale privato consilio con cieca mano fonde le sue male compartite gratie, con doloroso avedimento la spietata leticia subito gli rivolse in tristo pianto. Stando adunque Tisbe così pensosa sopra la fonte, come quella che essendo sola non stava perhò sença sospecto, torse indrieto gli occhii. Vide una leonça, la quale per la nuova preda con spumante sangue veniva verso la fonte per aquietare la recevuta sede. Per la quale subito levata, quivi [19 v] lasciando il velo, con il quale coperto havia la testa,

1 ditta *fehlt;* l'amenitade — 2 l'è assai; eleggerlo avanti — 3 basta — 4 gli (*vor* potrai) *fehlt* — 5 trovi — 7 di *fehlt* — 8 pensata — 9 gli rispose e promise — 10 ambedui *fehlt;* ove — 11 di veder la quale — 12 l' *fehlt* — 16 Ben vi vedrete — 17 dovereste, come uno solo — 18 fia che chi — 19 sparga — 24 postasi; coperta — 28 quella che; da amore — 30 malvagia — 31 a pravo consiglio — 32 avvenimento l'aspettata — 33 gli *fehlt* — 35 e vide — 37 per la quale cosa levata subito — 38 quivi *fehlt*

in una speloncha che vicina v'era, tutta di paura ripresa fugitte. La leonça, puoi che beuto hebbe quanto gli piacque, ritornando verso la selva, trovò gli veli che Tisbe havia lasciati per fretta di fugire in terra, et straciandoli tutti, così come benchè bevuto havessi, gli era rimasto fra gli denti del sangue della morta bestia, rotti et sanguinati gli lasciò.

Piramo, il quale era partito da casa più tardo che Tisbe, timendo che ella di lui prima non fusse giunta al luogo, con festino passo se misse ad andare verso la fonte. Alla quale venuto [20 r], vide le vestiçie della leonça lasciati; perchè spaventoso sì per erore della fiera, sì per la amata Tisbe alquanto rimase stupefacto. Ma più avanti giunto, puoi che aveduto hebbe li spogli di lei nella terra, sì come erano dalla leonça straciati et sanguinati, così Tisbe hebbe per certissimo essere dalla fiera divorata. Perchè dolore inextimabile sentendosi, tutto fuora de si medesimo, hor qua hor là, sença far motto nè lamento alchuno, furioso se mise per la tenebrosa selva a seguitare l'orma della leonça. Chi sa che impito overo qual voglia il conducesse? Forse come non curante de si medesimo per vendicarsi della sua amata Tisbe, andava cercando la leon[20 v]ça. Chi sa forsi chel non andasse più cercando di morire per gli denti di quella, agli morsi della quale credeva Tisbe havesse finito il suo corso, acciò chel gli loro corpi, li quali vivendo mai congiunti non erano, sì come in una medesima sepultura, nell corpo della bestia, ambedui insieme fossero sepelliti? Chi sa più tosto non andasse cercando se alchun peccio di lei fosse avançato algli rabiosi denti, acciò che con quelle havesse potuto rendergli più compiute exequie? Ma poi che per la obscuritade della selva gli parve non potere quello che cercando andava trovare, rimosso e volto verso la fonte, dove le vestimente de Tisbe havea lasciate. Et poi che vedute gli hebbe, ricordandosi per infinito dolo[21 r]re sopra quelle stramortito si lasciò cadere. O felice Piramo, sel gli tuoi perduti spiriti mai più in te non fusseno ritornati et a questa hora havesti terminati li tuoi compassionevoli casi! Ma non volse Idio ch'ello anchora finisse gli dolorati guai, nè con sì lieve pene trapasasse il suo angoscioso passo. Ritornati adunque li sentimenti nel suo primo vigore, livato im piedi riguardando intorno, ad alta voce così cominciò a gridare: „O alto Jove, et voi, tutti li cieli con li dei, io vi priego, se alchuna pietade mai visse in voi, profondati

1 di paura accesa — 3 ritrovò — 7 tardi — 8 prima di lui — 10 dalla — 11 per lo errore — 12 veduto; le spoglie — 13 state stracciate — 14 ebbe per certissimo Tisbe essere stata — 15 sentendo; fuori — 18 che voglia — 20 che non — 21 più tosto — 27 quello — 29 rimosse e voltò — 30 vedutele ebbe — 33 et *fehlt;* averesti — 35 tollerati guai e con; pena — 36 adonqua

questo misero corpo! Adopri in me, ardente folgore, sì che io chiuda questa misera vita! O terra, o mare, perchè non sotterati questi miseri membri?“ Poi pigliati gli straciati ve[21 v]li, infinite volte baciandoli, così disse: „Già non pensava chella crudele fortuna me havesse riserbato tale et così facto premio del mio facticoso amore, nè mi credea vedere sì lamentevole hora, quale hormai comprehendo esser fine alla mia misera vita. Assai dovea bastare a l'ira degli dei, se pure il nostro amore con miserabile fine terminare volevano, ch'almanco con pari abraciamenti amendui in una medesima hora nello obscuro abisso ne havessono profondati, acciò, sì come vivendo le nostre voglie furono sempre unite, così ad una morte le vite fussero terminate. O dura sorte, o crudeli idei, se pur siti! O trista et spiectata nocte, tanto prima da mi desiata [22 r] et assai più scura che'l fondo di le Stiçie, tu serai l'ultima a quisti dui amanti et fine di sì lunga guerra! O ursi, o lupi, o rapidi leoni, che qua intorno habitati, venite a me, et se alchuna feritade regna in voi, straciati hormai questo misero corpo! Perchè mi lasciati vivere alquanto doppo la mia Tisbe? Io l'ho morta, io l'açio conducta alla crudele fine, che davanti da me qua l'agio lasciata venire. O preciosa Tisbe, de quanto errore è stato il tuo fine! Tu sola, sença aiuto, fra gli denti della crudele bestia sono passati gli tuoi amari guai! Spaciata sei et di tal morte quale Idio t'ha concesso! che fiera et aspra debbe essere stata, et tanto più dura, quanto da [22 v] me più luntana essere ti parve, dal quale come ragione era, dovevi essere aiutata. Et io tardo et pigro come di te omicidiale, vivendo, te agio lasciata ucidere!“ Stava Piramo col viso avolto per lo gran dolore fra gli veli di Tisbe, quando intorno s'acorse cridare in vano; perchè volgiendo le parole et se medesimo percotendosi il pecto, cominciò a dire: „O fiero Piramo, privo d'ogni pietade, que conviene dimandare al tuo peccato aiuto o altro socorso? Perchè non prendi di te quel proprio tormento che la tua nequicia ha meritato, et tanto magior quanto chiede la morte di quella che tu hai morta? Nè già per queste parole rendi a ti le debite exequie. Me par' ben vile se tu non [23 r] puoi morire, nè di forte animo adimandare la morte.“ E ritrattosi a l'ombra d'uno arbore, vecino della fonte, tratta la spada, non potendosi saciare di baciare gli dilicati spogli che da molte lacrime lavati erano, così disse:

---

4 baciandoli assai; così *fehlt* — 7 misera e dolente — 11 sempre medesime, così — 13 tanto da me prima desiderata — 14 di Stige — 16 e rapidi — 17 da me — 20 qua *fehlt* — 21 orrore — 23 e qual morte Dio — 27 lasciato; Sta — 28 quando guardato alquanto intorno — 29 perchè *fehlt;* parole a se medesimo — 30 a gridare e dire — 31 qui — 36 dimandar; all'ombra della mora, vicino della detta fonte, tratto

„Oi mei molti amati veli, o soli reliquie di quella che vivendo cotanto amai, poi che alla sventurata Tisbe di tanti beni quanti nell'ampla casa del padre dimorando possedeva infine a questa hora, niente altro che questo poco spirito con il quale io parlo, gli vedo essere avançato, intendo allei rendere. Sono certissimo ch'ella aspecta; et così l'amo come vivendo facea, nè mi pa[23 v]re convenevole, poi che in vita sempre forono gli nostri animi congiunti, che hora per morte fosseno partiti. Et voi, dulcissimi spogli, che tanti me pariti per la dolce memoria di lei, seriti verissimo argumento delle nostre morte. Ma tu, o spada lucente, già più volte compagnia algli occhii più dilectevole, ti portava per più lieta giornata, nè mi credea di riserbarti a sì tristo fine. Io ti priego, poi che'l tuo benificio verso di me doppo quest'hora più avanti non si stendi, per ultimo dono mi concedi, che questa misera anima, la quale con tanta força me combatte per correre alla desiata Tisbe, subito esca da questi stanchi membri, et rimanga verissima testimoniança [24 r] del nostro intiero amore." Et questo decto, con multi stanchi et fastidiosi pensieri, baciando gl'insanguinati veli, con fiera mano, come quello che mille anni gli parea di correre a Tisbe, il ferro ascoso nello amaricato pecto, perchè bochuto cadendo, con duplicata piaga fiece la via più libera algli palpitanti spiriti.

Tisbe, doppo alquanto spacio scaciata la paura della leonça, per tema di non far aspectare Piramo, a cui non era anchora l'anima tutta uscita fuori delgli polsi, non vedendo la spada, che da l'uno et da l'altro lato del corpo trapassava, lieta, creden-[24 v]do ch'ello dormisse, dimandollo, lo cominciò a tochare. Ma poi che per ventura la mano messa nel ferro, et tutta sanguinata, timendo di quello che avenuto gli era, con spaventevole bocie incominciò a gridare: „O Piramo mio, chi t'ha così conducto? Chi t'ha così crudelmente ferrito? Sei tu il mio amato Piramo? O sagurata Tisbe! Tu sei pur quello!" Et volgiendo hor qua hor là lo morto amante, infinite volte baciandolo et tochando li perduti polsi, non si potea saciare di domandarlo per nome. Ma poi che, per li continui tochamenti, hebbe trovato gli suoi veli, gli quali stretti lui anchora tenea, così subito hebbe compreso quelli essere stati cagione della sua morte; perchè non come invaghita [25 r] di nuova paura, ma per superchio di doglia et per intolerabile dolore, chiudendoli ogni sentimento, stramortita cadde sopra

---

1 i *fehlt;* molto — 3 a questa hora *fehlt* — 5 intendo il mio rendere a lei — 9 santi — 10 della nostra morte — 11 lucente *fehlt* — 16 di — 20 ascose — 22 al palpitante spirito — 27 dimandollo e cominciò — 28 ebbe messa; et *fehlt* — 29 gli *fehlt* — 31 si crudelmente — 32 Tu non sei — 33 baciandolo et *fehlt;* toccandogli — 34 d'addimandarlo — 39 chiudendolesi

l'herba. O povera Tisbe, chi ritornarà le sue smarite force nel suo primo stato? Chi renderà gli spiriti agli morti membri? Tu sei sola nelgli diserti luoghi strangosciata. Nisuno s'aparechia al tuo soccorso, abandonata sei, et tanto più quanto la furtuna t'ha tolto il tuo Piramo, da chi convenevole era a ti desse soccorso. Meglio ti serebbe hora il morire per non aspectare sì dolorosa bataglia. — Andarono adunque gli spiriti vagando, et quando gli piacque, per li miseri membri ritornarono. Ma poi che ritornati furono nel suo primo vigore, quasi sì come da profondo som[25 v]no svegliata fosse, credendo d'essere stata d'alchuno aiutata, condogliendosi della recevuta vita, così disse: „Que facti voi, o mei chari amici? Perchè ritornati più li dolenti spiriti in questo aflicto corpo? Meglio era, se pietade alchuna vi movea, me havesti lasciata così morire, che a rinovarmi così amari pianti.“ Ma poi ch'ella potè ricognoscere il luoco dove era, ritrovandose, et ricordandosi del morto amante, rivolto agli dii cominciò con alta bocie, risonante tutta la selva, diciendo: „Chi è quello degli dii così fiero, che me aparechia a tanta guerra? Quale è tanto crudele, a chi non basti ch'io muora una volta, sença resuscitarmi la seconda, per rinovarmi [26 r] sì miserabili guai? O cieli, o terra, siti sì poveri di mostri et di serpenti, che vi ne mancha a fare ucidere questa misera feminella? Qual pena a sì gran peccato serebbe condegnia? Quando purgarò io mai questa malvaxe colpa? Sono io fugita dali denti della leonça per vedere sì spaventevole hora? Perchè non resuscitii, o Juna, contra di me quella Hydra, che contra il forte Hercole mandasti, et mandala a me? Et se quella te mancha, cerchane un'altra!“ Puoi levata im piè et voltasi a Piramo, straçandosi il viso et li capelli, con fiero et lachrimoso crido cominciò a dire in questo modo [26 v]:

O sola speranza et riposo de tutti gli mei affanni, o dolcissimo albergo de tutti gli mei pensieri, chi me t'ha tolto? Qual caso mi t'ha rubato? Che fiero da me t'ha così diviso? È questa la disiata leticia che di te prehendere mi credea? O crudel furtuna, son quisti li meriti di sì lungo....“ Ma per intolerabile dolore interotta, non potendosi sostenere, si lasciò cadere sopra di lui, et strettamente abraciandolo, lo meschiava il sangue, che della piaga con grandissima força usciva, le sue la-

1 O Tisbe povera — 3 strangolata — 5 a te si desse — 7 quanto — 8 membri senza nullo aiuto; ritornarono *fehlt* — 10 credendo essere — 11 ricevuta doglia — 14 così lasciata morire; a *fehlt;* sì — 16 rivolta — 19 a *fehlt;* cui; una sola volta — 20 resuscitare — 23 serebbe mai condegna — 24 esta malvagia; per fuggire — 25 Juno — 27 mandamela — 29 in questo modo *fehlt* — 33 Chi così fiero; così (*vor* diviso) *fehlt* — 35 lungo amore — 37 lo (*vor* meschiava) *fehlt;* meschiava al sangue

chrime, et stringnendo la fredda faççа di Piramo alla sua, dandoli infiniti baci, cominciò più caldamente a dimandarlo: „O Piramo, o Piramo mio, perchè non dai tu audiença [27 r] alle parole della tua Tisbe? Perchè non riguardi un poco verso di lei? Alça li tuoi (già lieti) occhii, et guardala così sconsolata!" Piramo, quantunque già havesse perduti gli sentimenti, pur tanto hebbe força in lui quel nome di Tisbe, che l'alma, la quale era già uscita delgli membri, ritornò nel corpo morto; et alciato gli ochi languidi verso di lei, alquanto vedutola, non potendo per la vicina morte più sostenerli, gli chiuse. Parve a Tisbe gli serasse alhora il cuore, et più volte, piena di quella vista che più avanti non era per vederla, pur di nuovo anchora il dimandava, aprendoli infinite gli morti occhi. Ma poi ch'ella hebbe compreso invano afaticarsi, nè [27 v] più valere il dimandarlo, stretto tenendolo, così disse:

„O ultimo conforto di questa sventurata, io comprehendo assai chiaramente il grande amore che tu mi portavi e il credere ch'io fusse morta t'habia condotto a sì crudo fine; nè di questo vedo altro che mi dovere essere incolpata. O Piramo mio, non dubitare che io, sì come di te umicidiale mi sento, et così compagnia ti serò agli non conosciuti luoghi. Nè altra via che quella che mostrata m'ai per seguirte disposta sono di perdere la vita, bench'io vada ad altra più dura et più crudele me[28 r]ritare; ma credo ti basti pur ch'io mora." Poi ricordandosi anchora di quello tanto amato luogo, al quale insieme il giorno avanti parlato haveano, per la dolce memoria delgli recivuti piacieri et delle suave parole, che più avanti non era per udire, con grandissima tenereça rompendo infinite lachrime, con bocie interrotta così gli cominciò a parlare:

„O dolcissime et amate parete, alle quale parlando son già più volte temperate le nostre acexe fiamme, più volte per ardenti sospiri l'habiamo con magior força abraxate, ben me sperava con più lieta [28 v] fortuna rivedervi. Hor mai vi lascio a più felici amanti. E tu, o rimola, che già fosti più chiara che'l relucente Phebo, nella quale son rechiuse tante amorose lachrime, io te adimando et pregoti, sì come sei stata più volte triumphante degli nostri alhora più venturati amori, così ti doglia

4 in verso — 5 già lieti *fehlt* — 6 avesse già — 8 alzati — 9 vedutala — 10 sostenersi; gli si serrasse — 13 infinite volte già — 15 disse ancora — 17 et come — 18 crudel — 21 nei — 22 quella mostrata m'hai; di prendere, benchè più crudel conosca meritare — 24 anchora *fehlt* — 27 delle sue parole; per grandissima allegrezza — 28 in infinite — 29 gli *fehlt* — 31 e più volte con suspiri vi abbiamo — 33 più alta; Omai — 35 rinchiuse — 36 priego

degl'infurtunati nostri casi." Sioglieva tutta via Tisbe, dicendo queste parole, le strette cinture, et rimaneva dal pecto le straciate vestimente, acciò che più libera via facesse gli taglienti ferri, quando, alciato gli ochii a l'albore, che sopra la testa si spandeva, con vista facia et bociq di lungo gridare ravolta disse: „O arbore, il quale serai testa delle nostre morti, statte con Dio, ch'io me ne parto [29 r]. Et sì come sei stata colpevole della acerba fine, così per mimoria dil nostro sangue sparso da hora avanti tu producirai li fructi sanguinenti." Poi rivolta alla luna con la mente et con le mani stese al cielo, con affectuoso strido disse:

„O Diana, luce della tenebrosa nocte, la quale sei stata più volte consia de'nostri sechreti amori, poi che a grato è stato degli dii, che così misero fine habia terminato gli nostri travagliati disii et sì facto sia il premio de sì lunga guerra, ti priego per quello amore che già al tuo pastore anchora tu portasti, poi che serai stata presente al sventurato fine, sì come sono, ti dolga di dolorusi [29 v] casi et così exaudisse li miei prieghi et faccie che l'alma mia con quella del mio amato Piramo insieme se convenga. Et voi, o dolenti padri, poi che vivendo vi piacque fusseno gli nostri corpi divisi, io con quest'altro affannato et già morto Piramo, che è qua prostratto in terra, vi preghiamo, se niente vi rimarà di quello amore che già ne portasti, per l'ultimo dono ne concedati ch'almancho, poi che haveriti cognosciuto sì perfecto amore, che gli corpi nostri amendui in una medesima sepultura siamo sepeliti; acciò che, sì come gli voleri nostri in vita furono uniti, et comunamente ne ha le alme congiunte, e così [30 r] amendui dove vi piacqua morti insieme rinchiusi siamo." Et questo detto, aconciatasi la punta della spada, che dal corpo di Piramo usciva, in meço nel suo pecto, con grandissima força sopra si li çetta, et quanto più gli fu possibile premendosi sopra di quella, pervenne ad abraciare il suo morto

---

1 de' nostri infortunati casi; Scioglieva Tisbe tutta volta — 2 e levavasi; le noiose — 3 ai taglienti — 4 alzati; sopra essa i rami spandea, con agra faccia e con alta voce gridando, così disse — 6 la quale; testimonio; mi diparto — 7 sì *fehlt;* stata presente all'acerbo — 8 a avanti spargerai i frutti — 9 Nota, Lettore, che per la pietà di questi amanti, le more che erano prima bianche, da allora in qua sono state sanguigne per l'amoroso sangue che si sparse a'piè dell'arbore chiamata mora (*steht dieser Zusatz wirklich im Ms.?*). Poi rivolta — 10 stesa; et affettuoso grido — 12 grado — 13 sì; terminati i nostri amorosi disii e tale sia — 15 pastor tanto portasti — 16 sei presente; fine a cui son giunta, ti doglii de' lacrimosi casi — 19 dolenti e sconsolati — 20 già *fehlt* — 22 v'è rimasto dell'amore; l' *fehlt* — 25 siano collocati; i nostri voleri — 26 e l'alme individuamente congiunte — 27 come vi piacerà — 29 per mezzo del petto — 30 gettò; e sopra quella, quanto . . premendosi, pervenne

amante. La dove subito ogni senso perduto, strignendolo il morto corpo, lasciò con fiera morte tutte le angosse di questa misera et dolente vita.

· Finis ·

Ad honorem Ill^{mi} domini, domini Herculis, prolis splendidissime estensis, ego, Iohannes Sabadinus de Argentis, Bononie urbis, servitor fidelis excellentiae sue, hunc libellum descripsi liberalique animo largitus fui; atque potentiorem omnibus queso, qui diu eam in tranquilo felicissimoque statu augeat, cui continue me commendo.

---

1 stringendo — 2 tutte *fehlt*

Anhang:

La historia di Pirramo e Tisbe

Florentiner Druck von 1567

(Bibliothek Wolfenbüttel, Sammelband nr. 42, VII, 13. 3).

I

NObilissima Donna, al cui valore
suggetto sarò sempre fin chlo (*l.* ch'io) vivo,
a cui renderò sempre laude e honore
et degna riverenza dove arrivo,
et se compreso ho drento il mio cuore
il tuo volere, questo a te scrivo,
di Pirramo et di Tisbe la lor sorte,
et come per amor si deron morte.

II

Ma ben ch'io conosca'l mio intelletto
non poter satisfare al tuo piacere,
il mio debil ingegno e piccoletto,
nè troppo usato è a tal mestiere;
ma perchè tu non credi che'l difetto
da me proceda, e ciò per non volere
servirti anchora, nè per fuggir fatiga,
per vostro amor prenderò tal briga.

III

Adunque se'l mio dir non sarà ornato,
se troverrai leggendo alcun errore,
la ignorantia scusi il mio peccato
imperò ch'io non son di più valore.
La colpa è tua che m'hai comandato
cosa che non son uso a tal tenore,
ma sol per ubedire al tuo comando
la bella historia ti verrò narrando.

IV

O sommo Apollo, il cui splendido raggio
a ciascun'altra stella dà splendore,
et meni dritto ciascun per suo viaggio[1]),
inspira in me tanto del tuo valore
et fa l'ingegno mio accorto e saggio,
ch'io possa raccontar l'antico amore
di Pirramo e Tisbe in vulgar versi,
de la lor morte et de lor casi avversi.

V

In Babilonia eran duoi cittadini,
nobilissimi assai, ricchi, e possenti,
quali anticamente eran vicini
et l'uno e l'altro insieme ben volenti,
et solo un muro partiva i lor confini.
Hor udirete i lor fieri accidenti:
l'un ha un figlio, e l'altro una figlioletta;
Pirramo è l'uno, l'altra è Tisbe detta.

VI

Essendo piccolini et d'una etade,
l'un l'altro ben mirabil si volia
et fra loro era tanta caritade
che l'un da l'altro mai si dipartia.
Crescendo gl'anni crescea l'amistade,
e quel che volea l'un l'altro chiedea,
et tanto amor l'un l'altro si portava
ch'ogni persona si maravigliava.

VII

La fanciullezza sua havendo passata,
la giovinetta era grandicella.
Il padre suo la facea star serrata,
perchè era fatta pellegrina e bella;
et conosceva ch'era innamorata,
sì che temea fortemente d'ella,
nè la lasciava punto andar a torno,
come faceva prima tutto il giorno.

VIII

La giovinetta di dolor moria,
perchè serrata si vedea tenere,
e notte e giorno sempre mai piangia
che'l suo Pirramo non potea vedere.
„O crudo padre, o crudel madre mia,
perchè tolto m'havete tal piacere?
Pirramo mio, ohimè, chi mi t'ha tolto,
che più veder non posso'l tuo bel volto?"

IX

Da l'altra parte il nobil giovinetto
per la gran doglia si credea morire,
et forte si battea il viso e'l petto
et piange sempre mai con gran sospire,
dicendo: „Chi m'ha tolto'l mio diletto
et fammi stare in pena et in martire?
Che maladetto il padre tuo sia
che serrata ti tiene, o Tisbe mia!

[1]) Vgl. Inf. 1, 18: ... *del pianeta Che mena dritto altrui per ogni calle.*

X

„O crudel fortuna, poi che hai spartita
la nostra cara e fedel compagnia,
hormai ti priego mi togli la vita,
che più non viva in tanta pena ria!
Poi ch'io non vedo la faccia pulita,
la qual giocondo al mondo mi tenia,
dammi la morte hormai, ch'io son contento,
sì ch'io non viva più in tal tormento!"

XI

Così languendo sua vita menava
con pianti e con sospiri notte e giorno,
et nella mente sua sì si pensava
come veder potesse il viso adorno;
e ogni suo pensier in van tornava,
et poco li valea andar d'intorno
che a uscio nè a balcon si facia;
onde Pirramo di gran doglia si moria.

XII

Pirramo, essendo in gran malinconia,
non finiva mai nel suo cuor di pensare,
come trovar potesse qualche via,
che alla sua Tisbe potesse parlare;
et modo alcun trovare non potia
ch'al suo voler potesse satisfare.
Così pensando, un giorno per ventura
Vidde nel mur di mezzo una fessura.

XIII

La qual fessura a punto rispondia
drento alla camera della Tisbe bella,
et tanto adoperò con sua maestria
che Tisbe anchora se n'accorse d'ella.
Et l'un con l'altro a parlar vi stasia
con gran piacere a quella pertusella;
con paroline dolce et humane
raccontavon d'amor lor pene strane.

XIV

Pirramo dice: „O Tisbe mia cara,
dolce mio bene et caro mio conforto,
se tu sapessi quanto è stato amara
questa mia vita e la pena ch'i' porto,
creder non lo potresti, o perla mia cara,
che mille volte già non fussi morto.
Non è huomo al mondo che mai sofrisse
tanto dolor, che in breve non morisse.

XV

„Poi che tolto mi fu tua dolce vista,
cara mia perla, che più non t'ho veduta,
è stato la mia vita tanto trista
che quasi morte per doglia m'è venuta,
se non che la speranza insieme mista
col dolor grave l'ha pur mantenuta.
Io ti prometto, Tisbe mia pulita,
poco ci andrà che finirò mia vita."

XVI

Tisbe piangendo Pirramo ascoltava
le sue parole e i suoi dolci lamenti,
poi diceva: „Signor mio, più m'agrava
i tuoi martiri che li miei tormenti.
Ma della morte mia non mi curava
se non per darti noia e scontenti;
et se non fosse stato per tuo amore,
uccisa mi sarei per gran dolore.

XVII

„Ohimè, lassa, tapina, isventurata,
o quanto amato t'ho, o Signor mio,
maladicendo chi così serrata
mi fa stare perdendo il mio disio;
spesso dicendo: O madre dispietata,
o padre crudo, iniquo, ingiusto e rio,
perchè andare non mi lasci alquanto,
ch'io vegia'l mio Signor qual amo tanto?"

XVIII

Et con parlar suave et gravi pianti
di lor martiri insieme raccontaro,
ricordandosi di lor piaceri humani
et quanto il viver loro è stato amaro.
Et poi che han raccontato i casi strani,
e già era passato il giorno chiaro,
partiasi ciascun, ben ch'a lor fosse duro,
baciando ognun dal suo canto'l muro.

XIX

Poi come fu venuto l'altro giorno,
Pirramo et Tisbe ciascun fu levato
et con diletto poi feron ritorno
a ragionare insieme al modo usato.
„Ben venga quel bel viso chiaro e adorno!"
„O Signor mio, tu sia il ben trovato!",
così si salutavan dolcementi,
incominciando i lor ragionamenti.

XX

Diceva Pirramo: „Ha, fortuna ria,
perchè mi sei sì adversa e contrar(i)a?
Perchè non mi dai tu tal modo e via
ch'abracciar possa la mia Tisbe cara?
Io l'odo, et veggio, et toccar la vorria,
onde la vita mia è tanta amara.
O Tisbe mia, che abbracciar ti potessi
sol una volta, e poi morir dovessi!

XXI

„E tu, crudele et invidioso muro,
perchè ritieni a (*l.* i) duoi fedel amanti?
Perchè sei tu tanto feroce e duro
come non t'apri agl'angosciosi pianti,

ch'entrar io possa drento al sicuro
et lei potesse far il simigliante.
ch'abracciar ti potessi, o car ben mio,
baciarti il viso, e far il mio disio?

XXII

„Se troppo fusse quel che ti chiedemo,
deh, lasciami la man un pò toccare,
ingrati verso te più non saremo
et obligati ti voglian (*l.* vogliam) restare;
et mille gratie a te noi renderemo,
se tu ci lasci insieme un poco stare:
et s'altro non poi far, questo è assai
buon refrigerio a'nostri ardenti guai."

XXIII

Et così spesso tornando a questo loco,
Pirramo un giorno cominciò a parlare
e disse: „O Tisbe, io sento a poco a poco
la vita mia per il tuo amor mancare.
Se non mi trai di questo ardente fuoco,
Non può la vita mia molto durare;
onde io ti priego, per Dio, che tu faccia
sì che chiusa ti tenga in le mie braccia.'

XXIV

Tisbe, sentendo così fatto parlare,
rispose presto con allegra faccia:
„Non ti voler, Pirramo, sgomentare,
che se far posso cosa che ti piaccia,
la vita non mi vo'risparagnare.
Comanda dunque quel che voi ch'i'faccia
chè son disposta al tutto d'obedire,
se ben sapessi, di dover morire."

XXV

Pirramo disse: „Non senza cagione
più che la vita mia sempre t'ho amata.
Adunque senza far'altro sermone,
di questo, Tisbe mia, siene pregata:
Stanotte, quando tutte le persone
si dormiranno, fa che sie levata;
di fuor di casa poi te n'anderai,
fa che nessun ti senta, se potrai.

XXVI

„E per non gire l'un l'altro cercando
è meglio ritrovarsi insieme assai;
fa stanotte nel primo sonno quando
ogn'un dorme, et levata tu serai,
et senza andar più qua e la cercando,
fuor della porta tu te n'anderai
in quel vago, bellissimo giardino
dov'è la sepoltura del Re Nino.

XXVII

„E dentro c'è una fontana bella,
appresso alla qual'(e) è un arbor moro,
et quel che prima giunge vada a quella,
l'un l'altro aspetti, e li facci dimoro.
E questo è il modo, gentil Damigella,
che mi pare a finir cotal lavoro.
Fa che habbi a mente, e tien in petto.
Tisbe mia cara, questo ch'io t'ho detto."

XXVIII

Tisbe rispose: „Hormai tu ti dispoglia
d'ogni tua pena, a me lascia il pensiero,
et della mente tua caccia ogni doglia,
chè ciò che tu hai detto verrà intero.
Hor ti rallegra, et sta di buona voglia,
chè tu m'harai in braccio com'io spero."
Et fermo in questo ogn'un se dipartio
et l'un e l'altro raccomandòssi a Dio.

XXIX

Era usanza nella antica etade,
quando un Re o gran Signor moria,
si seppelliva fuor della cittade
et nobil sepoltura si facia.
Nino gran Re, e di gran dignitade,
di Babilonia tenne gran Signoria.
Venendo a morte, dice la scrittura,
fatto gli fu mirabil sepoltura.

XXX

Adunque acciò che voi non habbiate
in questa bella historia alcun errore
et che meglio comprendere possiate
il confuso parlar che fa l'autore:
in questo luogo s'eran deputati
di ritrovarsi i duoi cari amatori,
sperando contentare la lor voglia —
et di morte sentiron l'ultima doglia.

XXXI

Pirramo in se tutto contento andava
pur aspettando le dolce promesse,
et spesse volte il sole risguardava,
et punto gli parea che si movesse.
Onde la lunga dimora sì gli aggravava
che gli parea ogn'hor' il dì crescesse.
Così languendo andò a torno a torno
che'l sol calò et fu finito il giorno.

XXXII

La bella Tisbe il simile facia,
ciaschedun'hora le pareva cento.
Poi come tempo fu, ciascun ne gia
a letto a riposar al suo talento.
La fedel Tisbe punto non dormia,
ma sempre stava con l'animo attento,
et sospirando tanto hebbe aspettato
ch'ogn'un di casa fu adormentato.

XXXIII

Essendo già meza notte passata,
sentendo Tisbe che ogn'un dormia,
et pianamente lei si fu levata,
et la sua bella veste si vestia;
et fuor di casa se ne fu andata,
che alcuna persona [mai?] la sentia,
et di notte, se n'andò senza sospetto
al loco dove Pirramo hebbe detto.

XXXIV

Ella soletta senza haver paura
aspettava il suo amante alla fontana.
Amor la facea star pronta et sicura
si che nulla temea di cosa vana.
Poi risguardando per quella verdura,
però che allhora risplendia Diana,
vidde un lione inverso se venire,
et lei tremando cominciò a fuggire.

XXXV

Fuggendo Tisbe tutta paurosa,
il suo bianco velo le fu caduto.
Havea il leone la bocca sa[n]guinosa,
però che allhora quel havea pasciuto.
Venne alla fonte senza fare posa
et si partì dapoi c'hebbe beuto,
et per ventura vidde il velo in terra:
tutto lo'nsanguinò, se'l ver non erra.

XXXVI

Pirramo giunse dirieto alla fonte
allhora quando el leon si partia,
et con sospetto et con turbata fronte
guardò d'attorno se Tisbe vedia.
Risguardando in terra vidde le pronte
et l'orme della fiera che se ne gia,
poi vide il velo ch'a Tisbe era cascato,
et tutto sanguinente, lacerato.

XXXVII

Pirramo poi che riconobbe il velo
che Tisbe fusse, morta lui credia
da quella fiera, et subito un gielo
mortal per ogni membro li corria.
Et rivoltando la sua faccia al cielo
stelle e pianeti lui maledicia,
poi ricolse quel velo insanguinato;
piangendo sotto il moro fu andato.

XXXVIII

E Pirramo lui pien di tal talento,
di mortal doglia e di malinconia,
facia sì duro et aspro lamento
che chi l'havesse visto pianto haria.
Questa notte pensava esser contento
più c'huomo alcuno che al mondo sia.
„Hoimè, quanto ho aspettato con disio
quest'hora, sì m'ha tolt'il Signor mio!

XXXIX

„Ohimè, quanto son rimasto ingannato
et la speranza mia quanto è fallita!
Questa notte mi pensava esser beato
e starmi teco, Tisbe mia pulita,
hora mi trovo il più disconsolato,
il più doloroso huom che porti vita.
Fortuna trista, qualunque ti crede,
rimane schernito, che non se n'avede!

XL

„Ohimè tapino, i' non credetti mai
esser cagion di tua morte sì dura!
Misero me, perchè ti comandai
che tu venissi, giovinetta pura,
in questi luoghi pericolosi assai
et pieni di sospetto et di paura?
Perchè prima non venni in questa riva
ch'i' fussi morto, et tu saresti viva?

XLI

„O fieri leoni, lupi, orsi, serpenti,
o crudel fiere che intorno habitate,
venite a queste membri sì dolenti,
misere e triste, hormai voi dimorate;
et della morte di Tisbe innocenti
venite sopra me, vendetta fate!
io fui cagion di farla qui venire
ond'ella è morta, e io voglio morire.

XLII

„O giovine infelice tanto pura,
che sì crudel finita hai la tua vita,
o, quanto è stata poca tua ventura
et presto tua giovinezza è finita!
O fortuna crudel, iniqua e dura,
perchè sì crudelmente l'hai punita,
questa donzella pura e giovinetta,
d'ogni peccato immaculata e netta?

XLIII

„Sia maladetto il ventre dove giacqui
et l'hora e'l punto che fui generato! [2])
Sia maladetto il giorno quando naqui,
che non fui tutto rotto e dismenbrato,
dapoi che alla fortuna tanto piacque
che sia condotto a sì misero stato!
Sia maladetto la mia crudel sorte,
poi che Tisbe per me patito ha morte!

---

[2]) S. *Ztschr. f. rom. Phil.* XLIII (1923), S. 687 (Erh. Lommatzsch); auch *Archivum romanicum* III (1919), S. 217 ff. (G. Vitaletti).

XLIV

„Ohimè, che in su la mia gioventute
più che la vita mia i' t'ho amata!
Et poi che'la fu grande e cresciuta,
la madre e'l padre la tenea serrata,
onde gran doglia al cuore i' n'ho havuta
che mille volte morte ho dimandata!
E hor c'haver credia qualche diletto,
morte crudel l'ha tolta per dispetto!

XLV

„Hor, chi mi giova andar più lamentando
de la fortuna et biastemar altrui?
Chè quando vengo poi da me pensando
che di cotanto mal cagion ne fui,
all'hora ch'io gli feci quel comando
ch'ella venisse in questi luoghi bui:
ma poi ch'io fui cagion della sua morte,
la penitentia convien ch'io ne porte."

XLVI

Poi trasse la sua spada ch'avia allato,
risguardandola alquanto con dolore,
dicendo: „Insin'adhora i't'ho portato
acciòche difendessi il tuo signore.
Hora convien che purghi il suo peccato
et dargli penitentia del suo errore,
sì ch'io ti priego che non ti dispiaccia
di darmi morte, e presto tu ti spaccia."

XLVII

E poi che questo disse, con furore
con quella spada il petto si percosse.
Poi fuor la trasse, e per il gran dolore
indietro cadde nè già più si mosse,
sì che'l suo sangue si spargia di fuore,
salia in alto come uscito fosse
d'una cannella che gittasse forte.
Così Pirramo si dette aspra morte.

XLVIII

Tisbe tremando, tutta spaventosa,
per non fallire al suo dolce amatore,
si tornò al luogo tutta desiderosa.
Impossibile è a dire il gran timore
c'havuto havia della fiera paurosa,
ch'anchora gli tremava drento'l core.
Et quando appresso fu dell'arborsello,
vidde morto giacer Pirramo bello.

IL

Allhora Tisbe tutta sbigottita
indrieto si ritrasse con timore.
Ma poi che alquanto si fu assicurata,
andògli appresso con tremante cuore,
et risguardando vidde la ferita
et riconobbe il suo caro amatore,
onde che sì gran doglia sì l'afferra
che tramortita cadde in piana terra.

L

Poi ritornò in se, tutta dolente,
vedendo il suo vel qual era cascato,
et la sua spada tutta sanguinente
et vota la guaina c'havea allato.
„Con le tue mani il tanto amor servente
conosco tu t'hai morto, oh sventurato!"
Poi scapigliata sopra il giovinetto
batteasi forte il suo bel viso e'l petto.

LI

E piangendo baciavagli il suo bel volto
e la ferita col pianto si lavava,
dicendo: „Oh, amor mio, chi mi t'ha tolto,
qual caso averso o qual fortuna prava?
Ohimè, notte infelice et cruda molto,
che con tanta allegrezza t'aspettava
credendo haver piacer, diletto e gioia:
ma morto in terra ti vegio con gran doia.

LII

„Deh, perchè non rispondi, se'l poi fare?
ch'io sono Tisbe tua quale ti chiamo.
Deh, Pirramo mio, muoviti a parlare!
ch'io son la Tisbe tua che tanto t'amo."
Pirramo udendo Tisbe nominare,
benchè già fosse per la morte gramo,
languendo alquanto gli suoi occhi aperse,
guardòlla un poco, e poi gli ricoperse.

LIII

„Oh notte più che l'altre sventurata,
qual d'ogni crudeltà ti puoi dar vanto!
O con quanta allegrezza t'ho aspettata,
credendo haver di te piacer cotanto!
Misera me, che troppo son ingannata!
tu sei pur morto, et io rimasta in pianto.
Ma prima che di qui voglia partire,
disposta son con te voler morire.

LIV

„Dapoi la morte tua, Signor mio caro,
viver non voglio più, ma per riposo
la morte mi darò, perchè più amaro
mi saia (*l.* saria) il viver che'l morir doglioso.
Perchè trovar non posso altro riparo
appresso al mio pianto sì noioso,
arma crudel, che'l tuo Signor feristi,
farai di me come di lui facisti.

LV

„Hor, che faria poi se ben vivessi,
abbandonata dal mio car Signore?
La notte e'l dì converria ch'io piangessi
et sempre stessi con doloroso cuore.
Onde mi converrebbe ch'io sostenessi
il giorno mille morte per dolore.
Adunque molto meglio è morire
che viver sempre in questo tal martire.

LVI

„Nulla altra cosa ne potrei patire
se non la morte quale t'ha conquiso.
Ma io far voglio sì che pel morire
tu non sarai però da me diviso;
over ch'io son disposta di seguire
sì come vivo morto il tuo bel viso,
et come passa il caso di tua morte,
così morendo ti sarò consorte.

LVII

„O madre mia, più ch'altra sventurata,
o quanto sarà l'animo tuo dolente,
quando la figlia tua tanto amata
morta tu troverai sì crudelmente!
Non ti gioverà di tenermi serrata,
contra fortuna già non val niente.
Hor fussi morta quando era fanciulla
semplice, piccoletta, nella culla!

LVIII

„Et non sarei cagion, madre mia cara,
di far la vita mia (*l.* tua) acerba et forte
nè di portar cotanta pena amara
quanto per mio amor convien che porte,
quando tu mi vedrai dentro la bara
giacer, finita la mia crudel morte.
Ben saria morta lieta con honore,
hor moro con vergogna e dishonore.

LIX

„Ohimè, tapina, che dirà la gente
quando il mio tristo danno saperanno?
Benchè della morte mia sia innocente,
sò che la mia follia biastemeranno.
Ma chi non conosce amor com'è possente?
Per me tapina la scusa faranno
che contra amore non può far difesa
l'anima, poi che da' suoi lacci è presa.

LX

„Questo crudel amor, son già più anni,
mi prese et strinse con le sue catene,
et sempre con sospiri et con affanni
tenuto ha la mia vita in tante pene,
et con false dolcezze et con inganni
m'ha tenuta com'a molt'altri interviene.
Hor pigli esemplo ciascun che segue amore
di me tapina e del mio caro cuore!

LXI

„Ma veramente non credo che sia
amor cagion di sì pungente male,
ma solamente la fortuna ria,
che destinata fui in tanto male.
Quel che debb'esser, pur convien che sia,
forza nè ingegno a contrastar non vale;
ma sia pur chi vuol, fortuna o amore,
chè mi convien morir con gran dolore."

LXII

Finito c'hebbe Tisbe il suo lamento,
con gran doglia 'l suo cor s'attristava
e risguardando suoi occhi con tormento
il corpo del suo amante che sì amava.
Et con dolcezza l'abbracciava cento
volte, il suo bel viso morto sì baciava;
et già disposta essendo di morire,
cotal' parole incominciò a dire:

LXIII

„Oh caro Signor mio", Tisbe dicia,
„finito ho inverso te ogni mio officio,
ma hora sol resta l'anima mia
ti venga accompagnar in tal hospitio.
Et con qualch' altra fedel compagnia
potria andar sicura in tal nequitio;
chè certa sono che anchor m'aspetta
l'anima tua per non andar soletta.

LXIV

„Et voi, molti miseri miei parenti,
de tutti quanti siatene pregati
che noi con amor congiunti e spenti
in una sepoltura sian (*l.* siam') serrati.
Di ciò vi priego che siate contenti
et per ultimi doni questi ne sian dati.
Et tu, bel arbor, che sopra noi stai,
incontinente noi duoi sì coprirai."

LXV

Poi prese quella spada sanguinosa,
in man se la recò senza sospetto.
Poi come del morir volonterosa
in su la punta si fermò col petto.
Poi si lasciò sopra essa dolorosa
come havesse la vita a gran dispetto [3];
et per le spalle la punta gli uscia,
et così Tisbe sua vita finia.

[3]) Vgl. Inf. 10, 36: *Come avesse lo Inferno in gran dispitto.*

LXVI

Poi che fu giorno, tutti i lor parenti,
sì come erano usati, si levorno
et non trovando i suoi figli dolenti
con gran tormenti si maravigliorno.
La voce si spandea fra la gente
et molti giorni cercando n'andorno,
et tanto in qua e in la furon cercati
che morti tutta dua furon trovati.

LXVII

Di cotal caso si facevan lamento,
vedendo i giovinetti sì feriti.
Ciascun' havea di ciò un gran spavento
et dalli cittadini furon sepelliti,
et posti furon in un monumento
fin che lor prieghi furon esauditi.
Et così crudel fine fu de' lor amori
de' duoi infelici et miseri amatori.

LXVIII

Adunque, gioveni, che seguite amore,
pigliate esempio a' duoi miseri amanti:
non vi fidate di amor traditore,
benchè si mostri dolce nei sembianti!
Sappiate rafrenar il vostro cuore,
se non volete rimaner con pianti,
però che'l fin d'amore è sempre stato
morte, vergogna, e dolor smisurato!

LXIX

Ma non che di costor, ma mille e mille
più begli esempi vi potrei contare,
di Paris, di Tristan, d'Hercole, e Achille,
et d'altri che saria longo il narrare,
che amor di questa vita dispartille
per non saper sua voglia rafrenare.
Certamente felice è ben colui
ch'imparar può alle spese d'altrui.

IL FINE.

Stampata in Fiorenza l'Anno MDLXVII.



Zu Molières Misanthrope.

Von allen Werken Molières ist der Misanthrope das umstrittenste und dasjenige, das durch die seit der Romantik in Fluß gekommene Umwälzung in der Interpretation des Dichters am einschneidendsten betroffen wurde. Mit dem, was darüber geschrieben worden ist, könnte man Bände füllen. Das überrascht nicht. Denn vor ihm entbrennt nicht bloß wie vor dem Tartuffe der Streit um Molières Weltanschauung und Naturgläubigkeit, nicht bloß wie vor der Frauenschule oder G. Dandin der sog. Subjektivismus-Streit und der Streit um die ernsten Hintergründe. Sondern diese drei Probleme, an denen sich die Meinungen in der Molière-Forschung von jeher besonders scharf spalteten, verknüpfen sich hier und werden zusammen akut.

Im Mittelpunkt steht die Frage, auf die sich die Diskussion letzten Endes überall zuspitzt, ob Alceste ein komischer oder tragischer Held sein soll. Die wichtigsten Deutungen der französischen Kritiker und Literarhistoriker findet man bei Michaut (Les Luttes de Molière, 1925, S. 207 ff.) zusammengestellt und erörtert. Weitaus die Mehrzahl betrachtet Alceste als die Figur, mit der Molière es hält, der seine Sympathie und Bewunderung gehört, die in seinen Augen vorbildliches, edles, tugendhaftes, tüchtiges Menschentum verkörpert, sein Ideal und seine Sehnsucht, eventuell sogar eigenes Erleben, Enttäuschungen, Verwundungen in oder außer der Ehe spiegelt, und die nach seinem Wunsch höchstens durch Oberflächenzüge wie Mangel an Augenmaß, gewisse Übertreibungen, Entgleisungen sowie durch das Unsoziale, die Inkompatibilität zwischen dem Charakter und den Forderungen der Gemeinschaft, namentlich denen der aristokratisch-höfischen Louis XIV-Gesellschaft lächerlich wirken soll.

Auch die Deutungen deutscher Literarhistoriker, die Michaut nicht anführt, und die Deutung Tilleys (1921, S. 174 ff.) bewegen sich in dieser Richtung, an deren Anfang für Deutschland die bezeichnende Äußerung Goethes steht (1828 in der Rezension von Taschereaus Molière-Biographie): „Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist und, wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber in Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.“ Ähnlich sehen (zwar mit

zahlreichen Abstufungen und Nuancierungen im einzelnen, aber doch im großen übereinstimmend) das Werk und den Helden Lotheissen (S. 278 ff.), Schneegans (S. 156 ff.), Wolff (S. 388 ff.), Friedmann (S. 83 ff.). Sehr nachdrücklich wird das zeitlich Bedingte der Komik betont, die der Erscheinung des Alceste anhaftet. Für Phil. Aug. Becker (S. 88) ist der Misanthrope „in erster Linie das psychologisch vertiefte Gemälde einer geschlossenen sozialen Gruppe". Der Dichter fühlte sich von der zeitgenössischen Gesellschaft, ihrer Boshaftigkeit, Klatschsucht, Hohlheit abgestoßen: „und bei diesem Schauspiel drängt sich ihm aus der Tiefe des Herzens die bange Frage auf, ob in dieser glänzenden, der schlichten Naturwahrheit entfremdeten, auf Konvention und Schein gegründeten Gesellschaft noch Raum sei für aufrichtiges Fühlen und für ein ehrliches Glück, und wehmütig deutet er durch seine Lösung an, daß er den freudigen Glauben an deren Möglichkeit verloren hat, und daß er nicht weit davon entfernt ist, an der sozialen Menschheit zu verzweifeln". Klemperer dagegen liest aus dem Misanthrope einen Zwiespalt heraus (Romanische Sonderart, S. 112): „Molière kennt die Natur im weitesten Sinn, er kennt die Sehnsucht nach ihr, kaum anders als Rousseau sie kannte [daher die „schmerzlichen Töne", die er für den Alceste gefunden hat]. Aber für den Ethiker Molière sehnt sich Alceste aus der wahren Natur heraus; denn sie ist ihm identisch mit der Gesellschafts- und Staatsform des Sonnenkönigtums." Interessante Detailbeobachtungen und -bemerkungen enthält das Misanthrope-Kapitel in der soeben erschienenen Monographie von Curt S. Gutkind (Molière und das komische Drama, S. 112 ff.). Die Deutung selbst scheint mir nicht überzeugend; aber meine Bedenken würden sich nur an der Hand einer Auseinandersetzung mit Gutkinds Theorie des Komischen und seiner daraus entspringenden Gesamtauffassung Molières darlegen lassen, wozu hier nicht der Ort ist.

Den Deutungsversuch, den ich im folgenden bringe, hatte ich schon in Vorlesungen vorgetragen, ehe der III. Band des verdienstlichen Molière-Werkes von Michaut herauskam (sein Aufsatz von 1905, den er S. 210, Anm. 2 erwähnt, war mir unbekannt geblieben). Unsere Wege berühren sich eine Strecke lang im Nachweis, daß Alceste als komische Figur konzipiert ist. Aber in der entscheidenden Frage, was für Molière sein eigentliches Gebrechen und seine eigentliche Versündigung ist, und weshalb er dem Spott ausgeliefert wird, gehen wir auseinander. Für die Abrundung der folgenden Analyse muß ich auf mein demnächst bei Quelle und Meyer erscheinendes Molière-Buch verweisen.

*

Daß Molière den Alceste komisch geschaut haben wollte, läßt sich zweifelsfrei erschließen. Molière, der mit der Abneigung seines Publikums gegen Unentschiedenheit und mangelnde Reinheit der Stimmung rechnen mußte und sie wohl auch selbst teilte, sorgt immer dafür, daß der Zuschauer sofort eingestellt werde, auch in Stücken, wo kaum Zweifel auftauchen könnten. Er bringt in der Exposition nicht bloß die materiellen und psychologischen Voraussetzungen, sondern beeilt sich auch regelmäßig, mit dem Finger auf die komische Figur und das Komische an ihr zu weisen, um gleich vom Eingang an die Mißbilligung und das Gelächter zu orientieren.

Am nächsten liegt der Vergleich mit den Femmes Savantes, der École des Maris und der École des Femmes, die alle durch ein Gespräch zwischen den Vertretern von zwei Parteien, Weltanschauungen, Lebenssystemen eröffnet werden. Die 1. Szene des Mis. erinnert besonders frappant an die 1. Szene der Männerschule, wie Philinte ja selbst zum Ärger des Alceste hervorhebt. Die Mahnungen des Philinte entspringen demselben Geist wie die des Ariste. Und was dieser von der „farouche humeur" sagt, die allem an Sganarelle den Stempel des Bizarren und Barbarischen aufdrückt, würde fast wortwörtlich auf Alceste und in den Mund des Philinte passen, auch seine Warnung vor Vereinzelung, die immer verkehrt ist, selbst wenn man die Weisheit des Einsamen gegen die Narrheit der Mehrzahl verkörpert. Wie Sganarelle und wie Arnolphe (Frauenschule, Vers 45 f., 72), so wird auch Alceste durch seinen Partner im Eingangsdialog dem Publikum unverblümt als komische Figur präsentiert. Die Verse 105 ff. („cette maladie... donne la comédie... vous tourne en ridicule") legen die Beleuchtung fest, in der er uns erscheinen soll. Daß Philinte sich dabei auf die Forderung rücksichtsloser Aufrichtigkeit beruft, die Alceste als oberste Richtschnur predigt, ist nur eine kleine Probe der Art, wie er auf den Freund überhaupt reagiert. Gewiß versucht er auch, ihn zu widerlegen, ihm ernst zuzureden. Aber es überwiegt doch durchaus die Ironie als Ausdruck der halb neugierigen, halb mitleidigen, immer amüsierten Nachsicht, mit der er zuhört und die sich als Lachlust ansteckend den Zuschauern mitteilen soll.

Und die „comédie", die Alceste seinen Mitmenschen bietet, macht in der Tat die dramatische Substanz des Mis. aus. Sie dauert bis zum Schluß, wo er, auch in seiner Liebe von einem letzten Schlag getroffen, beinahe in der Situation des Sganarelle und des Arnolphe abzieht. Es ist peinlich für ihn, daß die zwei, die ihm ihre Hochachtung am überschwenglichsten bekunden, Oronte und Arsinoé (die Symmetrie, die I, 2 und III, 5 verbindet, ist nichts Gleichgültiges), es in oberflächlicher Aufwallung und aus egoistischem Interesse tun und daß beide, Arsinoé

zumal, nicht zu den Menschen gehören, nach deren Sinn er sein möchte. Freilich achten ihn auch die übrigen, genau wie Philinte. Nur hindert die Achtung nicht, daß sie ihn alle, höchstens Eliante ausgenommen, trotzdem belachen. Nach Philinte gibt ihn Célimène in II mit ihrem boshaften Portrait dem Gelächter preis, das seine Starrköpfigkeit gegenüber dem Schlichtungsverfahren des Ehrengerichts noch steigert. Immer sind die „rieurs" auf der anderen Seite, wie er selbst konstatieren muß, und der Zuschauerraum wird in die Heiterkeit hineingewirbelt, die seine Erscheinung oben auf der Bühne weckt.

Molière besitzt das Geheimnis, eine einheitliche Atmosphäre zu schaffen, durch die auch Momente einer Figur und Lagen komisch getönt werden, die an sich neutral oder sogar spröde sind. Wenn man vor Alceste zaudert, so liegt das zum Teil daran, daß er hier mit verstreuten komischen Effekten sparsamer ist als in anderen Stücken. Immerhin gibt es auch um Alceste herum Komik genug, wenn nicht sehr derbe, so doch auch solche, die nicht unmittelbar aus den Charakteren fließt oder der Charakterisierung untergeordnet ist. So die mehrschichtige Komik der Sonettszene, die außer mit dem Typus des lobhungrigen Dichterlings noch mit dem zweistimmig (Alceste und Philinte) kontrastierenden Widerhall auf seine Verse und mit dem beliebten Mittel (man erinnere sich an das Duett von Trissotin und Vadius) des Umkippens von übertriebenen Hochschätzungs- und Freundschaftsbeteuerungen in Affektation wegwerfender Verachtung arbeitet. Die peripherische Komik erreicht ihren Gipfel in III, 4, und dort wird sie zugleich sehr glücklich von der Peripherie zum Mittelpunkt herübergeleitet. Denn die Szene wirkt nicht allein durch den Reiz des von maliziöser Verve sprühenden Zungengefechtes zwischen Célimène und Arsinoé. Sondern Arsinoés Bissigkeit mutet auch wie eine verzerrte Realisierung von Alcestes Verlangen nach Aufrichtigkeit an, das umso energischer ad absurdum geführt wird, je heuchlerischer ihre Haltung und je unehrlicher ihre Beweggründe sind. Der parodistische Einschlag wird noch dadurch verstärkt, daß auch Célimène, zum Spiel und um die Feindin tödlicher zu durchbohren, sich auf den Boden des Alceste stellt. Molière liebt es, seine Helden auf solche Weise durch andere Gestalten spiegeln und nachäffen zu lassen. Und daß Arsinoé gerade durch ihre Bissigkeit ihre Freundschaft bewähren zu wollen vorgibt, fügt noch ein zweites parodistisches Element hinzu. Célimène könnte der Arsinoé erwidern, was sie vorher dem Alceste erwidert hat und ihm bald wiederholen wird, daß sie für diese Art von Neigungsbeweisen dankt. Wenn sie es nicht tut, sondern den Spieß umdreht, so nur, weil Molière sich diese Spitze für Alceste selber in der nächsten Szene aufsparen wollte, wo sich die

Verhöhnung durch Parodierung fortsetzt und auf ihn direkt zurückfällt.

Auch der 5. Akt ist voll von komischen Elementen, die etwa aufkeimenden Ernst, noch ehe er sich verdichten kann, zerstreuen. Besonders ist zu beachten, wie geschickt Molière das für die Aufrechterhaltung der Grundstimmung gefährliche Problem der Koramierung der Célimène in komischem Sinn gelöst hat, indem er sie von den zwei sich grollenden Rivalen Oronte und Alceste zugleich und gewissermaßen im Wettlauf bedrängen läßt und die Einheitlichkeit der Aktion, zu der sie sich vorübergehend Schulter an Schulter verbrüdert haben, durch den in gleichen Einsätzen, Konstruktionen, Wortwiederholungen konkretisierten Parallelismus ihrer stichischen Reden untermalt (Vers 1609 ff. 1663 ff.). Die Koramierung ist ganz ähnlich komponiert wie die Enthüllung über die Herkunft der Agnès im 5. Akt der Frauenschule. Nur daß hier die auf Marionettensteifheit abzielende Künstelei des Arrangements nicht über eine theaterhafte Unwahrscheinlichkeit hinwegtäuschen, sondern an der drohenden Klippe eines Stimmungsumschwungs vorbeihelfen soll. Die darauffolgende Demütigung der Célimène durch die beiden Marquis erinnert an die Demütigung von Madelon und Cathos in den Précieuses Pridicules. Aber sofort wird von Célimène abgelenkt. Die Beflissenheit der Arsinoé, sich dem Alceste als Trösterin anzubieten, sowie das Erstaunen und die empörte Verachtung, womit sie eilends den Rückzug antritt, als er abwehrt, schaffen einen anderen kräftigen komischen Effekt, der übrigens wiederum mit einem alten Griff erreicht ist, dessen sich Molière auch anderswo bedient (man denke an den Korb, den Armande sich von Clitandre holt). Auch die letzte Werbung des Alceste ist so angelegt, daß sie ins Komische schillert. Mindestens am Schluß, wenn er Célimènes ausweichende Ablehnung durch sein Nein übertrumpft, als hätte nicht er um sie, sondern sie um ihn geworben. Man achte auch hier auf die Ähnlichkeit mit der „le rebut de madame“ verschmähenden Arsinoé. Aber welche Möglichkeiten in dem stolz und erhaben gesprochenen „Allez, je vous refuse (Vers 1783) stecken, wird besonders klar, wenn man sich an das großmütige „Allez, je le veux bien“ erinnert, mit dem Bélise, auch sie verschmäht und nur in ihre Einbildung umworben, Trissotin für die Verlobung mit Henriette freigibt (Vers 1078). In beiden Fällen dieselbe hochtrabende Geste, die aufgenötigten Verzicht in eine Großtat aus eigener Initiative umbiegen möchte und die Enttäuschung, die maskiert werden soll, doch nicht verhehlen kann.

*

Wieviel Lächerlichkeit, zum mindesten äußerliche, schon vor diesem Schlußeffekt auf Alceste selber gehäuft ist, springt in die Augen. Die Ähnlichkeit mit den Fâcheux, auf die gelegentlich hingewiesen wurde, besteht in den dem Bereich der Situationskomik angehörenden Störungen. Der Vorsatz des Alceste, heute noch Klarheit von Célimène zu erzwingen, stößt auf Hindernis um Hindernis wie das Stelldichein des Eraste, dessen ungeduldige Klagen in dem Ausruf des Alceste widerhallen: „Il semble que le sort... Ait juré d'empêcher que je vous entretienne" (Vers 1477 ff.). Aber der Fall des Alceste liegt insofern fast umgekehrt, als er nicht bloß wie Eraste Passivobjekt von Störungen ist, sondern selber für die anderen den „fâcheux" bedeutet. Was das Unterbrechungsmotiv an sich an komischer Potenz birgt, wird durch seine Versicherungen, schleunigst wiederzukommen, vervielfacht, die wie Drohungen klingen. Unter den verschiedenen Attitüden landläufiger Komik, in die Molière ihn hineinmanövriert, fehlt auch die des unerwünschten, klettenhaften Gastes nicht, der nicht wankt und weicht, bis er mit Gewalt entfernt wird.

Der „fâcheux"-Charakter, den ihm seine Hartnäckigkeit aufprägt, ist nicht die Konsequenz des radikalen Wahrheitsdrangs und seiner Verachtung jeglicher, die Wahrheit angenehm übertünchender Höflichkeit allein. Was Alceste im Verkehr vollends unmöglich macht, und nicht bloß in der geschliffenen Salonwelt, in der er leben soll, ist das undisziplinierte, jähzornige, wild aufbrausende Temperament, das ihm Molière zusammen mit einer maßlosen Übertreibungssucht mitgegeben hat. Schon die Eingangsszene zeigt ihn auf dem Siedepunkt sittlicher Entrüstung, die sich zuerst in der groben Abschüttelung des Philinte (Vers 8 ff.) und dann in einem Wortgewitter entlädt, das nicht heftiger wüten könnte, wenn Philinte den gemeinsten Schurkenstreich begangen hätte statt einer Unaufrichtigkeit, die selbst an Alcestes Elle gemessen doch nur eine läßliche Sünde darstellt, auch wenn er sich die Schmeichelei und Kriecherei des Freundes noch so sehr aufbauschend ausmalt (Vers 17 ff.). Der erste Eindruck, den wir empfangen, ist (die primitivste Quelle aller Komik) der eines ungeheuren Mißverhältnisses zwischen der Wirkung und der Ursache, die sie entfesselt hat und die Philintes Persiflage auf ihre wahren Dimensionen zurückführt. Dieselbe Übertreibungssucht, derselbe Mangel an Herrschaft über sich selbst, dieselbe Flegelei offenbaren sich nachher im Gespräch über den Prozeß und vor den Versen des Oronte bezw. dem Lob, das ihnen Philinte spendet.

Der Untertitel „L'atrabilaire amoureux", den das Stück ursprünglich trug, rückte den Helden in die Nähe der in der Männerschule verhöhnten „maris loups-garous". Sein Verhängnis

ist es, eine Frau zu lieben, die kokett, voll charmanter Frivolität, ausschließlich dafür geschaffen, im Salon plaudernd und flirtend zu glänzen, fast in allem das verkörpert, was er in der Seele haßt. Wie echt, wie tief sein Ausbruch von Leidenschaft und Schmerz in II klingt, das kann niemand überhören; ein Aufschrei wie Vers 515: „Ah que si de vos mains je rattrape mon cœur" scheint unmittelbar aus menschlicher Qual emporgestiegen zu sein. Aber nicht weniger erkennbar ist das Bestreben Molières, sofort abzuwiegeln. Die Ironie, mit der in I, 1 Philinte auf Alceste reagiert, findet in II, 1 ihre Entsprechung in Célimènes Ironie. Ebenso wiegelt Molière ab, wenn Alceste sie über den Brief an Oronte zur Rede stellt (IV, 3). Wirksam präludiert die vorhergehende Szene; für die komische Färbung ist auch ein Detail wie das zweimalige Anschnauzen des ihn unterbrechenden Philinte von Wichtigkeit. Die Unterredung selbst beschwört fortwährend Erinnerungen an I, 1 und II, 1 herauf. Die Kurve der Szene ist uns nicht weniger als der Célimène-Typus aus der modernen Literatur wohlbekannt: ein verliebter Mann, wehrlos zusammenschrumpfend im Ringen mit der Frau, die er zu zerschmettern wähnte und die, ungerührt und darum stärker als er, mit ihm das Spiel der Katze mit der Maus spielt. Die Vernichtung seiner Ankläger- und Richterpose, die in I Philinte besorgte, vollzieht sich hier von innen heraus. Sie kündigt sich schon Vers 1306 ff. in dem vagen, leer spektakelnden Drohen an, das seine Unsicherheit verbergen soll. Wenn er dann seine Klagen über ihre Grausamkeit mit der Bitte krönt, Vers 1389 f. „Efforcez-vous ici de paraître fidèle, Et je m'efforcerai, moi, de vous croire telle", so drängt sich die Erinnerung an die Frauenschule V, 4 auf, wo Arnolphe, zu spät, seine despotische Barschheit ablegt, um liebend vor Agnès zu betteln. Auch Alceste willigt ein, auf die Forderungen zu verzichten, die ihm das Lebensprinzip bedeuten; er, der intolerante, intransigente, ist bereit, seine Liebe und Ehe auf Schein und Duldung aufzubauen, wenn er sich auch unter dem Verzicht natürlich verzweifelt an die Hoffnung klammert, Célimène trotz allem nach seinem Geschmack umzuformen.

Aber dann setzt sich nach einer kleinen Senkung der Leidenschaftsausbruch fort. Seine Erklärung, Vers 1422 ff. „Ah, rien n'est comparable à mon amour extrême" (schon dadurch komisch getönt, daß für ihn immer alles unerhört, beispiellos, unvergleichbar ist, die Glut seiner Liebe nicht anders als die Scheußlichkeit der Célimène, Vers 1281 ff. oder das „cœur corrompu" des Philinte, Vers 12), nimmt die Beteuerungen von Vers 522 ff. wieder auf, nur daß sich hier sein Verlangen, zu erobern, zu besitzen, zu beherrschen, bis zu dem Wunsch versteigt, Célimène häßlich, in Elend und Armut zu sehen, damit sie alles aus seinen

Händen empfange. Ihre Antwort, Vers 1433 f. „C'est me vouloir du bien d'une étrange manière, Me préserve le ciel" reiht sich an ihre früheren ironischen Anerkennungen, aber auch an die bitter ironische Anerkennung, womit sich Alceste für Arsinoés Freundschaftsdienst bedankt, Vers 1111 f. „C'est me montrer, madame, un tendre mouvement Et de pareils avis obligent un amant." Die Ähnlichkeit insinuiert die schon vorher auftauchende Gleichung zwischen dem Wahrheitsfanatiker Alceste und der heimtückischen Denunziantin Arsinoé in dem Endziel, auf das bei beiden der (echte oder erheuchelte) Wahrheitsdrang und die (echte oder erheuchelte) Zuneigung hinauslaufen: lästig zu fallen, ein widerwärtiger Plaggeist zu werden. Die völlige Entspannung wird durch die Ankunft des Dieners gebracht, dessen Tölpelei den Akt in Possengelächter enden läßt. Aber man darf nicht vergessen, daß die große Szene in sich selbst, auch ohne diesen willkürlich angehängten und das Niveau herabdrückenden Effekt, Gegengift genug gegen den in der Situation lauernden Ernst trägt.

*

Zu den paar Verbindungslinien zwischen dem Mis. und anderen Stücken, die wir bisher angedeutet haben, fügen sich noch mehr. In einem wichtigen Teil war das Thema, wenn auch nur flüchtig, schon in den Précieuses Ridicules gestreift. Alceste sträubt sich wie Madelon und Cathos gegen die unvermeidliche Desillusionierung, die das Dasein bereitet; er hegt ein ihn übermächtig faszinierendes Wunschbild von der Wirklichkeit in sich, von dem er nicht loskommen kann. Daß es von einem hohen sittlichen Ideal beherrscht ist, nicht wie das der „pecques provinciales" von ungesund romanhafter Schwärmerei, bedingt einen Gradunterschied in der Lächerlichkeit. Aber das entscheidende Gemeinsame ist, wie er sich trotzig, unbelehrbar in einen Traum verbohrt, nach dem er die 'wirkliche' Wirklichkeit, die Frau, die er liebt, die Gesellschaft und die Menschheit umgestalten möchte: er ist von einer Torheit besessen, die keiner anderen nachsteht, von der (wie Philinte Vers 157 f. sagt) „folie à nulle autre seconde De vouloir se mêler de corriger le monde".

Wie die Deutung des Alceste und in engem Zusammenhang mit ihr schwankt auch die Deutung des Philinte. Man muß viel Sophistik aufbieten, um zu bestreiten, daß er in hohem Maß als Sprachrohr des Dichters gelten kann und daß dieser über die Art, wie J.-J. Rousseau in der Lettre à d'Alembert seine Gaunermoral („fripon") charakterisierte, den Kopf geschüttelt hätte. Wenn man zweifelt, ob Philinte sympathisch sein soll (obwohl auch das Gegenteil wenig beweisen würde), so erinnere man sich daran, wie oft Molière von zweifellos sympathisch ge-

meinten Gestalten verwandte Gedanken äußern läßt. Unsicherheit konnte vor Philinte nur deshalb entstehen, weil sein Gegenüber nicht so unerfreulich oder abstoßend wirkt wie Armande neben Henriette und Clitandre, Sganarelle neben Ariste, Arnolphe neben Chrysalde und Agnès. Aber Verse wie 145 ff. haben zuviel Echo in Molières Werk, als daß wir darin nicht seine Anschauungen vermuten dürften. Die Warnungen des Philinte vor übertriebener Strenge, seine Ermahnungen, die Menschen sanftnachsichtig zu betrachten, erhalten ihr volles Gewicht, wenn man daneben die Erklärungen liest, die der Dichter in seinem eigenen Namen in die Vorrede der Tartuffe eingeflochten hat. Was er dort gegen die Verdammung des Schauspiels und der Darstellung menschlicher Leidenschaften einwendet, kommt aus derselben Lebensweisheit und protestiert ebenfalls dagegen, daß ein für menschliche Schwäche unerreichbares Ideal von Tugend aufgerichtet werde. Der sittliche Imperativ des Alceste überspannt den Bogen ähnlich wie der der Überfrommen, die sich einbilden, Unausrottbares sei auszurotten, und damit nur Verlogenheit und Heuchelei erzeugen. Wie die Preziösen, wie Armande, wie Sganarelle, Arnolphe und wie die Ärzte (ihrem Fall gleicht der seine am meisten), so versündigt sich auch Alceste an der Natur.

Molières Naturgläubigkeit wird gewöhnlich ohne weiteres mit Glauben an die absolute Güte der Natur identifiziert. Aber (vielleicht von Anfang, mindestens vom Misanthrope an) es trennt ihn von der Naturverherrlichung der Renaissance die wichtige Nuance, daß er im Menschen wie in der Natur überhaupt Gutes und Böses, Wohltätiges und Schädliches nebeneinander gelagert und am Werk sieht, wie das deutlich Philinte verkündet (Vers 174 ff.): Schurkerei und Ungerechtigkeit gehören ebenso zu menschlichem Wesen wie zum tierischen die Beutegier von Geiern, die Bösartigkeit von Affen und die Tollwut von Wölfen. Nur muß die Natur als Ganzes, wie sie ist, akzeptiert und (bis zu gewissem Grad) respektiert werden. Wünsche können sie ebensowenig ändern wie Widerstand und Eingriffe. Arnolphe und Armande vergewaltigen bezw. verneinen legitime, bejahenswerte Tendenzen der Natur, jener, indem er in Agnès das Recht auf Liebe kränken, diese, indem sie die Liebe entsinnlichen will. Ihr Tun läuft darauf hinaus, die Menschen noch krümmer zu machen, als sie sind. Alceste versündigt sich an ihr, indem er sich weigert, an sich verneinenswerte Tendenzen als inhärent anzuerkennen, sich mit vorhandenen Krümmungen abzufinden. Das eine ist ebenso widersinnig und gefährlich wie das andere.

Was dem Alceste im Vergleich zu Arnolphe oder Armande an Frevelhaftigkeit fehlt, wird dadurch aufgewogen, daß er sich gegen wesentliche Grundlagen der sozialen Organisation sperrt, nicht nur der französischen Louis-XIV-Salonwelt, sondern der

Gemeinschaft, die zur menschlichen Natur gehört und die zusammenbrechen müßte, wenn die Menschen nicht gegenseitig mit ihrer Unvollkommenheit rechneten, sich nicht der von Philinte empfohlenen „vertu traitable" befleißigten. Bei Philinte wie bei Alceste fließen die Kritik an der Gegenwart und die an der Menschheit überhaupt häufig ineinander, wie sie auch das Wort „monde" in seiner Doppelbedeutung (mondäne Gesellschaft und Welt) gebrauchen. Aber das zeitlich und dem Milieu nach Bedingte, die „vices du temps", wie oft betont wird, stellen für Philinte nur besonders kraß gesteigerte Ausprägungen der ewigen Beschaffenheit des Menschen dar, während Alceste dazu neigt, in ihnen Entartungserscheinungen zu erblicken. Der Pessimist von beiden ist Philinte und nicht Alceste, dessen Menschenhaß und Menschenverachtung enttäuschter Liebe und einem enttäuschten Glauben an den reinen Menschen entspringen. Der Richtung seines Wollens verdankt er es, daß er nie zum Hanswursten herabgewürdigt wird wie Sganarelle und Arnolphe, nie scharf gedemütigt wird wie Armande. Aber (unabhängig von der ethischen Qualität seines Traumes) schuldig ist er doch derselben Unvernunft und muß mit ihnen angeprangert werden. Die Verachtung kann ihm geschenkt werden, aber nicht die Lächerlichkeit.

*

Molière verfährt mit Alceste mutatis mutandis nicht anders als mit den übrigen Sündern. Er arbeitet heraus, wie seine Sünde sich auswirkt und sich gegen ihn kehrt. Vor allem bemüht er sich aufzudecken, wieviel Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit bei Alceste selbst unter dem Rigorismus steckt. Bei einem Helden, dessen „folie" darin besteht, seine Mitmenschen an einem so steilen Tugendideal zu messen, mußte diese Entlarvung zum eigentlichen Witz, zur großen Gipfelpointe der Komödie werden. Was Philinte ihm vorhält, daß man von Sterblichen nicht zuviel Vollendung fordern darf, gilt auch für ihn und die Milde, die er zu üben verweigert, hätte bei ihm selbst zu beginnen. Ihm fehlt zwar nicht die „rectitude" und „pleine droiture", von der Philinte ironisch konstatiert, daß sie der Gegenstand seiner Liebe vermissen läßt. Aber ist er sonst ohne Fehl und Tadel? Die Absonderung aus der menschlichen Gemeinschaft, die er am Schluß durch Flucht in Einsamkeit bekräftigen will, verwundet ihn am schmerzlichsten dadurch, daß sie Losreißung von der immer noch geliebten Frau bedeutet. Aber in dem Schmerz, den sie ihm darüber hinaus verursacht, rächt sich an ihm der Dünkel des Besserwissens und Sichbesserglaubens, in den sich auf vielerlei Weise seine egozentrische und egoistische Haltung umsetzt. Die für die unbrückbare Unstimmigkeit zwischen ihm und der Ge-

meinschaft symbolische „fâcheux“-Komik, in die er eingewickelt wird, zeigt, in welchem Umfang Molière ihm, dem einzelnen, sich vereinzelnden, die Verantwortung aufbürdete. Die Ichsucht, die auch in seinem Fühlen für Célimène schlummert, hebt Molière nur im Vorübergehen hervor. Es interessiert ihn mehr, ihr in anderen Verkappungen und Konsequenzen nachzuspüren.

Von der Eingangsszene an sind die Züge gehäuft, die den Stoff zu dem satirischen Portrait liefern, in dem Célimène seinen „esprit contrariant“ schildert und als Triebfeder der Beharrlichkeit, mit der er ihn allerorten lärmend zur Schau trägt, die Angst denunziert, als gewöhnlicher Mensch zu erscheinen, wenn er sich auf einem Einklang mit den Mitmenschen ertappen ließe. „Je veux qu'on me distingue“ ist eine seiner ersten Äußerungen, in der charakteristisch das ihn beherrschende Bewußtsein der Überlegenheit mit ihren Prätentionen zum Ausdruck kommt. Die Verzerrungen, die ihm in bezug auf die anderen Menschen unterlaufen, indem er auch Splitter zu Balken vergrößert und Verdammung nach Verdammung schleudert, haben ihr Gegenstück in den analogen Verzerrungen, die ihm in bezug auf sich selber, sowohl auf seine Verdienste wie auf die Wichtigkeit seines Erlebens unterlaufen. Er sieht sich in der Mitte des Geschehens, die Blicke des Weltalls und der Nachwelt auf seinen Prozeß gerichtet (Vers 200 u. 1544 ff.). Daher auch das unabänderlich Superlativische seines Redens. Die Komik von Wendungen wie „mon amour ne se peut concevoir“ liegt nicht bloß in der Diskrepanz zwischen Absicht und Realisierung, sondern auch in der naiven Eitelkeit des sich aufblähenden Ich.

Daß Alceste es verschmäht, seinen Prozeß durch Schliche zu gewinnen, wird ihm auch in den Augen des Dichters zur Ehre gereichen. Aber er verzichtet auch darauf, Berufung einzulegen. Weniger, weil er einen Mißerfolg befürchtet. Als weil er auf dem untersten Grund seines Herzens Furcht vor einem Erfolg hat, weil er seinen Prozeß zu verlieren wünscht, um in seiner Meinung von den Menschen im allgemeinen und den Richtern im besonderen eklatant bestätigt zu werden. Als Philinte ihn drängt, sich mehr um den Prozeß zu kümmern, entschlüpft ihm (Vers 196) das Geständnis: „J'aurai le plaisir de perdre mon procès“, das sich ihm gleich nachher (Vers 201 f.) noch verräterischer formuliert: „Je voudrais... Pour la beauté du fait avoir perdu ma cause.“ Und was ist stärker in ihm, als das Urteil gegen ihn ausfällt, die Empörung oder die heimliche Befriedigung, der er in Vers 1540 ff. Ausdruck verleiht: „pour vingt mille francs j'aurai droit de pester Contre l'iniquité de la nature humaine“?

„Je veux me fâcher", schreit er, sobald der Vorhang sich geöffnet hat, den beschwichtigenden Freund an, mit der kindischen Starrköpfigkeit des Monomanen, deren Reflexen Molière so häufig komische Wirkungen und zugleich psychologische Perspektiven entlockt. Er hat Alceste bis zu dem Punkt getrieben, wo das Edelste, was ihn beseelt, sich selbst aufhebt, und einen Fanatiker geschildert, der auf der Lauer liegt, um Fehler der anderen, Defekte im Weltlauf zu erspähen, und derart in seine Schrulle verliebt ist, daß er betrübt wäre, wenn er keine Fäulnisflecken entdeckte, daß es ihn ärgern würde, wenn er Recht bekäme, weil er dann vor sich Unrecht hätte, der sich an seinem Zorn weidet, in seinem Unglück sonnt und in leerer Rechthaberei nach einem Martyrium dürstet, das ihn auf Trümmern triumphieren lassen soll.

Gewiß hat Molière mit Nachdruck auf die Rauheit, die Kanten und Stacheln der Schale gewiesen, die einen edlen Kern umhüllt, aber nicht weniger nachdrücklich auf den Wurmstich, der im Kern selber, so edel er sein mag, sitzt. Unter der periferischen Komik um Alceste und der Komik seiner Oberfläche findet sich eine dritte Schicht von Komik, die unmittelbar aus seinem Wesen geschöpft ist. Gerade die Stelle, wo das Achtunggebietende an ihm am ernstesten betont ist, und zwar nicht von Oronte oder Arsinoé, sondern von der ehrlichen Eliante, enthält eine vielsagende Einschränkung. Der belustigte Bericht, den Philinte von der Verhandlung vor dem Ehrengericht gibt, löst in ihr die Erklärung aus, wie hoch sie Alceste trotz seiner seltsamen Manieren („façons d'agir") schätzt (Vers 1163 ff.). Wären heutzutage nur alle aufrichtig wie er: „Et la sincérité dont son âme se pique A quelque chose, en soi, de noble et d'héroique." Die zwei Epitheta edel und heldenhaft werden in den Analysen des Mis. gern unterstrichen, und zweifellos haben sie Geltung. Aber abgesehen davon, daß sie nur die Forderung der Aufrichtigkeit charakterisieren und nicht den ganzen Alceste-Komplex, deutet das kleine „en soi", das mehr als ein bloßes Flickwort ist, die Vorbehalte an, die Molière nicht einmal im Mund der Eliante verschweigen kann.

Die Verwirrung vor dem Mis. ist nicht wenig dadurch vermehrt worden, daß der Gegensatz von tragisch und komisch mit dem Gegensatz von sympathisch und antipathisch, achtbar und verächtlich gleichgesetzt wurde, mit dem er sich keineswegs in allem zu decken braucht. Im Streit um die Frauenschule hat Molière zu Arnolphe eigens bemerkt: „il n'est pas incompatible qu'une personne soit ridicule en de certaines choses et honnête homme en d'autres." In Alceste ist wohl die Mischung anders als in Arnolphe. Aber daß er nie gemein, roh, dumm, niederträchtig,

manchmal gewinnend, ergreifend und sogar erschütternd wirkt, hindert nicht, daß auch er es für Molière wert ist, seiner Galerie komischer Käuze als Exempel menschlicher Torheit einverleibt zu werden, um zu illustrieren, daß jede Auflehnung gegen die Natur, auch in der Richtung des Besseren, jeder Versuch einer Weltkorrektur unfruchtbar ist und seine Strafe in sich trägt. Wer der menschlichen Unzulänglichkeit entrinnen will, erfährt nur, wie unentrinnbar sie ist und verfällt ihr desto gründlicher: so Alceste.

Freiburg i. Br. **H. Heiss.**

Die Quellen von Vignys Gedicht 'Le Cor'.

I.

In Bd. 153 des *Archivs f. d. Stud. der neueren Sprachen u. Lit.* (1928), S. 69-87 hat O. Schultz-Gora im Rahmen einer umfassenden Würdigung von *Alfred de Vignys Gedicht 'Le Cor'* auch die Frage nach den Quellen aufgeworfen, die der Dichter für sein Werk verwertet haben könnte, ist aber nicht zu einem eindeutigen Resultat gelangt. Daß sich das Gedicht aus zwei verschiedenartigen Bestandteilen zusammensetzt, einem lyrischen und einem epischen, sagt Schultz-Gora S. 84 [1]). Das lyrische Stück (Abschnitt I = V. 1-28, nebst V. 86), das im wesentlichen Wiedergabe von Natureindrücken und damit verbundenen Stimmungen des Dichters bietet, ist angeregt worden durch eine Exkursion, die Vigny (wahrscheinlich im Jahre 1824) in die Pyrenäen gemacht hat, und wobei er, wie Schultz-Gora S. 69 mit Recht als sehr wahrscheinlich hinstellt, den Cirque de Gavarnie mit der sogen. „brèche de Roland" besucht hat. Die Gefühle, denen Vigny in diesem ersten Abschnitt Ausdruck gibt, hat er also unmittelbar erlebt. Daran schließt sich nun das Hauptstück des Gedichtes (Abschnitt II-IV = V. 29-85), das den Heldenkampf Rolands gegen die maurische Übermacht und seinen Tod erzählt. Trotz des völlig anderen Gegenstandes steht es mit dem ersten Stück doch insofern in engem Zusammenhang, als der Dichter die eingangs geschilderte Pyrenäenlandschaft (topographisch unberechtigterweise) mit dem Schauplatz der Rolandsschlacht (bei Roncevaux) gleichsetzt und daneben noch durch das Hornmotiv eine besondere Verknüpfung herstellt: er hat in jener Gegend ein Horn gehört und wird dadurch an den Hornstoß erinnert, der in der Sage von Rolands Tod eine so wichtige Rolle spielt. Als Grundlage dieses psychologischen Zusammenhangs besteht auch eine historische Verbindung zwischen der lyrischen Eingangssituation und dem epischen Bericht: Vigny arbeitete bereits im Jahre 1823, also noch ehe er am Gavarniekessel war, an einer Tragödie *Roland*, und vielleicht hat das Interesse, das er diesem Stoff entgegenbrachte, ihn mit

[1]) Statt „rein episch" (Sch.-G. S 84) würde ich „mehr episch" für richtiger halten; denn es darf nicht übersehen werden, daß auch der epische Abschnitt unseres Gedichtes sehr stark gefühlsbetont ist, daß die Darstellung fortwährend vom Handlungsbericht zum Stimmungsmäßigen überspringt.

veranlaßt, gerade auch jene Gegend mit der Rolandbresche aufzusuchen.

Eine so enge Einheit die beiden in dem Gedicht miteinander verbundenen Elemente sonach bilden, es ist trotzdem kaum zu bezweifeln, daß sie nicht in gleich unmittelbarer Weise aus dem innern Erleben des Dichters geflossen sind. Hat er bei dem lyrischen Eingangsstück rein aus seinem Gefühl geschöpft, so ist doch hinsichtlich des epischen Teils die Annahme kaum zu umgehen, daß er bei der poetischen Gestaltung seines von der Sage ausgeschmückten historischen Stoffes Quellen vor sich gehabt hat. Denn die Kenntnis der näheren Vorgänge bei Rolands Tod, die Vigny doch in der Hauptsache der mittelalterlichen Überlieferung entsprechend berichtet, war zu seiner Zeit, wo das Rolandslied noch nicht einem modernen Publikum erschlossen war, kaum Gemeingut der Gebildeten. Über die Frage, aus welcher Vorlage Vigny die Grundzüge seiner Darstellung entnommen haben könnte, gehen die Meinungen nun auseinander. F. Baldensperger hatte im Kommentar seiner Vigny-Ausgabe[2]) kurz die Behauptung formuliert, daß die Pseudo-Turpinsche Chronik, speziell der neufranzösische Auszug in der *Bibliothèque universelle des romans*[3]), die sagenhaften Züge des Gedichts geliefert habe. Demgegenüber denkt Schultz-Gora (S. 75-76) an eine spätaltfranzösische Prosaauflösung des Rolandsliedes, die dem Dichter in modernisierter Gestalt in der sogen. *Bibliothèque bleue* zugänglich gewesen sein könnte; er stellt aber zugleich fest, daß wenigstens für einzelne Punkte daneben auch die Pseudo-Turpinsche Chronik benutzt sein müßte. Die ganze Frage bedarf daher einmal genauerer Untersuchung.

Was zunächst das Rolandslied betrifft, so ist eine Nachprüfung der Vermutung Schultz-Goras dadurch sehr erschwert oder fast unmöglich gemacht, daß Exemplare solcher Volksbücher, wie sie die *Bibliothèque bleue* bildeten, jetzt äußerst selten sind. Man wird aber doch von vornherein eine (direkte oder indirekte) Benutzung des altfranzösischen Rolandsliedes nur dann als gegeben ansehen dürfen, wenn hinreichend enge Berührungen nachweisbar sind, die nicht aus anderer Quelle stammen können. Bei der Suche nach Parallelen habe ich daher alle die Punkte zunächst beiseite gelassen, die auch im Pseudo-Turpin begegnen, und habe so nur die folgenden gefunden.

A 1. Vigny V. 69-70:

Et l'empereur poursuit; mais son front soucieux
Est plus sombre et plus noir que l'orage des cieux

[2]) *Œuvres complètes de Alfred de Vigny.* Poèmes. Paris 1914, S. 349.

[3]) Juillet 1777, 1er vol., S. 133-163.

und Rol. V. 1842:

Par grant irur chevalchet li reis Charles

wobei jedoch die Verschiedenheit der Situation nicht übersehen werden darf: bei Vigny reitet Karl (vor dem zweiten Hornstoß Rolands) weiter hinab zu Tal, also heimwärts, während er bei der angeführten Stelle des Rolandsliedes schon auf dem Rückweg in die Berge ist.

2. Vigny V. 72:

Le cor éclate et meurt, renaît et se prolonge[4])

und Rol. 1789:

Ço dist li reis: Cel corn ad lunge aleine

3. Vigny V. 80:

A l'horizon lointain fuit l'étendard du More

und Rol. 2429:

E Deus! dist Carles, ja sunt il la si luinz

4. Vigny V. 84:

Le plus fort, dans sa main, élève un cor d'ivoire

und Rol. 2389:

Sun destre guant a Deu en puroffrit

doch ist hier, abgesehen von dem wesentlichen Unterschied zwischen dem hier und dort emporgestreckten Gegenstand, noch zu beachten, daß es im *Rol.* gleich weitergeht:

Seint Gabriel de sa main l'ad pris.
Desur sun braz teneit le chef enclin,
Juntes ses mains est alet a sa fin.

In allen vier Fällen scheinen mir die Übereinstimmungen sehr wenig ausgeprägt zu sein. Da überdies die Zahl der Parallelen sehr gering ist, so dürfte kein Anlaß vorliegen, an irgendwelche Benutzung des Rolandsliedes durch Vigny zu denken.

Suchen wir nun in entsprechender Weise die Berührungen mit der Pseudo-Turpinschen Chronik[5]) zu ermitteln, so ergibt sich, daß eine längere Motivreihe beiden Texten gemeinsam ist. Da verschiedene dieser Punkte sich auch im Rolandslied finden, so ziehe ich in jedem einzelnen Falle anmerkungsweise auch die besonderen Verhältnisse dieses Textes zum Vergleich heran.

---

[4]) Hier ist das für die Beurteilung der Parallele ausschlaggebende *se prolonge* übrigens erst durch nachträgliche Änderung des ursprünglichen Wortlauts (*sonne encore*) in den Text gekommen; vgl. Schultz-Gora S. 80. Von einem Abbrechen und Wiedereinsetzen des Tones (*meurt, renaît*) steht überdies im Rolandslied nichts.

[5]) Ich lege dabei im Folgenden den schon erwähnten Auszug in der *Bibliothèque universelle des romans* zu Grunde.

B 1. Roland und Olivier als Führer der Franken [6])

Vigny V. 30:

> Il reste seul debout, Olivier près de lui

Bibl. rom. S. 151:

> Cette arrière-garde étoit commandée par le Duc Olivier, et l'illustre Comte Roland.... Roland reste presque seul au milieu des débris du corps qu'il commande.

2. Die Franken von herabrollenden Steinen bedroht [7])

Vigny V. 38:

> Et du plus haut des monts un grand rocher roula

Bibl. rom. S. 151:

> Les Sarrasins embusqués dans les gorges des montagnes, leur barrent le chemin, et en même-tems font rouler de toutes parts, sur ceux qui passent, des quartiers de rochers qui, en tuant nombre d'hommes et de chevaux, empêchent ceux qui les suivent de passer.

3. Kaiser Karl mit den Seinen auf dem Heimweg [8])

Vigny V. 45-46:

> Tranquilles cependant. Charlemagne et ses preux
> Descendaient la montagne et se parlaient entre eux

Bibl. rom. S. 152:

> ... jusqu'au corps de bataille qui étoit commandé par Charlemagne, et qui étant déjà dans la plaine, s'avançoit du côté de Saint Jean Pied-de-Port.

4. Turpin im Gefolge Karls (nicht bei Roland) [9])

Vigny V. 56:

> Turpin disait,... *usw.*

Bibl. rom. S. 155-156 wird Turpin als zum Gefolge Karls gehörig erwähnt; allerdings spricht der Kaiser nicht mit ihm, sondern (wie Rol. 1770 ff.) mit Ganelon (S. 152 und 154).

5. Erster Hornstoß und seine Wirkung auf den Kaiser [10])

Vigny V. 62-64:

> Ici l'on entendit le son lointain du cor.
> L'empereur étonné, se jetant en arrière,
> Suspend du destrier la marche aventurière

---

[6]) Rol. 2039 werden Turpin und Gualter del Hum als letzte überlebende Führer neben Roland genannt.

[7]) Dies Motiv tritt im ganzen Rolandslied nicht auf.

[8]) Rol. 706, 829, 1403, 1703, 1766 ist nur ganz beiläufig von dem Heimweg des Kaisers bzw. der Franken die Rede.

[9]) Rol. 799 bleibt Turpin bei Roland und stirbt noch vor ihm (V. 2242).

[10]) Ähnlich Rol. 1761 ff., wo aber nichts davon gesagt ist, daß der Kaiser stutzt oder anhält.

Bibl. rom. S. 152:

Il sonna donc si fort et si bien, que l'Empereur l'entendit, y fit attention, et comprit que son neveu étoit en quelque détresse. Il voulut retourner sur ses pas, mais le perfide Ganelon qui étoit auprès de lui l'en empêcha.

6. Der Begleiter bringt Karl von dem Gedanken an Umkehr ab[11])

Vigny V. 65 ff.:

„Entendez-vous?" dit-il. — „Oui, ce sont des pasteurs..." *usw.*

bis V. 69:

Et l'empereur poursuit

Bibl. rom. S. 152:

Il [Ganelon] lui remontra que si c'étoit véritablement le son du cor de Roland, c'étoit peut-être en signe de victoire qu'il sonnoit. Hélas! Charles le crut, et continua sa route.

7. Zweiter Hornruf und dessen Wirkung[12])

Vigny V. 72-75:

Le cor éclate et meurt, renaît et se prolonge.
„Malheur! c'est mon neveu! malheur! car si Roland
Appelle à son secours, ce doit être en mourant.
Arrière! chevaliers, repassons la montagne!

Bibl. rom. S. 154:

Puis voulant, en quelque façon, célébrer sa victoire, et comme le phénix chanter sa mort, et l'annoncer à l'armée de l'Empereur son oncle, il embouche encore une fois son cor d'yvoire, et en sonne avec une force étonnante. L'Empereur, quoiqu'il eût continué de s'éloigner, l'entend encore, et quoi que lui dise Ganelon, il ne peut plus s'y tromper. Ah! s'écrie Charlemagne, mon neveu est en danger, je n'en suis que trop averti; s'il en est encore tems, volons à son secours.

8. Roland wird von den Zurückgekehrten sterbend gefunden[13])

Vigny V. 82:

„J'y vois deux chevaliers: l'un mort, l'autre expirant..."

Bibl. rom. S. 155:

Son frère et son ami le trouvèrent expirant

---

[11]) Rol. 1770 ff. äußert sich Guenelon in gleicher Absicht sehr umständlich, als Begründung des Blasens heißt es V. 1780-81:

Pur un sul levre vait tute jur cornant.
Devant ses pers vait il ore gabant.

[12]) Rol. 1787-89; der Entschluß des Kaisers zur Umkehr ist nirgends ausgesprochen, nur in V. 1796 angedeutet.

[13]) Rol. 2396 stirbt der Held vor der Rückkehr Karls, so daß dieser nur die Leiche findet (V. 2435).

9. Olivier (bei Vigny auch Roland) von einem herabgerollten Felsblock zerschmettert [14])

Vigny V. 83:

> Tous deux sont écrasés sous une roche noire

Bibl. rom. S. 151:

> Il [Roland] a la douleur de voir périr à ses yeux le bon Duc Olivier, que sa valeur et son expérience n'empêchent pas de succomber sous le nombre des assaillans, et sous les quartiers de rochers.

So sind unter den vorstehend zusammengestellten 9 Zügen vier (Punkt 2, 4, 8, 9), die nur im Pseudo-Turpin, dagegen nicht im Rolandslied zu belegen sind; und bei den fünf übrigen stimmt die Vignysche Fassung in den Einzelheiten ebenfalls viel besser zu Pseudo-Turpin, so daß auch hier kein Grund vorliegt, eine Benutzung des Rolandsliedes anzunehmen. Wir haben demnach in der Pseudo-Turpinschen Chronik, speziell in dem Auszug in der *Bibliothèque universelle des romans,* die unmittelbare Vorlage Vignys zu erblicken, der sich dieser bei seiner Darstellung von Rolands Heldenkampf und Tod in fast allen Hauptpunkten angeschlossen hat.

Ein Vergleich der Quelle mit dem Gedicht ermöglicht uns nun auch im einzelnen festzustellen, an welchen Punkten Vigny von dem ihm vorliegenden Bericht abgewichen ist. Es sind die folgenden:

a) Ausgestaltung der oben in Punkt B 2 gebotenen Felsenepisode zu dem vier volle Strophen umfassenden II. Teil des Gedichts (V. 29-44); dabei hat Vigny eine besondere Nebenquelle benutzt, über die gleich (unter II) Näheres zu sagen sein wird.

b) Ausmalung der Stimmung des heimkehrenden Heeres (V. 45-53), wobei Vigny im wesentlichen seiner Phantasie [15]) zu folgen scheint.

c) Ersetzung der Person des Ganelon als Begleiter Karls durch Erzbischof Turpin; eine glückliche Änderung, durch die Vigny die im übrigen für sein Gedicht bedeutungslose Figur des Verräters ausgeschaltet und, indem er bei der Auffindung der Toten am Schluß anstelle von Rolands Bruder und seinem ungenannten Freund Karl und Turpin wieder auftreten läßt, die Geschlossenheit des Ganzen gefördert hat.

d) Einschaltung der übernatürlichen Vorzeichen der Katastrophe (feurige Wolken und Blitze, V. 57 und 61), auf die Turpin den Kaiser hinweist. Woher Vigny diese Züge hat, ist

---

[14]) Rol. 2021 stirbt Olivier an den Folgen einer im Waffenkampf erhaltenen schweren Verwundung (V. 1945).

[15]) Den Weg schildert er allerdings aus eigener Anschauung; vgl. zu V. 47-48 noch Schultz-Gora S. 69 und 71.

ungewiß. Da sie nicht aus dem neufranzösischen Auszug aus Pseudo-Turpin stammen können, denkt Schultz-Gora (S. 76) an eine Stelle in Kap. 25 der lateinischen Originalfassung, doch ist hier weder von feurigen Wolken noch von Blitzen die Rede, auch betrifft diese Stelle (was aber natürlich nicht ausschlaggebend ist) das bevorstehende Ende Karls, und wir haben sonst keinen Grund, eine Benutzung des lateinischen Textes durch Vigny anzunehmen. Da Vigny die Verwendung symbolischer Züge liebt (vgl. auch V. 7-8, 26, 84 des *Cor*), liegt es nahe, auch die durchaus symbolisch gemeinten Verse 57-61 aus Vignys Phantasie herzuleiten.[15a]).

e) Umgestaltung der harmlosen Ausdeutung, die der Begleiter Karls dem ersten Hornstoß Rolands gibt (vgl. oben Punkt B 6); Vigny hat dabei (V. 65-68) wohl wieder aus seiner Phantasie geschöpft, aber die vorher von ihm selbst gezeichnete Situation so wenig berücksichtigt, daß die dem Erzbischof in den Mund gelegten Erklärungen

V. 65-66:

ce sont des pasteurs Rappelant les troupeaux...

V. 67-68:

ou la voix étouffée Du nain vert Obéron...

im direkten Widerspruch zu dessen in V. 57-58 angedeuteter beklommener Stimmung stehen.

f) Schließlich die Umgestaltung von Rolands Tod; vermutlich erschien die überlieferte Todesart, infolge von Überanstrengung beim Hornblasen, dem Dichter nicht seines Helden würdig, darum hat er ihn das gleiche Ende finden lassen wie Olivier bei Pseudo-Turpin (vgl. oben Punkt B 9): bei Vigny werden beide Freunde gleichzeitig durch denselben Felsblock erschlagen. Auch daß der Sterbende das Horn emporstreckt, diesen symbolischen Ausdruck des vergeblichen Hilferufs, scheint der Dichter von sich aus hinzugesetzt zu haben; übrigens ist der Zug mit dem Umstand, daß der Erschlagene u n t e r dem Felsblock liegt, in der Anschauung kaum zu vereinigen.

Die Mehrzahl der angeführten Änderungen läßt deutlich das Bemühen des Dichters erkennen, den Stimmungsgehalt zu ver-

---

[15a]) Für alle Fälle möchte ich aber noch auf folgende Stelle der *Histoire de Roland, neveu de Charlemagne, composée d'après les Poëtes et les Romanciers François, Espagnols, et Italiens* hinweisen, die in der *Bibliothèque universelle des romans*, Novembre 1777, S. 109 begegnet: La bataille de Roncevaux étoit prête à se donner. Des signes funestes qui paroissoient au Ciel, et l'art de Maugis d'Aigremont, cet illustre enchanteur Chrétien, cousin et ami des fils d'Aymon et de Roland, lui indiquoient que cette action seroit terrible, et que Charlemagne et toute sa Chevalerie, et sur-tout [*sic*] Roland, y courroient de grands risques.

tiefen, also den epischen Grundton der Vorlage in den lyrischen überzuführen.

II.

Dürfen wir hoffen, mit dem Vorstehenden die Frage nach der Hauptquelle Vignys endgültig beantwortet zu haben, so bleibt noch insofern eine Schwierigkeit bestehen, als der zweite Abschnitt des Gedichts (V. 29-44) aus der von uns ermittelten Vorlage nicht hergeleitet werden kann [16]. Es wird in diesem Stück berichtet, daß Roland von den Feinden aufgefordert wird, sich zu ergeben, dies stolz zurückweist, sich dann auf einen herabgerollten Felsblock, der ihn zerschmettern sollte, hinaufschwingt und so die Feinde in Schrecken setzt. Schultz-Gora findet (S. 77) die Stelle mit Recht „sehr merkwürdig" und denkt, da er diese Züge in keiner schriftlichen Überlieferung nachweisen konnte, an die Möglichkeit, daß es sich um freie Erfindung des Dichters handele. In Wahrheit folgt Vigny auch in diesem Falle einer Vorlage, wie ich im folgenden nachweisen möchte. Es ist ein Abschnitt aus Louis-Antoine-François de Marchangy, *La Gaule poétique, ou l'histoire de France considérée dans ses rapports avec la poésie, l'éloquence et les beaux-arts,* tome III, Paris 1815, S. 71-78 [17]. In den acht Bänden dieses eigenartigen Werkes, das von 1813-1817 erschienen ist, gibt der Verfasser einen kurzen Abriß der französischen Geschichte von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und zwar mit besonderer Hervorhebung aller der Episoden, die ihm wegen ihres poetischen Gehalts für künstlerische Wiedergabe besonders geeignet erscheinen. Im Zusammenhang mit der Darstellung der Kriege Karls des Großen schaltet Marchangy an der angeführten Stelle einen „Chant funèbre en l'honneur de Roland" ein, den er, wie er in seiner Anmerkung S. 410 andeutet, zwar im Sinne der Tradition, sonst aber ziemlich frei abgefaßt hat, um damit „une idée de la force et de la renommée de Roland" zu geben. Die Vorlage, auf der Marchangy fußt, ist [18]) ebenfalls die Pseudo-Turpinsche Chronik, und zwar offenbar wiederum der früher erwähnte Auszug in der *Bibliothèque universelle des romans.*

In diesem etwas gequälten poetischen Elaborat finden wir fast die ganze Reihe von Zügen vereinigt, aus der sich die Handlung des II. Abschnitts des Vignyschen Gedichts zusammenfügt:

---

[16]) Abgesehen von den beiden oben unter B verzeichneten Punkten 1 und 2.

[17]) Baldensperges, a. a. O., S. 349 erwähnt zwar das Werk, sagt aber nichts über dessen Verwertung durch Vigny.

[18]) Was auch Baldensperger, a. a. O., ausspricht.

C 1. Die Feinde schließen Roland auf der Höhe der Berge ein

V(igny) V. 31:

L'Afrique sur les monts l'entoure et tremble encore

M(archangy) S. 74:

Le preux, sans s'effrayer, lève les yeux, et voit la cime des monts hérissée de soldats nombreux.

2. Die Feinde bedrohen Roland mit dem Tode

V. V. 32:

Roland, tu vas mourir, rends-toi, criait le More

M. S. 75:

Forts de leur nombre, et plus encore de leurs postes inexpugnables, les lâches crient au héros qu'il faut mourir.

3. Die Feinde lassen Felsblöcke von der Höhe herunterrollen [19])

V. V. 38-40:

Et du plus haut des monts un grand rocher roula.
Il bondit, il roula jusqu'au fond de l'abîme,
Et de ses pins, dans l'onde, il vint briser la cime.

M. S. 75:

ils font rouler des rochers énormes, qui, dans leur chute, détournent le cours des torrents, entraînent les neiges amoncelées.

4. Roland bedient sich des Felsen, um die Höhe zu stürmen

V. V. 42-43:

Et, jusqu'au pied des monts le roulant d'une main,
Sur le roc affermi comme un géant s'élance

M. S. 76:

les débris qu'on lui lance, les troncs d'arbres, les éclats des pics fracassés, les éboulements des montagnes, sont autant de degrés qu'il escalade pour atteindre les hauteurs.

5. Der Feind gerät darüber in Schrecken

V. V. 44:

Et, prête à fuir, l'armée à ce seul pas balance

M. S. 76:

Déjà son front terrible a dépassé l'abîme, les perfides le voient, jètent leurs armes et s'enfuient en poussant d'affreux hurlements.

Der Parallelismus dieser Stellen, die noch dazu in beiden Texten in genau gleicher Folge erscheinen, ist wohl schlagend, und es kann kein Zweifel bestehen, daß Vigny den „Chant funèbre" Marchangys bei der Abfassung seines Gedichts vor Augen gehabt hat.

---

19) Vgl. hierzu auch oben Punkt B 2.

Angesichts dieser engen Abhängigkeit ist sehr wahrscheinlich, daß auch noch bei einigen weiteren Einzelpunkten, wo Übereinstimmungen zwischen beiden Texten vorliegen, Vigny aus der gleichen Vorlage geschöpft hat. Es sind folgende Züge:

D 1. Der Kampfplatz ist eine tiefe Schlucht, deren Seiten mit Bäumen bewachsen sind und auf deren Grund Wasser fließt [20]).

V. V. 27:

Roncevaux! dans ta sombre vallée; 33: dans les eaux des torrents; 37: jusqu'au fond de l'abîme; 40: Et de ses pins, dans l'onde; 81: dans le fond du torrent.

M. S. 74:

Les sommets des hautes Pyrénées répandaient une nuit éternelle sur cet étroit sentier que resserrent les escarpements des rochers sourcilleux, et que dominent des masses pendantes et des forêts redoutées; S. 75:... détournent le cours des torrents; S. 77: tantôt se jetant en furieux au-devant de la cataracte blanchissante, il [Roland] oppose sa vaste poitrine au cours de ses ondes.

2. Die zurückgekehrten Franken erblicken von der Höhe die im Grunde der Schlucht liegenden Leichen der Helden

V. V. 81:

Turpin, n'as-tu rien vu dans le fond du torrent?

M. S. 78:

il expirait, et nos bataillons, entourant les bords de l'abîme, gémissent...

3. Wenn Vigny Roland zusammen mit Olivier durch einen Felsblock erschlagen werden läßt (V. V. 83, vgl. oben Punkt B 9), so könnte ihn dabei noch folgende Stelle mit angeregt haben:

M. S. 76:

Mais, hélas! l'amas des ruines qui portent le comte d'Angers s'écroule sous ce héros; il retombe au fond du précipice.

4. Außerdem weise ich noch auf einige wörtliche Anklänge in Einzelheiten hin:

a) V. V. 30: il reste seul debout — M. S. 76: il se montre encore debout (vgl. auch oben B 1);

b) V. V. 43: comme un géant s'élance — M. S. 77: le géant se cache entre les pins de la colline (vgl. hierzu auch V. V. 40: de ses pins);

c) V. V. 49-50: Le luth du troubadour S'accordait pour chanter... — M. S. 73: Allons accorder les lyres...;

---

[20]) So erübrigt sich also, wegen dieses Zuges an eine Benutzung von Einhards *Vita Caroli* zu denken, was Schultz-Gora S. 77-78 vorgeschlagen hatte. Daß obige Beschreibung nicht auf das wirkliche Tal von Roncevaux zutrifft, stellt Schultz-Gora ebenda fest.

d) V. V. 71: Il [Charlemagne] craint la trahison — M. S. 74: Cependant Roland... ne soupçonnait point d'embûches ni de traîtres. Il en était pourtant [21]).

Schließlich könnte man auch, außer diesen Beeinflussungen in Motiven und Ausdrucksweise, auch noch in der ganzen Art der Darstellung, die den zweiten Abschnitt des Vignyschen Gedichts kennzeichnet, eine Nachwirkung von Marchangy sehen. Dessen „Chant funèbre" gefällt sich, obzwar im Stil noch ganz klassizistisch [22]), bei der Schilderung in Einzelzügen, die (wie vielfach später bei V. Hugo) so übersteigert sind, daß sie fast lächerlich wirken. So heißt es z. B. S. 75-76:

> L'onde égarée écume et mugit, l'avalanche tonne et foudroie, des gouffres nouveaux ouvrent leurs flancs ténébreux d'où s'exhalent des feux souterrains. A cette image de la destruction, à ce désordre des éléments confondus, on dirait qu'il faut que l'univers périsse pour que Roland soit ébranlé [23]).

oder S. 77:

> Tantôt il saisit son épée et frappe en insensé les rochers qu'il fend, les arbres qu'il pulvérise [24]); tontôt se jetant en furieux au-devant de la cataracte blanchissante, il oppose sa vaste poitrine au cours de ses ondes, qu'il veut dans sa fureur repousser jusqu'à leur source.

Ein wenig von diesem Ton ist in Vignys Darstellung übergegangen, an der Schultz-Gora S. 79 „einen grotesken Anstrich" gefunden hat.

Auch bei diesen Entlehnungen aus Marchangy tritt deutlich das schon oben S. 295 konstatierte Bestreben Vignys zutage, das lyrische Element seiner Darstellung zu verstärken. Er hat vor allem solche Züge herübergenommen, die geeignet waren, den ungebrochenen Mut des Helden im Kampfe mit der Übermacht zu veranschaulichen. Die Verschmelzung dieser Einzelheiten mit der aus Pseudo-Turpin stammenden Grundhandlung war darum ohne Schwierigkeit möglich, weil ja bereits dieser die Felsenepisode enthält, die bei Marchangy nur weiter ausgestaltet worden ist.

---

[21]) Man wird also Vignys *trahison* etwa als „Hinterhalt" auffassen dürfen, und Schultz-Goras Bedenken (S. 80) gegen die Auffassung, die den Ausdruck *trahison* auf Ganelons Werk beziehen möchte, erscheint durchaus begründet.

[22]) Vgl. z. B. S. 78 die Umschreibung des Horns: *car lui seul* [Roland] *pouvait faire résonner avec tant de force le belliqueux instrument des forêts et des champs.*

[23]) Sollte nicht vielleicht diese Stelle den Anstoß zu der oben S. 293 f. (unter d) besprochenen Einschaltung der übernatürlichen Vorzeichen gegeben haben können?

[24]) Marchangy macht hierzu selbst folgende Anmerkung: „Ces hyperboles paraîtront bien exagérées; cependant elles sont fort raisonnables, si on les compare à celles que les romanciers et quelques annalistes emploient dans le même sujet..."

Die Heranziehung von Marchangys Text ermöglicht uns schließlich auch, die mancherlei Unklarheiten aufzuhellen, die gerade dieser II. Teil des Vignyschen Gedichtes enthält, und auf die auch Schultz-Gora S. 79 hingewiesen hat. Der Vorgang bei Vigny ist so zu denken: Die Feinde umgeben den in der Tiefe der Schlucht befindlichen Roland auf der Höhe der Berge, können ihm also (ohne herunterzusteigen, was entweder bei der Steilheit des Abfalls schwierig oder wegen der Stärke Rolands zu gefährlich ist) nicht ohne weiteres beikommen. Darum lassen sie Felsblöcke von oben hinabrollen, die den Helden zerschmettern sollen. Den ersten Block begrüßt Roland mit einem Wort des Dankes, daß er ihm einen Weg gebahnt habe (wohl durch den den Abhang bedeckenden Wald hindurch, dessen Bäume er knickt[25]); Roland scheint also vorzuhaben nach oben zu stürmen, um die Feinde mit der Waffe anzugreifen). Er rollt nun den Block an die Steilwand der Schlucht heran[26]) und schwingt sich auf ihn hinauf, um von dieser erhöhten Basis aus leichter die Höhe zu erreichen, wo die Feinde stehen. Diese geraten in Schrecken, als sie sich bedroht sehen, fliehen aber offenbar doch nicht, sondern fahren mit dem Rollen von Felsblöcken fort, deren einer dann die beiden Kämpfer Roland und Olivier unter sich begräbt[27]).

III.

Unsere Untersuchung hat uns gezeigt, daß Vigny bei der Abfassung seines Gedichtes in weitgehendem Maße von Vorlagen abhängig war; gerade der Kern des erzählenden Teils, die Schilderung von Rolands Kämpfen und Sterben, lehnt sich eng an die beiden oben ermittelten Quellen an. Umso höher hat man dem Dichter anzurechnen, daß es ihm gelungen ist, die Einheitlichkeit der Stimmung durch das Ganze hindurch festzuhalten; denn bei der Entstehung des Gedichts aus den beiden oben S. 288 angegebenen völlig verschiedenen Grundmotiven heraus, ist es nur die poetische Stimmung, die die innere, ästhetische Einheit des Gedichtes aufrecht erhält. Der wehmütige, schmerzlich resignierte Ton, der in den lyrischen Eingangsstrophen auf Grund unmittelbaren Erlebens erklingt, durchzieht auch das mehr

---

[25]) Oder ist der „Weg" so gemeint, daß der Block als Stufe oder Treppe nach oben dienen soll?

[26]) Aber kaum aus dem Abgrund heraus, wie Schultz-Gora meint, sondern in der Tiefe selbst.

[27]) Wie Roland, dem es offenbar nicht gelingt, die Bergeshöhe zu erreichen, von dem Felsen herunter und in die Nähe Oliviers kommt, sagt Vigny nicht; bei M. wird ausdrücklich erzählt, daß Roland von der Höhe seiner aufgetürmten Blöcke herunterstürzt (vgl. oben Punkte C 4 und D 3), von Olivier ist nicht die Rede, es war nur schon vorher (M. S. 76) gesagt worden: *Ses compagnons ont disparu.*

epische Hauptstück, nur hier aus reflektierendem Nachempfinden der Sagenüberlieferung heraus erwachsen. Wenn aber der Sagenstoff so von der persönlichen Empfindung des Dichters umrankt und getragen wird, so hat dies noch die besondere Wirkung, daß das in diesem Stoffe enthaltene Tatsächliche, Zeitgebundene vertieft wird zu einem allgemein menschlichen Problem: an der Hand von Rolands Ende zeigt uns das Gedicht das Schicksal des Helden überhaupt, und dieses Ende, wie Vigny es sieht, ist notwendig und unentrinnbar der Untergang [28]).

Die Wirkung des Gedichts wird nun allerdings durch zwei fühlbare Mängel beeinträchtigt. Der eine ist die geringe Anschaulichkeit der Darstellung: vieles in dem erzählenden Teil erschließt sich nicht einem vollen Verständnis, weil es nicht klar gesehen ist. Möglicherweise trägt hieran die Abhängigkeit von den beiden Quellen mit die Schuld, die beide nicht besonders anschaulich sind; jedoch tritt dieser Mangel auch sonst bei Vigny hervor [29]). Daneben erschwert auch die Unbestimmtheit des Ausdrucks bisweilen dem Leser das Verständnis. Dieser zweite Grundfehler Vignyscher Poesie [30]) schafft auch in unserem Gedicht verschiedentlich durch die Ungenauigkeit im Gebrauch der Wörter Schwierigkeiten, ohne daß dieser Nachteil immer durch besonders glückliche poetische Wirkungen aufgewogen würde. Schultz-Gora hat sich bereits bei einer ganzen Reihe von Stellen bemüht, deren genauen Sinn zu erfassen. Auch ich möchte hier noch auf einige Fälle solcher Art kurz eingehen.

V. 7-8:

> Car je croyais ouïr de ces bruits prophétiques
> Qui précédaient la mort des paladins antiques.

Daß bei diesen *bruits prophétiques* an den Hornruf Rolands zu denken ist, lehrt wohl der Zusammenhang. Dabei befremdet aber einerseits der Ausdruck *bruit* für den Hornklang, anderseits das Attribut *prophétique,* da der Hornstoß wohl als Hilferuf, aber kaum als Voraussage des Todes des Helden aufgefaßt werden kann (trotz V. 74). Eher möchte man die Lichterscheinungen in V. 57-61 als „prophetisch“ ansprechen.

V. 24: *romance* (vgl. Schultz-Gora S. 86) scheint mir dem Zusammenhang nach nur das Lied, die Melodie bezeichnen zu

---

[28]) Vgl. auch P. Sakmann in *Dichter und Schriftsteller in der Schule.* Leipzig 1916, S. 180.

[29]) Ed. Herriot, *Précis de l'histoire des lettres françaises,* Paris o. J., S. 838 sagt m. E. durchaus zutreffend von Vigny: „chez lui, l'intelligence a été plus forte que l'imagination n'a été brillante.“

[30]) H. Pergameni, *Histoire générale de la littérature française,* 2ᵉ éd., Bruxelles 1903, urteilt S. 568: „La plupart de ses poèmes... brillent plus par le fond que par la forme, souvent pénible, rocailleuse et dure, parfois aussi originale et puissante.“

können, die (nach V. 18) auf dem Horn geblasen wird; die ebenfalls recht ungewöhnliche Verbindung *les chants de la romance* wäre also etwa mit „die Klänge des Liedes" wiederzugeben.

V. 40: Et de ses pins, dans l'onde, il vint briser la cime.

Bezieht sich das *ses* auf das unmittelbar vorhergehende *jusqu'au fond de l'abîme?* dann hat man wohl den Zusatz *dans l'onde* so aufzufassen, daß der Felsen die Stämme des Abhangs abknickt, mit sich in die Tiefe reißt und im Bett des Baches, der auf dem Grunde der Schlucht fließt, nochmals knickt. *ses* auf das Subjekt (*un grande rocher,* V. 38) zu beziehen, scheint mir kaum angängig zu sein.

V. 47: *par leurs eaux signalées* (Schultz-Gora S. 71-72). Ich möchte glauben, daß der Plural *eaux* hier doch nicht in extensivem Sinne (Wassermengen) steht, wofür ja auch keine sachlichen Voraussetzungen vorzuliegen scheinen, sondern als „Mineral-, Heilquellen" aufzufassen ist (Littré, *eau,* Nr. 6).

V. 56: *tenant les saintes amulettes* (Schultz-Gora S. 81). Ich bin geneigt, besonders wegen des Zusatzes *saintes, amulettes* hier (mit Bornecque-Röttgers) als *reliques* aufzufassen, die allerdings wohl als Talismane dienen sollen [31]), und *tenant* so zu deuten, daß der Erzbischof kraft seiner geistlichen Würde die Reliquien in Verwahrung hat und trägt. Daß Reliquien auf Reisen und Kriegsfahrten mitgenommen wurden, bezeugt Du Cange, *Glossarium* II 117 Sp. 2 und VII 114 Sp. 1; und daß solche Reliquien, die eine Gesamtheit von Personen schützen sollen, auf Märschen usw. besonders gern geistlichen Würdenträgern anvertraut wurden, scheint mir aus zwei Stellen von Gui de Cambrai, *Balaham und Josaphas* hervorzugehen: vgl. V. 5097-98 und 5208-10 der Ausgabe von C. Appel (Halle 1907).

V. 64: *la marche aventurière* (*du destrier*): *aventurier* hier wohl kaum „abenteuerlich" (weil das Streitroß „den Reiter zu Krieg und Abenteuern trägt", Schultz-Gora S. 81), denn davon ist in dem hier vorliegenden Zusammenhang nicht die Rede (die Franken kehren ja in die Heimat zurück), sondern im Sinne von *aventureux* = s'abandonnant au hasard (Littré); d. h. die Reiter überlassen die Pferde sich selbst, worin die sorglose Stimmung der Heimkehrenden zum Ausdruck kommt.

V. 68: *le nain vert Obéron* (Schultz-Gora S. 81): steht hier *vert* wirklich als Farbenbezeichnung? Auch die übertragene Bedeutung „jugendfrisch" ließe sich rechtfertigen, da dieser Zwergkönig nach dem Epos *Huon de Bordeaux* trotz seines tausend-

---

31) Vgl. den Beleg bei Littré, *Dictionnaire* IV 1585: les reliques que le roi [Louis XIV] portait sur lui.

jährigen Alters wie ein fünfjahriger Knabe aussieht; Vigny konnte diese Einzelheiten aus der Nacherzählung kennen, die die *Bibliothèque universelle des romans*, Avril 1778, vol. II, S. 9 ff. enthält (vgl. im besonderen S. 32 und 38).

Anhangsweise möchte ich noch eine kurze Bemerkung über Roland in der französischen Lyrik vor Vigny hinzufügen. Schultz-Gora zitiert S. 72 einige Verse aus W. Scotts Roman *Rob Roy* (1817) und bemerkt dazu: „Vielleicht als der erste seit dem Mittelalter hat Scott hier Verse über Roland gemacht." Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß bereits im 18. Jahrhundert zwei oder drei Lieder entstanden sind, die Roland als Helden haben.

Zunächst ist ein von dem Marquis de Paulmy verfaßtes Lied zu erwähnen, das Jean-Benj. de Laborde, *Essai sur la musique ancienne et moderne,* t. II, Paris 1780, S. 117-119 nebst Melodie abdruckt. Es betitelt sich *Chanson de Roland,* und umfaßt 11 Strophen; voran geht ein Refrain von 4 Versen, der nach jeder Strophe zu wiederholen ist. Der Anfang lautet:

Soldats français, chantons Roland,
De son pays il fut la gloire;
Le nom d'un guerrier si vaillant
Est le signal de la victoire.

Roland étant petit garçon
Faisait souvent pleurer sa mère;
Il était vif et polisson:
Tant mieux, disait monsieur son père,
A la force il joint la valeur,
Nous en ferons un militaire.
Mauvaise tête avec bon cœur,
C'est pour réussir à la guerre.
Soldats français *etc.*

In diesem leichtfertigen, bisweilen ans Burleske streifenden Tone geht es weiter, und es werden sein kriegerischer Mut (Str. 2), seine Tapferkeit im Einzelkampf (3), seine Bescheidenheit im Felde (4), seine Menschlichkeit gegenüber dem besiegten Feind (5), sein blinder Gehorsam gegenüber Karls Befehlen (6), seine christliche Gesinnung (7), seine Mäßigkeit im Genuß des Alkohols (8) und sein Verhalten gegenüber seinen Kameraden (9) gerühmt, sein Verhalten in Liebesangelegenheiten als weniger vorbildlich hingestellt (10) und zum Schluß, in Strophe 11, seine Karriere folgendermaßen dargestellt:

Roland fut d'abord officier,
Car il étoit bon Gentil-homme;
Il eut un Régiment entier
De son Oncle Empereur de Rome;

Il fut Comte, il fut général,
Mais vivant comme à la chambrée,
Il traitoit de frere et d'égal
Chaque brave homme de l'armée:
  Soldats *etc.*

Der Held Roland ist hier also durchaus im Sinne eines militärischen Ideals des 18. Jahrhunderts gezeichnet; nach irgendwelchen Spuren mittelalterlicher Überlieferung würde man vergebens suchen.

Von diesem selben Gedicht existiert noch ein anderer, um 3 Jahre älterer Abdruck, nämlich in der *Bibliothèque universelle des romans*, Décembre 1877, S. 212-215. Dort steht es unter dem gleichen Titel, aber ohne Angabe des Verfassers, auch ohne Melodie, und mit einer kleinen Abweichung im Texte[32]). Man wird anzunehmen haben, daß beide Abdrücke unabhängig voneinander auf einen noch älteren zurückgehen, den ich aber im Augenblick nicht nachzuweisen vermag.

Ein zweites Lied auf Roland hat Joseph Rouget de Lisle, den Dichter des *Marseillaise*, zum Verfasser. Ich finde einen Hinweis darauf in dem oben (Anm. 30) zitierten Buche von Pergameni, S. 636 Anm. 2; danach ist es betitelt *Roland à Roncevaux*[33]), ist ebenfalls mit Refrains ausgestattet, also wohl auch zum Gesang bestimmt, und 1792 entstanden. Da mir ein Abdruck des Textes nicht zugänglich war, vermag ich Näheres darüber nicht zu sagen.

Einen dritten, sehr merkwürdigen Text druckt schließlich Laborde, *Essai* II 143 ab. Das hier gebotene Bruchstück soll angeblich die Übersetzung eines Liedes sein, das der Marquis de Viviers-Lansac aus dem Munde der Pyrenäenbauern aufgezeichnet haben will und das das Fortleben einer volkstümlichen Rolandüberlieferung in der Gegend seines Untergangs beweisen soll. Die Verse lauten:

O Roland! honeur de la France,
Que par toi mon bras soit vainqueur!
Dirige le fer de ma lance
A percer le front, ou le cœur
Du fier ennemi qui s'avance.
Que son sang coulant à grands flots
De ses flancs, ou de sa visiere,

[32]) Die Strophen 8 und 9 bei Laborde erscheinen hier an 10. und 8. Stelle, zwischen beiden steht eine neunte, das Verhalten Rolands gegenüber der Zivilbevölkerung rühmende, Strophe, die von Laborde vielleicht absichtlich unterdrückt worden ist. Dieser ältere Abdruck bietet also im ganzen 12 Strophen.

[33]) Auch Jul. Tiersot, *Les fêtes et les chants de la Révolution française*. Paris 1908, S. 210 erwähnt ganz kurz dieses Lied.

Bouillone encor sur la poussière,
En baignant les pieds des chevaux!
O Roland! *etc.*

Der durchaus literarische Stil dieser nichtssagenden Verse und die dem Geschmack des 18. Jahrhunderts entsprechende metrische Form der Strophe lassen als völlig undenkbar erscheinen, daß dieses Stück das ist, wofür Laborde es ausgibt[34]). Es wird sich also wohl um eine freie Schöpfung jener Zeit handeln, die für uns nur insofern von Interesse ist, als sie, zusammen mit dem Liede Paulmys, zeigt, wie etwa Gedichte auf Roland ausfallen mußten, wenn ein Dichter lediglich auf Grund der unter den Gebildeten jener Zeit herrschenden vagen Vorstellungen von dem Helden, ohne quellenmäßige Verwertung alter schriftlicher Überlieferungen, den „Stoff" zu gestalten versuchte.

IV. (Nachtrag)

Zufällig habe ich den Text des Liedes *Roland à Roncevaux* von Rouget de Lisle, den ich inzwischen (August 1928) sogar auf der Pariser Nationalbibliothek vergeblich gesucht habe, in einem in der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek vorhandenen Notenwerk gefunden:

Cinquante chants français. Paroles de différens auteurs. Mises en musique avec accompag[nt] de Piano par Rouget de Lisle. Paris, o. J. [1825].

Hier steht das genannte Lied, dessen Titel den Zusatz *Chant national* (*Strasbourg, Mai 1792*) trägt, als erstes Stück, auf S. 2-5. Als Verfasser gibt sich *R. D. L.* selbst an.

Wegen der schweren Zugänglichkeit teile ich zunächst den Wortlaut des Liedes mit:

I. Où courent ces peuples épars?
Quel bruit a fait trembler la terre,
Et retentit de toutes parts?
Amis! c'est le cri du dieu Mars,
Le cri précurseur de la guerre,
De la gloire et de ses hasards.
Mourons pour la patrie, mourons pour la patrie:
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

II. Voyez-vous ces drapeaux flottans
Couvrir les plaines, les montagnes,
Plus nombreux que les fleurs des champs?
Voyez-vous ces fiers mécréans
Se répandre dans nos campagnes,
Pareils à des loups dévorans?
Mourons etc.

[34]) Herr Prof. Fr. Ludwig in Göttingen macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß Laborde sich auch in anderen Fällen bewußte Fälschungen geleistet hat.

III. „Combien sont-ils? combien sont-ils?"
Quel homme ennemi de sa gloire
Peut demander combien sont-ils?
Eh! demande où sont les périls:
C'est là qu'est aussi la victoire;
Lâche soldat! combien sont-ils?
Mourons etc.

IV. Suivez mon panache éclatant,
Français! ainsi que ma bannière,
Qu'il soit le point de ralliement.
Vous savez tous quel prix attend
Le brave qui dans la carrière
Marche sur les pas de Roland.
Mourons etc.

V. Fiers paladins, preux chevaliers,
Et toi surtout, mon frère d'armes,
Toi, Renaud, la fleur des guerriers!
Voyons de nous qui les premiers,
Dans leurs rangs portant les alarmes,
Rompront ce mur de boucliers.
Mourons etc.

VI. Courage, enfans, ils sont vaincus;
Leurs coups déjà se ralentissent;
Leurs bras demeurent suspendus.
Courage! ils ne résistent plus;
Leurs bataillons se désunissent;
Chefs et soldats sont éperdus.
Mourons etc.

VII. Quel est ce vaillant sarrasin
Qui, seul, arrêtant notre armée,
Balance encore le destin?
C'est Altamor, c'est lui qu'en vain
Je combattis dans l'Idumée:
Mon bonheur me l'amène enfin!
Mourons etc.

VIII. Entends-tu le bruit de mon cor?
Je te défie à toute outrance;
M'entends-tu, superbe Altamor?
Mon bras te donnera la mort,
Ou si je tombe sous ta lance,
Je m'écrierai, fier de mon sort:
Je meurs pour la patrie etc.

IX. Je suis vainqueur, je suis vainqueur...
En voyant ma large blessure,
Amis, pourquoi cette douleur?
Le sang qui coule au champ d'honneur,
Du vrai guerrier c'est la parure;
C'est le garant de sa valeur.
Je meurs pour la patrie etc.

Sinn und Idee des Gedichtes sind klar: der Dichter will (offenbar anläßlich des im April 1792 erklärten Krieges an

Österreich) durch das Beispiel Rolands seine Landsleute dazu begeistern, heldenmütig fürs Vaterland zu kämpfen und, wenn nötig, zu sterben. Dem entspricht seine Auffassung von Roland: er sieht in ihm einen tapferen Krieger, der nicht nur als Heerführer die Seinen zu Heldentaten anfeuert, sondern sich auch im Einzelkampf heldenhaft schlägt.

Höchst auffallend sind jedoch Rougets Angaben über die näheren Umstände, unter denen diese Rolandsschlacht vor sich geht: die Ungläubigen fallen mit großer Übermacht in Frankreich ein (Str. 2), Roland tritt ihnen an der Spitze der Franzosen entgegen (Str. 4), neben ihm kämpft sein Waffenbruder Renaud (Str. 5); die Feinde werden besiegt (Str. 6), nur Altamor leistet hartnäckig Widerstand (Str. 7); Roland greift ihn, mit dem er schon einmal unentschieden in Idumée gekämpft hat, an, nachdem er ihn durch Blasen seines Horns herausgefordert hat (Str. 8), und tötet ihn, wird dabei aber selbst so schwer verwundet, daß er stirbt (Str. 9). Aus der Überschrift entnimmt man noch, daß der Kampf bei Roncevaux stattfindet.

Diese Angaben stehen fast Zug um Zug im direkten Widerspruch zu allen mittelalterlichen Rolandüberlieferungen, wie wohl kaum noch im einzelnen nachgewiesen zu werden braucht. Traditionsgemäß sind nur zwei Punkte: daß Roland in einem Kampfe mit Ungläubigen fällt, und daß dieser Kampf bei Roncevaux stattfindet. Damit erhebt sich die Frage, woher die Einzelheiten in Rougets Darstellung denn sonst stammen mögen, und im besonderen, ob der Dichter dabei einer bestimmten Quelle folgt.

Ein besonders charakteristischer Zug bei Rouget ist, daß Renaud, der als Rolands Waffenbruder und „la fleur des guerriers" bezeichnet wird, in der Sarazenenschlacht an Rolands Seite mitkämpft (Str. 5). Die hier zutagetretende besonders hohe kriegerische Einschätzung Renauds ist für Frankreich recht ungewöhnlich, trifft aber für den Rinaldo aller italienischen Rolandepen seit dem *Orlando* [1]) zu. Eine unter diesen Dichtungen läßt nun tatsächlich Rinaldo an der Schlacht bei Roncevaux teilnehmen, nämlich Pulcis *Morgante* (XXVI 92 ff.). Der gleiche Text läßt das kriegerische Zusammentreffen der Franzosen und Sarazenen bei Roncevaux unter solchen Umständen erfolgen, daß es als Einfall der Sarazenen in Frankreich erscheint und insofern eine Parallele zu den Angaben Rougets in Str. 2

---

[1]) Vgl. *„Orlando", die Vorlage zu Pulci's Morgante,* hg. v. Joh. Hübscher. Marburg 1886 (Stengels Ausgaben und Abhandlungen, LX), S. LXIII.

ergibt (vgl. z. B. *Morg.* XXIV 10, XXVI 8) [2]). Daß Roland der Führer der Franzosen ist, sagt (wie Rouget Str. 4) gleichfalls Pulci (XXVI 16); und ebenso finden wir bei ihm (XXVII 71 f., 86, 98, 110) die Rouget Str. 6 entsprechende Angabe, daß die Sarazenen in die Flucht geschlagen werden. Nur für den Zweikampf Rolands mit Altamor bietet dieser Text keine Parallele; zwar tötet Roland auch bei Pulci verschiedene Gegner im Einzelkampf [3]), aber in keinem dieser Fälle wird er selbst verwundet, und den Namen Altamor vermag ich überhaupt nicht anderweitig nachzuweisen [4]). Was schließlich die Erwähnung von Rolands vorausliegendem Kampf mit Altamor in Idumaea (einer Landschaft im Süden von Palästina) betrifft, so könnte man darauf hinweisen, daß die italienischen Rolanddichtungen ihren Helden gern in den Orient führen und dort auch Zweikämpfe bestehen lassen; so hat Roland bei Pulci (XVI 75) in Persien einen unentschiedenen Zweikampf mit der Sultanstochter Antea auszufechten, mit der er dann, als sie später mit einem Heere in Frankreich einfällt, noch einmal kämpft (allerdings nicht bei Roncevaux, sondern vor Paris: *Morg.* XXIV 123 ff.) [5]). Besonders merkwürdig ist, daß Roland sie zu dem ersten Zweikampf durch Blasen seines Hornes herausfordert (Pulci XVI 63), genau wie bei Rouget Str. 8 [6]).

So haben wir festzustellen, daß für fast sämtliche Züge, die die Darstellung Rougets charakterisieren, in den italienischen Rolandepen und im besonderen in Pulcis *Morgante* Parallelen vorliegen, die z. T. genau entsprechen, z. T. wenigstens das gleiche Motiv zeigen. Diese auffällige Reihe von Übereinstimmungen wird man nicht als ganz zufällig ansehen dürfen. Allerdings sind auch einige Unterschiede vorhanden. So vor allem am

---

[2]) Das Motiv des Sarazeneneinfalls in Frankreich ist überhaupt ein Gemeinplatz der italienischen Rolandepen.

[3]) *Morg.* XXVI 66 ff. (Falseron); XXVII 19 (Chiariello), 31 (Grandonio), 36 (Zambugeri).

[4]) Immerhin sei erwähnt, daß ein anderer italienischer Text: *Antafor de Barosia.* Milano 1518, den trefflichen sarazenischen Krieger Antafor von Roland getötet werden läßt; vgl. *Bibliothèque universelle des romans,* décembre 1777, S. 207.

[5]) Vgl. ferner etwa Pulci XX 84-91 (Roland besiegt Leopante) bzw. XXI 142 (Chiaristante), sowie Ariosts *Orlando furioso* XLII 7 ff., wo der Heide Agramant auf der afrikanischen Insel Lipadusa von Roland im Zweikampf getötet wird.

[6]) Da auch bei Rouget ausdrücklich die Herausforderung des Gegners als Zweck von Rolands Blasen angegeben wird, verbietet es sich, hier an eine Umdeutung des Hornstoßes zu denken, der Karl zu Hilfe rufen soll (Pulci XXVII 69).

Schluß, wo bei Rouget (Str. 9) Roland an seinen im Kampfe erhaltenen Wunden stirbt, wogegen Pulci, soviel ich sehe, nichts von einer Verwundung Rolands erwähnt, vielmehr nur berichtet, daß ihm beim starken Blasen des Horns (als Hilferuf) Blut aus Mund und Nase dringt (XXVII 69), worauf er aber aufs neue die Heiden angreift und in die Flucht schlägt (XXVII 88 ff.), bis er dann vor Erschöpfung nicht mehr kann (XXVII 100) und sich dem Tode nahe fühlt (XXVII 105 f., 116 ff.). Hier hat Rouget vermutlich planmäßig geändert, da er einen Tod infolge Verwundung für seines Helden würdiger hielt. Was ferner die Namen *Altamor* und *Idumée* betrifft, die bei Pulci fehlen, so ist deren Wahl bezw. ihre Form bei Rouget, der sie beide am Versende hat, vielleicht mit durch den Reimzwang bedingt. Wenn es schließlich scheint, daß Rouget sich über die Lage von Roncevaux inmitten der Pyrenäen nicht klar gewesen ist, da er in Str. 2 die Feinde sich in den französischen Ebenen und Feldern verbreiten läßt, so konnte ihn hierbei auch der Wortlaut einer Stelle bei Pulci mitbestimmt haben [7]).

Diese geringen Abweichungen können aber gegenüber der Reihe ziemlich genauer Entsprechungen kaum etwas gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Rougets Lied und dem Epos Pulcis beweisen. Allerdings macht mir der Umstand, daß immer nur mehr oder weniger vereinzelte Züge herübergenommen sind und wörtliche Berührungen fehlen, wenig wahrscheinlich, daß Rouget bei der Abfassung seines Liedes den Text Pulcis unmittelbar vor Augen gehabt hat. Aber daß er ihn gekannt hat, daran kann wohl kein Zweifel bestehen, und so hat er jene Einzelheiten vielleicht aus dem Gedächtnis geschöpft. Möglicherweise hat er das italienische Epos auch nur in französischer Übersetzung gelesen, was den Abstand zwischen dem Original und dem französischen Liede mit erklären könnte. In diesem Zusammenhang verdient noch Erwähnung, daß die *Bibliothèque universelle des romans,* novembre 1777, S. 67-110 eine leicht zugängliche französische Nacherzählung des *Morgante* enthält, an die sich die Analyse von Bojardos *Orlando innamorato* mit Agostinis Weiterführung (ebda. S. 118-239) und von Ariosts *Orlando furioso* nebst dessen Fortsetzungen (décembre 1777, S. 9 ff.) schließt. Es läge nahe zu vermuten, daß diese französische Prosa die Quelle Rougets wäre; demgegenüber ist aber zu sagen, daß gerade die Nacherzählung von Pulcis Werk so gekürzt ist, daß nicht alle Entlehnungen bei Rouget daraus hergeleitet werden

---

[7]) *Morg.* XXVI 8: *... Pagani, Che cominciavon già a calare a' piani.*

können. Im besonderen ist die Roncevaux-Episode, die bei Pulci 1 1/2 Gesänge (XXVI-XXVII) umfaßt, im Französischen nur mit wenigen Zeilen abgemacht (a. a. O. S. 110). Selbst wenn Rouget von dieser französischen Nacherzählung ausgegangen wäre, müßte er das Gedicht Pulcis (italienisch oder französisch) selbst irgendwann einmal in der Hand gehabt haben.

Wir sehen somit, daß auch in diesem Falle der französische Dichter — wie später Vigny — seinen Bericht von Rolands Tod nicht völlig frei gestaltet hat, und so scheint auch Rougets Lied, wie die oben S. 302 f. behandelte „Chanson de Roland" zu lehren, daß von irgendwelcher vertieften Kenntnis der alten Roland-überlieferung im 18. Jahrhundert nicht die Rede sein kann.

Göttingen. **Walther Suchier.**

Emile Verhaeren und Frankreich.

I.

Der Versuch, Emile Verhaerens Verhältnis zu Frankreich zu bestimmen, führt mitten hinein in eine der großen geistigen Krisen, in die das neue Frankreich eingetreten ist. H. Heiss hat ganz recht gesehen, wenn er schreibt: „Wenn die Franzosen je dazu gelangen sollten, Verhaeren ganz zu verstehen und zu lieben, wenn er jemals ernsten Einfluß (nicht bloß durch Äußerlichkeiten) auf ihre Literatur ausüben sollte, dann wäre es nur möglich dadurch, daß die Franzosen nicht mehr dieselben wären, die in einem Racine oder einem Flaubert die vollendetsten Verwirklichungen ihres wählerischen, exklusiven lateinischen Schönheitsideals sahen, sondern Franzosen, deren lateinische Seele einen Hauch fremden, germanischen, barbarischen Wesens verspürt hätte“ [1]). Daß ein solches grundverschiedenes Verhältnis zu Verhaeren der Ausdruck eines völlig verschiedenen Wesens- und Kulturbewußtseins ist, davon hat man bei uns zu Lande wie vielfach auch drüben keine immer sehr klare Vorstellung. Und doch würde eine Revision des inneren Verhältnisses zu Verhaeren für Frankreich nicht mehr und nicht minder bedeuten als eine völlige Umbildung französischer Geistesart, würde besagen, daß das Franzosentum in beachtenswerten Erscheinungen immer mehr dazu übergeht, durch das Eindringen europäischen und besonders germanischen Geistes das eigene Kulturgefühl umzugestalten oder zu vertiefen. Wenn w i r das nicht sehen, so kommt es daher, daß wir Frankreich gegenüber noch so und so viele andere und drückendere Sorgen haben, und, was Frankreich anlangt, erklärt es sich daraus, daß der Franzose durch eine jahrhundertelange Erziehung zu ganz bestimmten Formen geistiger, politischer und sonstiger Art sich selbst den Blick trübt für Prozesse, die sich mit seinem hergebrachten offiziellen Weltanschauungsbild nicht decken. Frankreich ist stolz darauf, daß es die griechisch-lateinische Tradition fortführt, daß es das Erbe des Altertums durch eigene geistige Leistung bereichert und so eine Kulturhöhe erreicht hat, die nach seiner Meinung nicht mehr übertroffen werden kann. Frankreich betrachtet sich selbst als die kulturell führende Macht, als d i e Kulturmacht schlecht-

---

[1]) *Internationale Monatsschrift* 1917. S. 320.

hin, deren Aufgabe in der Welt darin besteht, diese auf klassischer Tradition beruhenden Kulturgüter der Menschheit zu übermitteln. Es ist eine Deutung eigenen Wesens und Wertes, die uns Deutsche von vornherein engherzig und überheblich anmutet, aber es ist d i e Auffassung, aus der Frankreich immer und immer wieder Kräfte geschöpft und sich an wichtigen Wendepunkten geistig erneuert hat. Aus dem Festhalten an der Tradition und ihren Wertmaßstäben und oft auch ihren Vorurteilen erklärt es sich, warum Verhaeren den Franzosen, zu denen er in ihrer Sprache redete, auf deren Beifall er mit der ganzen sehnsüchtigen Glut seines Herzens hoffte, doch immer so etwas wie ein Fremder blieb, warum er, der so ganz anders war als sie, ihnen eher als ein *homme du Nord* wie als einer der ihrigen erschien.

André Beaunier gab in seinem 1902 erschienenen Buch *La poésie nouvelle* ein Stück der landläufigen Anschauung über Verhaeren wieder, wenn er ihm eine *originalité puissante,* eine *hautaine et somptueuse indépendance,* aber auch eine *violence rude et hardie d'expression* nachsagte. Ähnlich äußerte sich Remy de Gourmont in seinem *Livre des masques* (S. 33), der aber schon ein wenig weiter geht und ihn zwar einen *grand poète,* ein *génie* nennt, aber auch von ihm sagt: *il est rude, violent, maladroit.* Aus reichsfranzösischem Stilgefühl heraus wirft ihm Lanson[2]) *des rugosités et des inélégances qui écorchent nos délicatesses de lettrés* vor. Gustave Charlier[3]) nennt ihn einen *barbare qui use avec effort d'un parler appris et déconcerte l'auditeur par l'étrangeté sauvage de son accent* und findet *des défauts de style* bei ihm. Das Wort vom *barbare* hatte schon vorher Verhaerens engerer Landsmann Camille Lemonnier fallen lassen: *Barbare méprisant des esthétiques byzantines et qui pousse une clameur d'art sauvage.* Vielleicht am schärfsten gelangt die Ablehnung Verhaerens und seiner dichterischen Eigenart zum Ausdruck in dem Verdammungsurteil, das der nationalistische Charles Maurras bereits 1896 fällte: *Que n'est-il né ailleurs que dans le genre humain! Il eût fait un beau buffle ou un noble poulain, ou un éléphant distingué... Quel barrit! quelles pétarades! quels maîtres coups de corne administrés au goût, à la raison, au sens véritable des choses! Avec cela, quelle logique d'animal ou d'enfant terrible! quel prodigieux aveuglement universel!* [4]).

Wenn man das Wort *homme du Nord* ausspricht, steigt

---

[2]) Jetzt *Histoire illustrée de la littérature française* II. S. 406.

[3]) In Bédier-Hazard, *Histoire de la littérature française illustrée* II. S. 324.

[4]) C. Mendès, *Rapport ... sur le mouvement poétique français de 1867 à 1900.* Paris 1902. S. 295.

einem sogleich die Erinnerung an jene Stelle bei der Madame de Staël auf, welche die geistvolle Frau im Eingang des 11. Kapitels des 1. Buchs ihrer *Littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* geschrieben hat: *Il existe, ce me semble, deux littératures tout à fait distinctes, celle qui vient du Midi et celle qui descend du Nord; celle dont Homère est la première source, celle dont Ossian est l'origine. Les Grecs, les Latins, les Italiens, les Espagnols et les Français du siècle de Louis XIV appartiennent au genre de littérature que j'appellerai la littérature du Midi. Les ouvrages anglais, les ouvrages allemands et quelques écrits des Danois et des Suédois doivent être classés dans la littérature du Nord.* Es sind die Worte, die der Welt zum ersten Mal die Wendung enthüllten, die die französische Literatur vom griechisch-lateinischen Altertum zu der *Europe germanique,* vom Humanismus zum Kosmopolitismus vollzogen hat[5]). In ihnen klingt die Krisis nach, die sich an Rousseaus Namen knüpft, aber in ihnen kündet sich auch ein Stück von dem an, was Verhaeren für die französische Seele bedeutet.

Rousseau und Verhaeren — neben dem menschenscheuen, weltvergessenden Träumer, der die Gemeinschaft der Menschen floh, der nur mit sich und seinen Seelenqualen Umgang suchte, der sich verfolgt wähnte von allen — der Mann, der in schwerem körperlichen und seelischen Leiden Menschen- und Lebensekel überwunden und sich an dem modernen Leben in allen seinen Erscheinungen ekstatisch berauschte, der das Weltgetriebe und das Lebensgefühl zum Kunstwerk gestaltete, der glühend an die Menschheit glaubte und ganz in ihr aufgehen, ganz *foule* werden wollte! Wie Rousseau, so wird es uns auch Verhaeren gegenüber wieder so recht klar, daß Frankreich noch lange nicht ausgelernt hat, daß es umlernen oder mindestens hinzulernen muß, aber man weiß auch aus der Geistesgeschichte des französischen Volkes, daß das drüben nur langsam und nicht ohne Kämpfe und Krisen abzugehen pflegt. Umso interessanter ist es, eine solche Krise in der lebendigen Gegenwart zu beobachten und sich über die vielartigen Äußerungen, in denen sie in die Erscheinung tritt, Rechenschaft abzulegen. Gelegentlich sind es Äußerungen, die an sich unbedeutend und nebensächlich erscheinen könnten, wenn sie nicht gerade durch ihre Verquickungen mit irgendeiner jener großen Krisen erst Inhalt und Gehalt bekämen. Beschließt da im Jahre 1887 ein 28 jähriger kleiner Angestellter der Pariser Gas- und Wasserwerke, André Antoine, der sich für Schauspielerei und Bühne interessiert und sich selbst

---

[5]) J. Texte, *Jean-Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire.* 1895. *Introduction* S. VII.

schauspielerisch betätigt, ein neues Theater, ein freies Theater (*Théâtre Libre*) aufzutun. Er will eine Heimstätte für die naturalistischen Stücke schaffen und solche spielen, die man in Frankreich nicht kennt, Ibsen, Tolstoi, Strindberg, denen er später noch Sudermann und Hauptmann hinzugesellt, oder auch Franzosen selbst, denen der Weg zu den bestehenden Bühnen verschlossen geblieben ist. So, und nur so hofft er seiner Bühne die Daseinsberechtigung geben und Erfolg erringen zu können. Sofort aber fällt die gesamte Theaterwelt über ihn her. Es ist mehr als Konkurrenzneid. Allgemein hat man das Gefühl, daß hier etwas Unerhörtes geschieht, daß die Einheitsfront der französischen Theaterwelt durchbrochen, daß Verrat an der Sache des französischen Geistes geübt wird. Antoine wird von allen Seiten befehdet, seine Bühne ringt um ihre Existenz, Antoine selbst nimmt eine Zeitlang die Leitung des Odéon-Theaters an. Das offizielle Frankreich hofft ihn auf diese Weise kalt zu stellen. Dann aber gibt er den Direktorposten an dem staatlichen Theater im Quartier Latin wieder auf und wird wieder Leiter seines eigenen Theaters, des *Théâtre Antoine*. Diesen Streit um die freie Bühne hat man wohl auch mit der Dreyfusaffäre verglichen. Wie dort handelt es sich nicht um das Schicksal eines einzelnen, sondern um Wertsetzungen schlechthin. In der Dreyfusaffäre stand im Vordergrund die Frage, ob eine amtliche Entscheidung wie das über Dreyfus gefällte kriegsgerichtliche Urteil als unfehlbar hingenommen werden müsse, weil es der Ausfluß der Staatsautorität war, der sich das Recht des einzelnen beugen soll, oder ob man an solche Urteile denselben Maßstab anlegen müsse wie an andere Gerichtsentscheide und die rückhaltlose Wahrhaftigkeit (auch wenn sie unangenehm sei) über alles zu stellen habe. In der Antoineaffäre handelt es sich um eine ähnliche Frage: darf ein einzelner so weit gehen, daß er eine ganze, geschichtlich geheiligte Tradition, die doch auch national erzieherisch wirken soll, mißachtet? Antoine hat es getan in dem Gefühl, daß die Dramatik wie jede Kunst Menschheitsgüter und Wahrheitswerte zu übermitteln hat, die keine Bindung an die engen Schranken nationaler Voreingenommenheit zulassen. Auch in Deutschland ist er kein Fremder. Im Kampf um sein Recht und seine Existenz ist der kräftige, breitschulterige Mann ein Alter geworden. Er hat sich jetzt in die Einsamkeit seiner Wohnung an der malerischen Place Dauphine zurückgezogen inmitten der Altstadt von Paris, wo sich der Blick öffnet auf das Reiterstandbild Heinrichs IV. und den belebten Fluß.

Die erste große Erschütterung in dem Glauben an Frankreichs klassische Kulturmission brachte die Romantik. Wie man auch über die künstlerische Seite der Romantik denken mag, das eine ist sicher: sie hat den französischen Geist aufgerüttelt,

indem sie den Blick erschloß für geistige Mächte, die sich außerhalb Frankreichs regen. Die Romantik hat das Verständnis für den europäischen Geist erschlossen oder, sagen wir es gleich hier, für den deutschen Geist. Denn neben Frankreich hat nur Deutschland geistige Werte beigesteuert, die die moderne Lebensauffassung und Weltanschauung geschaffen haben. Von Spanien und Italien ist hier nichts zu vermelden; beide Länder sind durchaus empfangend geblieben; Englands Verdienste liegen auf anderen Gebieten als auf dem der Vertiefung unseres Lebensgefühls, und erst in jüngster Zeit beginnt sich Rußland zu regen[6]. So wie die Dinge jetzt liegen, wie sie seit den Tagen liegen, wo die Madame de Staël mit ihrem Deutschlandbuch dem klassischen Frankreich gegenübertrat, sind Deutschland und Frankreich die beiden führenden Kulturmächte in Europa. Auf der Zusammenarbeit beider beruht das geistige Heil und der geistige Fortschritt der Menschheit. Frau von Staël hat Frankreich zum ersten Mal vor die Wegkreuzung gestellt, wo auch eine Straße abführt nach einem neuen Frankreich, nach einem europäisch (sagen wir getrost: deutsch) orientierten Frankreich, nach einer *France romantique*. Damit ist Frankreich in den Widerstreit zweier Kulturen hineingestoßen worden: auf der einen Seite ein an die griechisch-lateinische Tradition gebundenes klassisches Frankreich, das Frankreich der lateinischen Kulturexklusivität, und auf der anderen Seite das romantische Frankreich, das Frankreich, das sich auch außerhalb der eigenen Grenzen umsieht und sich bewußt bleibt, daß man nicht unbedingt Franzose zu sein braucht, um kluge Gedanken zu haben und die Menschheit zu fördern. Der Zwiespalt dieses „doppelten Frankreich" hat auch in der sprachlichen Formulierung des Kulturideals seinen Ausdruck gefunden. Die Kulturleistung der *France classique* wird dröhnend als *civilisation* gefeiert; das, was *France romantique* hervorgebracht hat, wird als *culture* abgetan, und so konnte Arthur Chuquet in einem Augenblick der Leidenschaft sich zu der Behauptung versteigen, daß ein Sieg der *culture* das Ende der *civilisation* bedeute[7]. Und Verhaeren, der Belgier, der durch seine ganze Art dazu berufen war, ein Vermittler deutschen Geistes in Frankreich zu werden[8], schrieb in seinem haßerfüllten Kriegstagebuch *La Belgique*

---

[6]) Vgl. auch E. R. Curtius, *Französischer Geist im neuen Europa.* 1925. S. 256. 257. In diesem Zusammenhang verdienen auch Beachtung die Ausführungen von Paul Cohn-Portheim in seinem Buch *Der Geist Frankreichs und Europa* (1926) Vorwort.

[7]) *Prouesses allemandes* (1916). *Préface* S. 6. 7.

[8]) Edmond Picard hat in seinem *Confiteor* sein belgisches Heimatland stolz einen *carrefour entre les nations* genannt!

Sanglante: Il y a peut-être une culture allemande, mais il n'y a pas de civilisation allemande [9]).

Es ist das Verdienst von E. R. Curtius, daß er auf die Bedeutung der Kulturkrise, die Frankreich in unseren Tagen durchlebt, hingewiesen und sich mit einem der lautesten Rufer im Streit für die Ehre des klassischen Frankreich, mit Pierre Lasserre, auseinandergesetzt hat. Seitdem Curtius sein letztes Buch *Französischer Geist im neuen Europa,* in dem diese Abrechnung mit Lasserre steht [10]), hat erscheinen lassen, hat das Bild Lasserres eine neue und interessante Präzisierung erfahren. Lasserre hat seinen früheren Büchern jetzt ein zweibändiges Werk über Ernest Renan hinzugefügt [11]). Auch dieses Werk liegt in der Richtung dessen, was Léon Daudet und Charles Maurras geschrieben haben. Letzterer hat neuerdings ein Buch *Romantisme et révolution* vorgelegt, in dem er mit schon früher geführten Waffen zu einem neuen Schlag gegen germanisches und romantisches Wesen ausholt. Maurras' *Romantisme et révolution* und Lasserres *Renan* sind der Ausdruck einer Kritik, die literarhistorische Dinge nicht mehr allein oder vorwiegend nach wissenschaftlichen oder künstlerischen Gesichtspunkten beurteilen will, sondern aktuelle Problemstellungen, und zwar wesentlich solche politischer Färbung, auf die Literatur überträgt. Bereits im Jahre 1901 hat Lasserre sich in einem Artikel des *Mercure de France* mit dem *esprit germanique,* den er für das Unheil der Romantik und für die Zersetzung der französischen Bildung verantwortlich macht, auseinandergesetzt, und seitdem hat er mit immer wachsender Leidenschaft für seinen Standpunkt gekämpft, hat sein bekanntes Buch gegen die Romantik geschrieben (1907) und seinen geräuschvollen Kampf gegen die ihm verhaßten Zustände im französischen Bildungswesen, die in der *germanisation* der Sorbonne gipfeln, geführt. Das meiste von dem, was er gegen das Unfranzösische im Bildungswesen seines Landes auf dem Herzen hat, hat er in seiner Streitschrift *Le germanisme et l'esprit humain* und in den gesammelten Aufsätzen seiner *Doctrine officielle de l'université* vereinigt, in der er eine *critique du haut enseignement de l'état* und eine *défense et théorie des humanités classiques* vorlegte. In erster Linie als literarhistorische Bekenntnisse sind seine *Chapelles littéraires* sowie die in *Mes routes* enthaltenen Aufsätze zu bewerten. Ersteres Buch befaßt sich mit Claudel, Jammes und Péguy. Der schlimmste Vorwurf, den er gegen alle drei erhebt, ist, daß sie von der Vergangenheit abgebogen sind und

---

9) *La Belgique Sanglante* (1915) S. 93.

10) Sie ist 1924 geschrieben.

11) *La jeunesse d'Ernest Renan.* Paris 1925.

überlieferte nationale Werte zerstört haben. Die französische Literatur braucht sich das nicht gefallen zu lassen; sie hat nicht bloß ihre unbestreitbaren Verdienste, sondern auch ihre Würde; sie hat es fertig gebracht, alles, was an hohen Werten zu gewinnen war, in sich auszudrücken. *Le passé ... est notre éducateur* [12]). *La littérature ne vit que de continuité et de tradition. De Montaigne à Anatole France, de Villon à Verlaine, la littérature française s'est dix fois renouvelée merveilleusement, mais en restant toujours fidèle à certaines lois fondamentales dont l'inobservation ou le mépris est pour notre langue un coup de mort et ne laisse maître que des œuvres dont la physionomie n'a rien de français* [13]). Ähnlich rechnen auch *Mes routes* in einer schon durch die Wahl des Titels angezeigten stark persönlichen Form mit „klassischen" und „romantischen" Idealen ab. Er bespöttelt Hegel und die deutsche „Objektivität" wie überhaupt den ganzen *esprit germanique,* tut den *petit romantisme* eines Théophile Gautier und Théodore de Banville als eine *école de la clownerie et de la jonglerie littéraires* ab, hängt den Ruhm Rostands niedriger, setzt sich mit Georges Duhamel, der jedem vaterländischen Gedanken aus dem Wege gehe, auseinander und legt Henri Vaugeois, der bei der *Action Française* und der *Union pour l'action morale* mitgearbeitet und sich als Patriot bewährt hat, einen Blütenstrauß aufs Grab. Auch mit Renan setzt sich Lasserre in *Mes routes* auseinander. Der Aufsatz, den er ihm widmet, ist der zeitlich erste, den er überhaupt geschrieben. Er stammt aus dem Jahr 1895. Mit seinem neuen Renan-Werk, von dem bis jetzt zwei Bände vorliegen, kehrt Lasserre zu dem Gegenstand seiner ersten Liebe zurück. Es zeigt sich sofort, daß er der Alte geblieben ist. Auch in seinem neuen *Renan* posaunt er seinen Glauben an die Wunderkraft der lateinischen Zivilisation in die Welt. Lasserre wäre nicht Lasserre, wenn er irgendeine Gelegenheit zu solcher Kundgebung unbenutzt vorübergehen ließe. Aber diesmal bleibt er nicht bei dem, was wir sonst an ihm gewohnt sind, stehen, sondern er geht weiter der Frage nach, was aus der *personnalité bretonne* unter dem Ansturm der lateinischen Zivilisation im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, was sie von ihrer Eigenart bewahren konnte, was von dem alten keltischen Menschen noch unter dem neuen Gewand lateinischer Kultur fortlebt. In dieser Formulierung stellt Lasserre das Rasseproblem. Er faßt es nicht in dem Sinne, daß er alles, was Renan war, oder das Wichtigste und Höchste von dem, was er war, aus seinem Bretonentum erklärt, wohl aber in dem Sinn, daß er den Anteil, den die Rasse an der Bildung

---

[12]) *Chapelles littéraires. Préface* S. XXXV.

[13]) ib. S. 69.

seines inneren Wesens gehabt hat, scharf herausarbeitet. Renan selbst hat ihm (besonders in seinen *Souvenirs d'enfance et de jeunesse*) die Wege gewiesen. Lasserre baut nun die von Renan gegebene Zergliederung bretonischen Wesens weiter aus und schreibt beachtenswerte Seiten, die insofern lehrreich sind, als sie zeigen, wie man auf dem Wege volkskundlicher und rassekundlicher Betrachtung der seelischen Struktur literarischer Persönlichkeiten und der Erfassung geistiger Probleme nahekommen kann, allerdings, ohne damit wirklich den tiefsten Kern der Sache zu treffen und das letzte Wort zu sprechen. Denn auch das Ergebnis, das schließlich bei solchen Untersuchungen herausspringt, daß das Bretonentum, die bretonische Seele[14]) durch drei ihrer bedeutendsten Vertreter Chateaubriand, Lamennais und Renan einen wichtigen Anteil an der Schaffung der geistigen Art des 19. Jahrhunderts gehabt hat, bedarf wie alles, was Lasserre schreibt, noch sehr der Nachprüfung. Zunächst ist es eine These, die den Einfluß deutschen Geistes paralysieren soll, indem sie die Aufmerksamkeit auf Quellen lenkt, die dem Germanentum verschlossen geblieben sind. Es ist das Verfahren, das auch Lasserres Lehrer und Gesinnungsgenosse Charles Maurras anzuwenden pflegt. Maurras, der eigentliche kritische Führer der ganzen klassischen Richtung, ist der geschworene Feind der romantischen und symbolistischen Geisteshaltung, deren Irrtum die Abwendung vom Intellekt, von der ordnenden Vernunft war, die sich in Exzessen des Instinkts, in der Mystik des Gefühls und in übersteigerten ästhetischen Vergnügungen auswirkt. Wie Lasserre ist auch er eine Persönlichkeit starrer und starker Prägung. Man begreift es, daß ein Thibaudet ihm eine ganze Studie gewidmet hat[15]). Maurras geht in mancher Beziehung noch weiter als Lasserre. Er kommt aus der Sphäre der Politik her, in der sich auch Léon Daudet, der Mitherausgeber der *Action Française* bewegt. Wie sich Daudet in dem Vorwort seines Buchs *Fantômes et vivants* (1914) also *polémiste nationaliste, puis royaliste* bezeichnet, so liegt auch bei Charles Maurras — Thibaudet hat es richtig erkannt — die treibende Kraft seines Wesens in dem Streben nach Wiederherstellung der monarchischen Gewalt im Staate, nach Verwirklichung der *idée du roi* und in der *immense question de l'ordre,* die er der *question de la liberté* entgegensetzt. Der Kern seiner politischen

[14]) *... le charme breton .... l'essence de volupté, mystérieuse et subtile, dont le propre effet s'ajouterait à nos plaisirs comme pour les insinuer plus avant dans nos fibres, leur donner quelque chose de prenant et d'aigu. La jeunesse d'Ernest Renan* (1925) I. S. 111.

[15]) Albert Thibaudet, *Trente ans de vie française.* I. *Les idées de Charles Maurras.* Vgl. auch Thibaudets Artikel *La critique du Midi* in der *Nouvelle Revue Française* 9e année (1922) S. 724-735.

und schriftstellerischen Wirksamkeit liegt, um einen Ausdruck Bourgets zu gebrauchen, in dem Versuch beschlossen *de défaire systématiquement l'œuvre meurtrière de la Révolution Française.* Die Ursache des ganzen Unheils ist der Sozialismus sowie die Herrschaft des Geldes und derer, die es besitzen und im Dienste ihrer Herrschaft ausnutzen, *l'impérialisme de l'Or. De l'autorité des princes de notre race, nous avons passé sous la verge des marchands d'or, qui sont d'une autre chair que nous*[16]). Seine Kampfstellung gegen die zersetzenden Mächte der Zeit, die sich aus den Quellen des katholischen Glaubens speist und stärkt, ist noch immer dieselbe wie im Jahre 1898, als er seine *Trois idées politiques* erscheinen ließ. Er hat die unter diesem Titel Chateaubriand, Michelet und Sainte-Beuve gewidmeten Studien jetzt im Eingang seines Buchs *Romantisme et révolution* abgedruckt und so weiteren Kreisen aufs Neue zugänglich gemacht. Chateaubriand, von dem auch Lasserre nicht viel hält, den er aber doch zu verstehen sucht, ist Maurras als einer der ersten Rousseauschüler verhaßt. Er ist ihm verhaßt als der Zerstörer des französischen Geistes durch die *imagination,* die Vergottung des Gefühls und Loslösung von Ordnung und Vernunft bedeutet, er ist ihm verhaßt, weil er *l'art romantique des peuples du nord de l'Europe* in Frankreich offenbart und gerade wie Lamennais den Katholizismus gefälscht und dadurch auch mit zu der *anarchie religieuse* in Frankreich beigetragen hat. Etwas glimpflicher geht er mit Michelet und Sainte-Beuve um. Maurras rechnet mit allen Schriftstellern ab, die von der nationalen Tradition abweichen. Daß ihm Rousseau als Schweizer, d. h. Nichtfranzose zuwider ist, ist selbstverständlich. Die Frau von Staël wird als Schweizerin *d'origine prussienne* gebrandmarkt, die Romantik ist ihm wie Lasserre eine Krankheit, die den französischen Körper nur verweichlicht und verweibischt hat. *Efféminer* ist eins seiner Schlagwörter, und die Ausführungen, die er unter dem Titel *Romantisme féminin* vorträgt, sind eine Kette von Anklagen und Verdammungsurteilen über alle literarisch tätigen Frauen, die sich nicht dem nationalen und klassischen Prinzip verschrieben haben, Lucie Delarue-Mardrus, die Comtesse de Noailles (*Grecque et Roumaine d'origine, née à Paris*). Renée Vivien (*une étrangère, pétrie de races différentes*), Mme de Régnier, die Tochter Heredias. Über die Parnassier und die Symbolisten und andere neuere Richtungen wird gleichfalls der Stab gebrochen. Sie sind *du classique faux, le contraire du classique,* und damit sind sie für Maurras ein für allemal erledigt. Während sich Lasserre noch bemüht, seinem Spezialgebiet, der Philosophie, treu zu bleiben, und sein Buch über

---

[16]) *Romantisme et révolution* (1925) S. 32.

Renan in den Rahmen gelehrter Ausführungen über die *Histoire de la crise religieuse au XIXe siècle* einspannt und in Untersuchungen über *Le drame de la métaphysique chrétienne,* die einen ganzen (2.) Band füllen, ausklingen läßt, regiert bei Maurras nichts anderes als Politik, Nationalismus und Rassenhaß.

II.

Was hat nun Verhaeren mit all dem zu tun? Hat er irgendwie in die sich bildenden Gegensätze eingegriffen? Hat er sich auf die eine oder andere Seite gestellt? Die Doppelnatur seines Wesens hätte ihm zum Hindernis werden, ihn vielleicht aber auch dazu herausfordern können. Zum Hindernis werden können, insofern er als Lateiner fühlte und auch politischen Einflüssen und Verhetzungen gegenüber nicht fest blieb; sein Verhalten im Weltkrieg, das wir nur als eine tiefbedauerliche Verleugnung eigener Würde buchen können, hat es uns zur Genüge gezeigt — hätte ihn dazu herausfordern können, da er wie kein anderer mit dem Idealismus des Dichters, der die Energie als den höchsten schaffenden Faktor im Dasein des Menschen bewertete, in der Zusammenschweißung der europäischen Völker durch gemeinsame Arbeitsziele und Arbeitsleistung eine allüberwindende, siegreiche, lebendige Kraft fühlte, die genährt wird durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen und durch den in allen Völkern lebenden Glauben an die Zukunft des sozialen Gedankens. Während andere Weltteile noch im Dunkel der Vorzeit verharrten, meinte er, sei Europa die Schmiede *où se frappe l'idée.*

Wir werden es stets als die Tragik, aber auch als die Größe Verhaerens empfinden, daß er im inneren Widerstreit seines eigensten Wesens stand. Er lebte ein doppeltes Leben. Seine Rasse war flandrisch-germanisch, *un vieux cœur du Nord,* so hat er sich selbst einmal genannt [17]), seine innerste Art war unfranzösisch, voll Wucht und Schwere und metaphysischem Drang, wie er in der deutschen Natur liegt — seine Sprache war französisch, sein Herz gehörte der lateinischen Kultur, die er glühend verfocht, aber durch eine eigentümliche Fügung des Schicksals erst im Bruch mit den an der Seine herrschenden literarischen Richtungen und Strömungen [18]) zu ihrer Entfaltung brachte. Zu dem, was er war, hat er sich erst selbst durchgearbeitet. Er ist, wie Stefan Zweig gesagt hat [19]), ein „Ferment von Gegensätzen, ein zu einem Neuen überwundener Zwiespalt

[17]) *Sais-je où?* in: *Les bords de la route. Poèmes.* 7e éd. (1911) S. 213.

[18]) H. Heiss, *Internationale Monatsschrift* 1917. S. 328.

[19]) *Emile Verhaeren* (1910). S. 20.

divergenter Kräfte". An seine seelische Struktur gemahnt in mancher Beziehung die seines Landsmanns Charles de Coster. Auch er entstammte einer germanischen Familie; München war seine Geburtsstadt; er schrieb Französisch und fühlte sich ganz als Sohn seiner neuen belgischen Heimat. Sein Meisterwerk, der Eulenspiegel, ist ein Werk glühender Leidenschaft und starken Wagemuts, Geschichte und Seelenausdruck einer um Freiheit und Religion ringenden Rasse. Man denkt an so manche Stelle trotzigen Kraftbewußtseins und Nationalstolzes bei de Coster, wenn man die Verse liest, in denen Verhaeren das stolze Gefühl der Zugehörigkeit zu einer urkräftigen und unverdorbenen Rasse ausgesprochen hat:

Je suis le fils de cette race,
Dont les cerveaux plus que les dents
Sont solides, et sont ardents,
Et sont voraces.
Je suis le fils de cette race
Tenace,
Qui veut, après avoir voulu
Encore, encore et encore plus.

Einem Mann wie ihm mußte der Zusammenprall zweier Kulturen, wie er sich in dem Ausbruch des Weltkriegs entlud, den tiefsten Schmerz und die herbste Enttäuschung bereiten. Bis dahin hatte er den Gegensatz zwischen französischer und deutscher Art mehr in seiner geistigen, künstlerischen, gelegentlich auch spielerischen Prägung geschaut, so, wenn er der Stilisierung des Bauerntums, die Greuze in seinen für französische Salons berechneten, zierlichen Genrebildern niederlegte (*Ces hommes de labour ... Si proprets dans leur mise et si roses ...*) die derbrealistische Schilderung der Bauern seiner flandrischen Heimat, so wie er sie aus seiner Jugend her kannte, entgegensetzte:

La sueur découlant de leurs fronts tout en rides
Et maculant leur peau des bras jusqu'aux fémurs;
Midi darde ses rais de braise sur leurs têtes:
Si crue est la chaleur, qu'en des champs de méteil
Se cassent les épis trop secs et que les bêtes,
Le cou criblé de taons meuglent vers le soleil.

In demselben Gedicht[20]) kommt noch eine andere Anschauung zum Ausdruck, die dem Sturm der Kriegsleidenschaft später nicht standhielt: die Bauern haben kein Vaterlandsgefühl:

La patrie? Allons donc! Qui d'entre eux croit en elle?
Elle leur prend des gars pour les armer soldats,

---

[20]) *Les paysans,* in: *Les Flamandes. Poèmes.* 7e éd. (1911) S. 51 ff.

Elle ne leur est point la terre maternelle,
La terre fécondée au travail de leurs bras.
La patrie! on l'ignore au fond de leur campagne.

L'âme paysanne[21]) ruft denselben Bauern zu:

Orges, seigles, froments, s'ils sont brûlés, vos grains,
Il n'importe — voici la nouvelle semence.
Elle lève du sol en volontés d'airain;
Et doit répandre en vous la divine démence
Qui veut qu'on soit terrible et tout à coup vainqueur.
Vous vous tairez devant la gloire,
Plaintes et cris, sanglots et pleurs,
Pour que s'exalte seul et gronde dans les cœurs
Le cri myriadaire et fou dans la victoire.

In der Vorrede seines Kriegsbuchs *La Belgique sanglante* hat er schmerzbewegte, aber auch leidenschaftliche und bittere Worte geschrieben von seiner früheren Liebe zu Deutschland und dem Haß, dem sie Platz gemacht hat, und die gleiche Seelenhaltung spricht sich auch in den Gedichten seiner *Ailes rouges de la guerre* aus, besonders in *Le cri* und *Prière*. Ähnlich in *Les usines de guerre*[22]). Die Fabrikarbeit, die früher ein Werk des Friedens war und dem Kulturfortschritt der Menschheit diente, ist nun zu einem Werkzeug wildester Kriegslust und elementarsten Vernichtungswillens geworden. Es ist der Zusammenbruch der Hoffnung eines Idealisten, der das Edelste, das er an menschlichen Werten in sich fühlte, ganzen Völkern mitteilen will.

III.

Wenn man das, was Verhaeren der französischen Literatur gewesen, in seinem tiefsten Grund fassen will, so sieht man sich unwillkürlich geführt in das Gebiet der Lyrik. Verhaeren war nicht der Mann, der sich mit so tiefgreifenden Problemen, wie sie der Gegensatz zwischen „klassischer" und „romantischer" Weltanschauung bedeutet, in theoretischer Erörterung auseinanderzusetzen liebte. Was ihm allein lag, war die dichterische Tat. Er war ganz Lyriker, und dieser beherrschende Zug seines Wesens rückt ihn in die Nähe Rousseaus. Der Literarhistoriker wird es stets als eins der bleibendsten Verdienste des Genfers buchen müssen, daß er, ohne selbst ein Dichter im eigentlichen Sinn des Wortes zu sein, die Lyrik für Frankreich erobert hat, indem er ein für allemal die Vorherrschaft der *raison* brach. Die Verstandeskräfte hatten bis dahin das französische Schrifttum

---

21) In den Kriegsgedichten *Les ailes rouges de la guerre.* S. 133 ff.
22) ib. S. 147 ff.

beherrscht. Sie hatten ihm seinen vorwiegenden Charakter gegeben, sie hatten den Durchbruch elementarer, persönlicher Gefühle und Stimmungen, wie sie sich in die dichterische Form der Lyrik zu kleiden pflegen, unmöglich gemacht; sie hatten den Durchbruch eines echten und wahren Naturgefühls verhindert. Alles, was spontan strömt, was aus den Tiefen der Seele kommt, muß nach klassischer Auffassung erst dem regelnden Verstand unterworfen, alles, was in Wald und Garten frei wächst, muß erst mit der Schere zurechtgeschnitten und in schöne Formen und auf gerade Linien gebracht werden. Der Ausdruck dieses Kunstideals sind Boileaus Alexandriner mit ihrem sauber und steif abgerundeten Ebenmaß, sind die Gärten von Versailles mit ihrer ermüdenden und künstlichen Gradlinigkeit.

Gegen die Enge, die dieses Kunstideal bedeutet, lehnte sich Rousseau auf, indem er die bestehenden Anschauungen in Geschmack und Lebensform, in Erziehung und Staat umstieß, indem er aller konventionellen Gebundenheit gegenüber die Rechte des Herzens betonte.

Rousseau war kein Kämpfer im gewöhnlichen Sinn des Worts. Dafür war er viel zu weltfremd und schließlich auch zu wenig konsequent, aber er besaß die große und seltene Gabe, für sich Stimmung zu machen, suggestive Wirkungen auszuüben und alle Regungen des Herzens, Fantasie und Ekstase, frei und machtvoll spielen zu lassen. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich an seinen Namen jene Umwälzungen knüpfen, deren Folgen sich letzten Endes im politischen Leben in der französischen Revolution und auf literarischem Gebiet in der Romantik auswirkten. Beide, Revolution und Romantik, können heute als abgeschlossene geschichtliche Ereignisse gelten, die in ihren Wirkungen auf die Gegenwart durch andere überholt worden sind. Aber durch beide wurden im neuen Europa die Schranken niedergerissen, die Frankreich von Deutschland getrennt hatten, und der Weg für die neue Entwicklung gebahnt, in deren Zeichen Verhaeren steht.

Der Widerstand, den die französische Lyrik — denn nur von ihr soll in diesem Zusammenhang die Rede sein — dem, was er Neues brachte, um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leisten konnte, war seinem Wert nach nur ein sehr bedingter. Er war höchstens durch sein Beharrungsvermögen gefährlich. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war ein völliger Stillstand eingetreten. Hugo hatte sich mit seiner *Légende des siècles* in einer rhetorisch-pathetischen Kunst erschöpft. Baudelaire war völlig in den Sumpf geraten; er begeisterte sich an dem Duft welker Blumen und am Modergeruch des Aases; er gefiel sich in der Freude und Wollust am Ungesunden und Verdorbenen, am sinnlich Überreizten und Per-

versen, und es ist nur eine schwache Entschuldigung für seine jeden höheren und erhabenen Gedanken meidende Dichtung, wenn er sich brüstet, mit seiner alles versöhnenden und adelnden Kunst auch des Niedrigsten und Gemeinsten Herr werden zu können und das, was dem alltäglichen Geschmack als das Unpoetische schlechthin gilt, dichterisch gestaltet zu haben. Seine *Fleurs du mal* sind der krasse Ausdruck einer müden Dekadenzstimmung, deren Ursachen und Symptome er wie kein anderer [23]) an den Menschen seiner Zeit geschaut und an sich selbst gefühlt und erlebt hat. Wie Baudelaire war auch Verlaine, auf den viele in jenen Tagen ihre Hoffnung setzten, ein Kranker, dem die Geschlossenheit der Persönlichkeit abging. Ihm gelang wohl manch guter Wurf, aber er, der durch Alkohol und anderes unterwühlt war, konnte keine abgeklärte Leistung großen Stils mehr zustande bringen. Feste Linien waren ja nie seine Stärke gewesen; der Impressionismus feierte in seiner Poesie Triumphe und Orgien zugleich. Sein Werk ist wie das Baudelaires typisch für die Dekadenz, welche damals in der französischen Lyrik einzog, ja gerade durch ihn und seinen Freund Rimbaud zum Siege gelangte. Aus sich selbst heraus vermochte die französische Lyrik nicht mehr der Dekadenz Herr zu werden. Da kam die Rettung durch die germanischen Dichter Flanderns, vor allem durch Verhaeren. Verhaerens, des Lyrikers, große Tat war es, daß er die Krisis, der andere vor ihm erlegen waren, an sich selbst glücklich überwand, daß er aus schwerem körperlichen und seelischen Leiden, das ihn hart an den Rand der Verzweiflung und des Selbstekels geführt und in *Les soirs, Les débâcles* und *Les flambeaux noirs* bleibende dichterische Zeugnisse hinterlassen hat, als ein neuer, ein gesunder hervorging und so die Kraft fand, Müdigkeit und Unlust am Leben zu überwinden und der dekadenten Dichtung eine neue Lyrik gegenüberzustellen. Während sich andere in mattem Lebensüberdruß dahinschleppten, ohne den Willen oder die Kraft zur Freude und Lebensbejahung oder von dem Wirklichen und dem, was sie umgab, zu dem Fernen und Ewigen als dem „Poetischen" flüchteten, suchte er sich zu berauschen an seinem Gesundungsgefühl, hineinzutauchen in die Freude am Dasein und den stürmischen Rhythmus seiner Zeit dichterisch in sich zu erleben und in begeisterter Vision die Schönheit, Kraft und Poesie des modernen Lebens zu schauen. Er brachte Dinge mit, die den Franzosen unter der Herrschaft des Parisertums ganz abhanden gekommen waren, die Liebe zur heimatlichen ländlichen Scholle, zu einem unverdorbenen, kernigen Volkstum, die Liebe zu Feld und Wald, zu Kirmes und bäuerlicher Sitte; er begeisterte sich für das Ge-

---

[23]) Vgl. E. R. Curtius, *Internationale Monatsschrift* 15 (1921) S. 42.

räusch surrender Telegraphendrähte und das Dröhnen donnernder Bahnzüge. Der Enge und Anmaßung der Sprachkultur, in die sich die Franzosen durch jahrhundertelange Tradition hineingewöhnt hatten, stellte er eine impulsive, urwüchsige, eigenartig geschaute und neue Sprache gegenüber.

Was hat er der Lyrik Neues gebracht und worin wirkt sich die Erweiterung der Grenzen seiner lyrischen Kunst aus? Zunächst in dem Sinn für das Malerische. Wir wissen es von Verhaeren selbst, wie er sich als Erben der Maler seiner flandrischen Heimat fühlt und was Brueghel und Jordaens für ihn bedeuten. Vor allem aber unterlag er dem Einfluß von Rubens und Rembrandt, dem er auch ein besonderes Buch gewidmet hat. Gewiß hat es schon vor ihm manche Maler unter den französischen Lyrikern gegeben. Man braucht nur die zu einem sehenswerten Museum gestalteten Räume von Hugos Wohnhaus an der Place des Vosges in Paris zu durchwandern, um zu sehen, wie viel und gut der Dichterkönig der Romantiker gezeichnet und gemalt hat. Théophile Gautier, der so ganz Künstler war, daß er in der *l'art pour l'art*-Theorie untertauchte, wollte ursprünglich Maler werden, und auch in seinen Dichtungen hat er seine Liebe zur Malerei nicht verleugnen können. Aber man halte neben das, was jene als Lyriker geschaffen, das, was Verhaeren gegeben hat, und man wird den Unterschied ermessen. Ähnlich bei dem zweiten, was ihm die französische Lyrik dankt: dem Musikalischen. Verlaine hatte in seinen *Romances sans paroles* (1874) die Gedanken so gut wie ganz ausgeschaltet zugunsten klanglicher Wirkungen; er und andere hatten sich an dem, was sie *musicalité* nannten, berauscht. Aber das, was sie zustande brachten, war und blieb gekünstelt, zurechtgemacht, auf Effekte berechnet, auf Deklamation abgestimmt. Keiner von allen war ganz Pathos im Sinne einer reinen, faszinierenden Kunst, wie ihn Zweig [24]) umschreibt; keiner war ganz Rhythmus. Gerade das aber ist Verhaeren. Er hat ohne Übertreibung von sich selbst sagen können: *Aux bonnes heures où le travail est ma grande joie, je sens que tout mon être collabore à mes poèmes. Cœur et cerveau s'exaltent. Bien plus: mon corps musculaire est agité d'un rythme qui soutient et souvent produit le mouvement de ma pensée. Il est certain de mes vers que je danserais... Quand je travaille avec passion, tout mon corps vibre, souffre ou bien exulte. Les rythmes parcourent mes muscles et mes nerfs, du sommet de ma tête à la plante de mes pieds. C'est avec tout mon être que je fais un poème* [25]). In ihm singt und klingt es,

---

[24]) *Emile Verhaeren* (1910) S. 111 ff.

[25]) *Impressions. Première série* (1926) S. 29. 30. Auch sonst wäre auf das, was dieses Buch bringt (es stellt früher erschienene Artikel

in ihm wogen die Töne auf und nieder, das dumpfe Surren der Telegraphendrähte, das laute Hämmern und Pochen der Maschinen, der metallene Klang des Goldes, das Getöse des Straßengetriebes oder der politischen Versammlung, der schrille Pfiff der Lokomotive, das leise Wogen des Korns im Winde, und diese in hundertfältigen Akkorden zitternde Musik gestaltet er zu Klanggebilden von wunderbarer Kraft, gestaltet er zum berauschenden Ausdruck seines eigensten Wesens, oder vielmehr er gestaltet sie aus seinem eigensten Wesen heraus. Und alles das verbindet sich bei ihm mit einem dritten Neuen: mit Unverbrauchtem, Urkräftigem, mit einem Lebenswillen, der ihn aufgehen läßt in der umgebenden Welt, ihrer friedlichen Natur, ihrem geräuschvollen Getriebe. Was gärt und braust, was klagt und jubelt, was schwingt und tönt, was Kraft und Leben beseelt, wird ihm zu Poesie und Enthusiasmus, wird tiefste seelische Bewegung, Farbe, Ton, rhythmische Energie, körperliche Dynamik und Emotion zugleich. Das Wort Pantheismus hat man für ein solches Aufgehen in dem Weltall gebraucht. In der Tat ist es der heilige Glaube an die Gesundung aus der Berührung mit der Welt, an die Schöpfung neuer und unversiegender Kräfte aus dem Schoß der Mutter Erde. Es ist das Lebensgefühl des Symbolismus.

Auch in der symbolistischen Kunst hatte sich die französische Lyrik in einer Sackgasse festgerannt. Die, die dem Symbolismus zu dienen versuchten, wie Verlaine, waren schließlich doch im Impressionismus stecken geblieben. Zur seelischen Vertiefung, die der Symbolismus bedeutet, waren sie nicht vorgedrungen. Der Symbolismus stellt Anforderungen, denen das französische Wesen nur schwer, vielleicht auch gar nicht gerecht wird. Der normale Franzose ist der Mensch des ausgeprägten, klaren und logischen Denkens. In seinem Wesen regiert die Vernunft. Träumerei und Grübelei sind nicht seine Stärke. Er nimmt das Dasein ohne viel metaphysische Wünsche hin, aber er weiß es sich mit klarem Verstand zu heiterem Lebensgenuß zu gestalten. Alle Formen seines Daseins unterwirft er gern einheitlichen Linien. Die Hauptstadt des Landes ist ihm, dem durch die lateinische Kultur zum Stadtmenschen erzogenen Nachkommen der Römer, Vorbild und Schema, nach dem alles im Lande, Städte, Flecken und Dörfer geformt werden. Selbst der Sprache drückt er gern das gleiche einheitliche Gepräge auf; sie dient ihm dazu, alle Gedanken bis zu ihrem logischen Ergebnis durchzuführen und Eindeutigkeit und Klarheit zu erzielen. Nebelhaftes, Halbgeformtes ist seiner Wesensart fremd. Von

---

Verhaerens zusammen), zu verweisen, besonders auf Verhaerens *Confession de poète* S. 9 ff. (aus dem Jahr 1890).

solcher Geisteshaltung biegt der Symbolismus in schroffer Gegensätzlichkeit ab. Er pflegt gerade das Unrationalistische, Intuitive, Unbewußte und Unterbewußte; er will das Halbverständliche und Halbdunkle, das Verfliegende, Verklingende festhalten und zum Kunstwerk gestalten; er ist mystisch orientiert; er spannt die geheimnisvollen Fäden, die vom Innern des Menschen zu dem Äußeren der Erscheinungswelt hinlaufen; die Umwelt wird ihm zu einem Symbol des inneren Lebens, er will sich keinem Schema, keinem Typus beugen; er erkennt kein Gesetz an, auch nicht in der äußeren Form der Metrik, in die der freie Vers seinen Einzug hält; er will nicht mehr restlos klar sich mit Problemen auseinandersetzen; er will suggerieren, nicht überzeugen, sondern Stimmung verbreiten. Das viele, was über den Symbolismus allmählich veröffentlicht worden ist, möge uns nicht vergessen lassen, was Verhaeren selbst geschrieben hat: *Tout ailé d'idéalisme, le symbolisme s'est envolé aux pays mystiques et chrétiens, cherchant les provinces vaporeuses de la légende, aimant les voiles à travers lesquels se perçoivent les formes pures de l'idée, ne se résignant pas à noter l'accidentel et le fait, mais les purifiant de la contingence pour les élever au rang des hauts et impérissables concepts*[26]). Der Symbolismus ist auf der ganzen Linie eine Ableugnung typisch-französischer Geistesart. Dabei ist es füglich gleichgültig, ob die Männer, die ihn von Paris aus verfochten haben, Franzosen sind oder nicht. Moréas war Grieche, Kahn ein Entwurzelter, Jude und Lothringer, Mockel Wallone, Sohn einer Deutschen, und dazu treten dann die flandrischen Dichter mit ihrem germanischen Kunstgefühl, sie alle überragend Verhaeren, der seine Verwandtschaft mit dem Symbolismus nicht verleugnen kann, obwohl er mehr als bloß Symbolist war.

Verhaerens flandrische Heimat ist alter deutscher Kulturboden. Dort in Brügge war einst eins der wichtigsten Hansekontore. Dort stehen noch die malerischen Patrizierpaläste, jetzt leer und verlassen wie vieles in der toten Stadt. In Flandern wehten noch am Ende des 18. Jahrhunderts die österreichischen Fahnen, und man bedenke, wie mannhaft damals der österreichische Kaiserstaat die deutsche Sache verfocht, während sich Preußen hinter dem Baseler Frieden verkroch. Schon lange vor dem Weltkrieg aber war das Franzosentum auf flandrischem Boden zur kulturellen Herrschaft gelangt. Französische Kaufhäuser entstanden; französische *conférenciers* sprachen dort, französische *troupes de passage* aus Paris oder Lille gaben dort ihre Vorstellungen vor ausverkauften Häusern. Kein deutscher Vortragender, keine deutsche Theatertruppe verirrten sich in das

---

[26]) *Impressions. Deuxième série* (1927) S. 77.

Land. Die vornehmen Familien entwöhnten sich vielfach vlämisch zu sprechen, sie schickten ihre Töchter nach Frankreich oder in die Französische Schweiz in die Pension, ihre Söhne auf die Universität Paris. Keiner verirrte sich in eine deutsche Universitätsstadt. Maeterlinck siedelte nach Frankreich über, Rodenbach verlegte seinen Wohnsitz nach Paris, wo noch heute seine Witwe und sein Sohn leben, Mockel ließ sich in Rueil-La Malmaison nieder, Verhaeren verbrachte nur einen Teil der Sommermonate auf seinem jetzt zerstörten Landgut Caillou-qui-bique bei Roisin im Hennegau und wohnte sonst im Bannkreis der Weltstadt in Saint-Cloud, wo noch jetzt seine Witwe die Wohnung innehat, die sie einst mit ihm gemietet. Sie alle wurden in Sprache und Gesinnung Franzosen. Verhaeren hat seine Liebe zu Frankreich mit dem Tod besiegelt. Als er im November 1916 eine Vortragsreise machte, die der Verkündigung belgischen Märtyrertums und französischer Heldengröße gelten sollte, ist er im Bahnhof von Rouen überfahren worden. Mit ihm ist der größte der französisch schreibenden Dichter Flanderns dahingegangen. Seiner überragenden Bedeutung gegenüber wird es immer unser Schmerz bleiben, daß, als Flandern nach jahrhundertelangem Schlummer zu geistiger Tat erwachte, seine literarischen Großen in französischer Sprache schrieben und ihre Werke in die Weltliteratur eingehen ließen als Bestandteil französischen Schrifttums.

Marburg i. H. **Kurt Glaser.**

Buchdruckerei G. Uschmann, Weimar

